Niederländische Novellen.

Niederländische Novellen.

Niederländische Novellen

den

Originalen nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1866.

Hildebrand.

Die Familie Kegge.

Eine traurige Einleitung.

Wer kennt nicht die entsetzliche Krankheit, die man im gewöhnlichen Leben mit dem gefürchteten Namen des Nervenfiebers zu nennen gewohnt ist?

Wer hat nicht irgend einen geliebten Menschen zu beklagen, der ihrer schrecklichen Gewalt zum Opfer fiel? Mir wenigstens ruft der Gedanke an diese Krankheit eine Reihe trauriger Erinnerungen wach; ich sehe die Leidenden mit den gebrochenen Augen, den dürstenden Lippen, den trockenen, bleichen Händen: wie sie theils in ihre krankhaften Visionen verloren bewußtlos dalagen, oder sich dann mit einer Kraft, die Niemand mehr ihnen zugeschrieben haben würde, sich in ihrem Bette aufrichteten, um bald darauf wieder matt und kraftlos zurückzusinken. Sie stehen mir auch vor Augen in ihren letzten traurigen Augenblicken, wie sie still daliegen in jener ängstlichen Ruhe, die den Tod vorbedeutet. Noch höre ich, wie die Angehörigen hundertmal fragen, ob dieses nun die Krisis gewesen sei, und sich dann mit dem Selbstbetrug trösten, als hätten sich gute Zeichen eingestellt. Wie sie so lange sich an jeden Strohhalm von Hoffnung klammern, bis endlich die harte Wahrheit, daß die Krankheit hoffnungslos ist und der Tod zu erwarten steht, sich nicht mehr zurückdrängen läßt. Aber, Gott sei Dank! es tauchen auch angenehme Erinnerungen von Genesung bei mir auf. Bei mir, der selbst

die schreckliche Krankheit durchgemacht und sich ihr mit der Elasticität der Jugendkraft entrissen und der auch Andere um sich her genesen sah. Die Wonne der Besserung, wenn man nach und nach fest einschlummert und gekräftigt erwacht in dem Gefühl der Hoffnung und Ruhe, das lang gewünschte schmerzlose Aufschlagen der Augen, der Hunger, das erste Aufrichten und die kindische Dankbarkeit für das erste Glas Wein, das gestattet wird! Wahrlich: gesund sein ist ein unschätzbares Gut, aber aus einer schweren Krankheit zu genesen ist ein seliger Genuß!

Im Beginne des dritten Jahres meines Aufenthaltes zu Leyden miethete sich ein junger Mann, aus Demerary in Westindien gebürtig, in meiner Nachbarschaft ein. Es herrscht dort unter den Studenten die Gewohnheit, daß sie sich in solchem Falle gegenseitig einen Besuch machen. Der junge Mann gefiel mir, er hatte ein offenherzig anziehendes Wesen voll Sanftmuth und Zartgefühl; besonders gedachte er sehr zärtlich und anhänglich seiner Angehörigen, die er in seiner Heimath bereits als Knabe verlassen hatte und welche er vor Beendigung seiner Studien nicht wiedersehen sollte, weshalb er sich so viel als möglich dazuhielt, um diese Zeit recht bald überwunden zu haben. Dieses Eifers wegen war er mir lieb, und obgleich ich durch unsere Studien und die Altersverschiedenheit mit ihm in keinen geregelten Umgang kam, so besuchte ich ihn doch einige Mal, was ihm doppelt angenehm zu sein schien, weil er mit mir frei und offen über dasjenige sprechen konnte, was ihm so nahe am Herzen lag und was den meisten seiner jungen Freunde entweder zu kindisch oder zu ernst erschien, um darüber zu reden.

Bei einem dieser Besuche klagte er ernstlich über eine gewisse Müdigkeit und Lahmheit in den Beinen, die ihn seit einigen Tagen plagte, und ganz kurze Zeit darauf erfuhr ich, daß William Kegge, so hieß er, wirklich krank war. Einem kranken Studiosen fehlt es nicht an Gesellschaft und es stirbt vielleicht mancher an zu viel Theilnahme. Ich wählte zu meinem Besuche eine Stunde, in welcher ich hoffen durfte, ihn nicht allzusehr umringt zu finden, und fand ihn

im Bette. Obgleich es nun gewiß ist, daß ein studirender Jüngling, wenn er doch einmal zu Hause bleiben muß, viel früher seinen Trost in den Federn sucht, als eine vielbeschäftigte Hausfrau, so hatte ich mir doch nicht gedacht, meinen jungen Freund im Bette anzutreffen. William war übrigens sehr munter und aufgeweckt; ich merkte sogleich, daß er im Fieber lag. Zwei seiner intimsten Freunde saßen vor seiner Bettstelle, um ihn ein wenig aufzumuntern, und forderten ihn zum Schiedsrichter auf über eine Streitfrage beim Kartenspiel, wodurch sie ihn nöthigten, sich siebenundzwanzig Karten in allen erdenklichen Zusammenstellungen vor die Phantasie zu rufen, gewiß ein sehr angenehmer Zeitvertreib für einen Kranken, wenn auch ein wenig ermüdend. Ich gab den beiden Krankentröstern eine Andeutung, dies Gespräch fallen zu lassen, und hätte es am liebsten gesehen, wenn sie sich Beide entfernten. Ich rieth darauf dem Kranken, sich ruhig zu verhalten und schraubte den Docht der Lampe etwas herab. Dann bat ich ihn, einen Arzt zu nehmen, aber davon wollte er nichts hören. Einer der Freunde sollte bei ihm bleiben bis er schlief, und dann wollte er den andern Tag abwarten.

Am andern Tage war bereits sehr früh die Hauswirthin meines Nachbars bei mir. Es stand sehr schlecht mit dem jungen Herrn; er war mitten in der Nacht wach geworden, hatte sich Thee bereiten lassen und war, was sie bei ihrem Miethsherrn durchaus nicht gewohnt war, sehr verdrießlich gewesen, dabei hatte er sie so verwirrt angesehen, daß ihr der Schreck noch in den Beinen saß; sie meinte, es sei gewiß nicht gut gewesen, daß der junge Herr so oft bei offenem Fenster gesessen habe, denn daran seien die Menschen aus seiner Heimath nicht gewöhnt und dergleichen mehr. Ich kleidete mich an und ging sofort zu ihm.

Das Fieber war viel heftiger geworden; er war sehr unzufrieden über sein Bett, seine Schlafkammer, seine Wirthin, kurz über Alles; er wollte stark einheizen lassen und versprach sich viel von dieser Maßregel. Ich ersuchte ihn, ruhig liegen zu bleiben und ließ augenblicklich den Arzt holen. Dieser kam und erklärte das Unwohl-

sein für bedenklich; darauf wurde das Studirzimmer zum Krankenzimmer eingerichtet und an den Mann geschrieben, der Williams Geschäfte besorgte. Glücklicherweise war die Wirthin eine anstellige, rührige und dabei gutmüthige Frau; sie that, was in ihren Kräften stand, der Arzt that dasselbe, einige junge Leute, welche ich unter den vielen, die durchaus wachen wollten, ausgewählt hatte, thaten mit mir das Mögliche, aber es half nichts; die Krankheit nahm einen gefährlichen Verlauf und nach drei Wochen voll Angst und Sorge trugen wir den armen William Kegge zu Grabe.

Ein Studentenbegräbniß hat etwas Ergreifendes. Eine lange Reihe von jungen Leuten in der Blüthe des Lebens, die im Trauergewande eine Leiche zu Grabe tragen, zum Zeichen, daß der Tod den Menschen gar oft in der Blüthe bricht. Freilich denken die Wenigsten in solchen Fällen an diese ernste Bedeutung!

Gewöhnlich tragen seine Landsleute den Verstorbenen. Für William aber fanden sich nicht zwölf junge Leute, die Heimathsgenossen von ihm gewesen wären, daher trugen ihn seine besten Freunde. Er war erst so kurze Zeit auf der Universität gewesen und wahrscheinlich war unter all denen, die ihn trugen, kein einziger, vor dem er sein Herz ganz ausgeschüttet hatte. Vielleicht war ich, der ihn doch so selten sah, sein einziger Vertrauter gewesen. Auch hatte er in der letzten Nacht seines Lebens in einem Augenblicke, als er vollkommen bei Besinnung war, einen Ring von seinem Finger gezogen mit einem kleinen Diamant und inwendig die Buchstaben E. M. »Bewahren Sie das,« hatte er mit matter aber nachdrücklicher Stimme gesagt, »es war mir sehr theuer,« mehr hatte er nicht beigefügt.

Es wurde eine kurze Rede an dem offenen Grabe gehalten, dann warfen wir, die ihn getragen hatten, eine Schaufel voll Erde nach und darauf begab sich der Zug nach der Aula der Universität zurück und trennte sich dort. Die schwarzen Röcke wurden ausgezogen und Jeder kehrte zu seinen Beschäftigungen, seinen Vergnügungen und seinen lebenden Freunden zurück.

Als der Geschäftsfreund von Williams Vater mit mir davon

sprach, nach Südamerika zu schreiben, zeigte er sich so unbeholfen und verlegen dabei, daß ich mich erbot, zuerst in meinem Namen einen vorbereitenden Brief zu schreiben, worauf dann der seinige mit der Todesnachricht und der Rechnungsablegung über die Sachen des Verstorbenen so bald als möglich folgen sollte. Ich erfüllte diese traurige Verpflichtung und einige Zeit nach Absendung der beiden Briefe erhielt ich von Kegges Vater einen Brief, der von wohl etwas übertriebenen Dankbezeugungen und Freundschaftsanerbietungen erfüllt war, als Antwort.

Zwei Jahre darauf kam die Familie Kegge selbst in die Niederlande, und ließ sich, wie ich später vernahm, steinreich in der Stadt R. nieder. Ich erhielt die erste Nachricht hiervon durch ein Kistchen echter Havannacigarren, welches ich durch die Post empfing und wobei sich ein Billet mit folgendem etwas seltsamem Inhalt befand: »Ein kleines Rauchopfer der Dankbarkeit bei unserer Ankunft im Vaterlande. Kommen Sie nach R. und fragen Sie nach der Familie, die aus Südamerika angekommen ist, und Sie sollen herzlich willkommen geheißen werden durch

Jan Adam Kegge.«

Bekanntschaften mit Menschen und Thieren.

Einige Zeit nach dem Empfang des Rauchopfers, welches meine Freunde nicht versäumt hatten zu meiner Ehre in Brand zu stecken, saß ich an einem regnichten Octobermorgen, an welchem ich gerade nicht zu früh aufgestanden war, in stiller Andacht bei meinem Frühstück, als sich unter mir ein außergewöhnlicher Lärm vernehmen ließ.

»Noch höher?« fragte eine laute Stimme, die ich nicht kannte. »Donner und Wetter! das ist ja eine Hühnersteige! Sapperlot! hier ist's auch schön dunkel; ich will ein Rabe sein, wenn ich etwas sehen kann!«

Mit solcher freimüthigen Offenheit künden sich weder die Capitaine untergegangener Schiffe an, noch die Professoren unbekannter Lehranstalten, oder die Künstler, welche für einen Spottpreis die Portraits der Studenten zeichnen, oder alles, was sonst auf listige Weise bei der studirenden Jugend eindringt, um auf ihre Unerfahrenheit und Gutmüthigkeit zu speculiren. Ich war daher über diesen Punkt beruhigt und da mir eine kleine Abwechselung erwünscht war, so freute ich mich darauf, irgend ein fremdes Gesicht zu sehen. Die Thür ging auf und es trat ein rüstiger Herr herein, der stark in den vierziger Jahren sein mochte. Des Mannes Aussehen schien gerade nicht besonders distinguirt, aber der Ausdruck des Gesichtes war sehr heiter und gutmüthig; die dunkele Gesichtsfarbe verrieth die südliche Himmelsgegend, sein Haar, welches sich auf der Mitte des Scheitels stark zu lichten begann, war hier und da schon ein wenig mit Grau melirt. Er trug einen grünen Ueberrock, den er sofort aufknöpfte und unter welchem sich ein schwarzer Anzug mit einer Atlasweste zeigte, über welch' letzterer eine schwere goldene Uhrkette hing. In der Hand hielt er einen dicken Bambusstock mit einem Bernsteingriff.

»Kegge,« rief er mir zu, als ich überrascht aufstand, um ihn zu grüßen. »Kegge, der Vater von William; ich bin gekommen, um Sie, das Museum und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen, und wenn Sie mich dann nach Hause zurückbegleiten wollen, werden Sie mir ein verteufeltes Vergnügen machen.«

Ich war über diesen Besuch sehr erstaunt und beim Anhören des Namens ergriffen. Ich gestehe, daß ich selten mehr an den guten William dachte, aber eine so plötzliche Erinnerung an ihn und aus dem Munde des Vaters erschütterte mich etwas. Ich versicherte ihn, daß ich erfreut sei, den Vater meines hingeschiedenen Freundes vor mir zu sehen.

»Ja,« sagte Herr Kegge, indem er auf seine Uhr sah, »es war schade um den Jungen. Er war gewiß ein guter Kerl geworden; es thut mir in der Seele leid,« und indem er an das Fenster trat

und den Vorhang ein wenig zurückschob, setzte er hinzu: »Sie wohnen hier verteufelt hoch, aber Sie haben eine hübsche Aussicht; heißt das hier nicht die Breitestraße.«

»Hier schief gegenüber wohnte William,« sagte ich, nachdem ich die Frage bejaht hatte, »dort, wo jenes Fenster offen steht.«

»Ei was, dann waren Sie ja Nachbaren; ja, es ist schade, schade! Sapperlot, ist dies das Portrait von Walter Scott? Lesen Sie englisch? hübsche Sprache, nicht wahr? Ob ich hier wohl eine vollständige Ausgabe von Walter Scott bekommen kann? aber es muß auch eine schöne, eine kostbare Ausgabe sein; ich selbst halte nichts auf dergleichen Sachen, meine Kinder haben die meinige halb zerrissen.« Und dann wieder auf seine Uhr blickend: »Um welche Zeit wird das Museum geöffnet? ich muß durchaus die Sammlung der todten Bestien sehen; kann ich die Universität auch sehen und was giebt es sonst noch Merkwürdiges hier?«

An diesem regnichten Octobertage sah man mich bald darauf mit dem Fremden durch Leydens Straßen eilen, um zuerst die todten Bestien im naturhistorischen und dann die todten Pharaos im egyptischen Museum zu besehen, darauf in der Anatomie einen Blick zu werfen auf die Kinderchen, die noch gar nicht gelebt haben, und zum Schlusse die Sammlung der Bilder aller verstorbenen Professoren zu betrachten. Um einige Abwechselung zu bewirken, besuchten wir die Burg und gingen dann in den Gasthof »Zur Sonne«, woselbst Herr Kegge während der Tafel durch einige seltsame Geschmackseigenthümlichkeiten Aufsehen erregte. Da er unter Anderem keinen Bordeaux trank, so war ich genöthigt, eine Flasche Portwein mit ihm zu leeren.

Nach dem Diner reiste Herr Kegge mit dem Postwagen ab; nachdem er mir vorher das feste Versprechen abgenommen hatte, nach Ablauf meines bevorstehenden Examens einige Wochen bei ihm zuzubringen, bei welcher Gelegenheit er mir dann zeigen wolle, wie er gewohnt sei, Gäste zu empfangen, und wie gut sein Keller bestellt sei. »Wenn Sie studiren wollen,« sagte er, »so finden Sie bei mir

eine hübsche Menge von Büchern, und wenn inzwischen etwas Neues von Bulwer oder so Jemand herauskommt, so bringen Sie es für meine Rechnung mit, aber jedenfalls die beste Ausgabe!«

Ein paar Wochen darauf erhielt ich einen Mahnbrief an mein Versprechen, begleitet von einem unmäßig großen Topf eingemachter westindischer Früchte. Herr Kegge zeigte mir an, daß seine Frau und Tochter, welche letztere, in Parenthese gesagt, eine hübsche Brünette sei, von Verlangen erfüllt wären, mich kennen zu lernen. Ich kam diesem Verlangen nach und wenige Tage danach saß ich der Frau Kegge und der hübschen Brünette unter mächtigem Gekläff von zwei kleinen spanischen Schooßhündchen im Hause des Herrn Jan Adam Kegge gegenüber.

Das Zimmer, in welchem ich mich befand, lieferte das Schauspiel der ausgesuchtesten Pracht, welche mit der größten Achtlosigkeit gepaart war; ein Ueberfluß von kostbaren Möbeln, denen man ansah, daß sie ganz neu waren; ein großes Pianoforte war geöffnet und darauf lag eine Anzahl Bücher, ein Haufen durcheinander geworfener Noten und eine Guitarre; ein polirter Notenkasten stand offen und eines der spanischen Hündchen setzte den darin enthaltenen Rest von Notenblättern spielend in Bewegung. Auf dem Trumeau vor dem großen kostbaren Spiegel mir gegenüber befand sich eine Gruppe der seltensten westindischen Vögel mit spitzen Schnäbeln und schillernden Schwänzen; in den vier Ecken des Zimmers standen vier schwer vergoldete Kandelaber; die Tapeten und Gardinen waren entsprechend kostbar. An der Wand hingen Familienbilder. Herr Kegge in einem zierlich drapirten Almaviva, Frau Kegge prachtvoll gekleidet, mit Spitzen und Schmuck behängt. Das dritte Bild stellte vier Kinder vor, unter denen namentlich die schöne Brünette sehr auffiel; das Bild Williams, der der älteste gewesen, vermißte ich mit Schmerz, aber es war natürlich, daß er auf dem Bilde fehlte, denn das Bild war während seiner Abwesenheit vom Vaterhause gemalt worden. Vor dem Sopha, auf welchem die schöne Tochter des Hauses saß, lag ein roth eingefaßtes Tigerfell und der Armsessel von

Frau Kegge war so breit und behaglich, daß sie sich ganz hinein versenkt hatte.

Als ich eintrat, hielt die Mama das Hündchen Azor auf dem Schooße, welches sich durch größere Schweigsamkeit von dem Hündchen Mimi unterschied, und liebkoste dasselbe, während die Tochter ihre Stickerei niedergelegt hatte, um sich mit einem großen weißen Kakadu mit gelbem Schopf zu beschäftigen. Frau Kegge war mehr klein als groß von Gestalt, merklich jünger als ihr Gemahl, merklich brauner als ihre Tochter und merklich fern von dem, was ein Europäer eine Schönheit nennen würde. Und was ihre Toilette betrifft, so muß ich gestehen, daß ich sie sehr einfach fand, abgesehen davon, daß sie eine schwere goldene Kette auf ihrem ehemaligen Busen und sonst noch einige überflüssige Schmucksachen trug. Sie schien etwas verlegen über meinen Besuch und nach und nach schien es mir, als ob sie auch über sich selbst ein wenig verlegen sei, sowie über die Pracht, die sie umgab, und das Verhalten, welches sie dabei beobachten mußte. Ihre Tochter kam ihr zu Hülfe. Es ist gar oft eine gute Einrichtung für Mütter, daß sie Töchter haben! Die Tochter stand von dem Sopha auf, um mich freundlich zu begrüßen, während ein schwarzer Diener mir einen Stuhl gab, den er viel näher zu dem Fräulein als zu der Mama stellte. Sie versicherte mich, daß sie sehr erfreut sei, mich zu sehen, Papa habe sich so sehr darauf gefreut, Herrn Hildebrand einmal bei sich zu haben, er werde nicht lange auf sich warten lassen, aber ein dringendes Geschäft habe ihn abgerufen.

In Wahrheit, die Tochter des Herrn Kegge war ein schönes Mädchen. Sie hatte die feinen Züge ihres Bruders William, aber viel schönere Augen als dieser gehabt hatte, herrliche dunkele Augen waren es, deren Blick Einem in die Seele drang. Als sie dieselben aufschlug, strahlten sie feurig und unverzagt, und doch, wenn sie wieder niederblickte, erschienen sie sanft und schüchtern. Ihr Haar hing in langen Locken um die etwas bleichen aber vollen Wangen. Ich wußte, daß sie drei Jahre jünger war als William, der jetzt unge-

fähr zwanzig Jahre gezählt haben würde; aber nach der Art der südlichen Menschengeschlechter war sie bereits vollständig entwickelt. Ein reizendes Neglige von weißem Battist mit gekraustem Tüll bekleidete ihre zierliche Gestalt, und sie trug keinen andern Schmuck, als einen blutrothen Rubin am Finger, der die Augen auf ihre kleinen zarten Händchen zog. Die schöne Brünette führte das Gespräch eifrig fort und füllte die Pausen damit aus, daß sie auf das Freundlichste mit dem Kakadu plauderte und ihn kleine Stückchen Zwieback aus ihrer Hand aufpicken ließ, bei welcher Gelegenheit ich Todesangst für ihre schönen Finger ausstand. Man begreift, daß ich das begünstigte Thier sehr eifrig pries.

Er plauderte so artig, sagte sie; sie hatte nun begonnen, ihn ihren Namen aussprechen zu lehren. „Coco, wie heißt das Fräulein?« und dabei strich sie Coco so zart über den Kopf, daß ich wünschte, Coco zu sein. Der liebe Name kam jedoch so wenig über des Burschen hornige Lippen, wie ich im Stande gewesen wäre, ihn zu verrathen. Nach langem Schmeicheln krächzte er: »Köpfchen krabbeln.«

Das war augenscheinlich ein Irrthum und Coco büßte denselben schwer genug. Die schönen Augen funkelten und die zarte Hand gab dem albernen Thiere mit einer goldenen Nadelbüchse einen heftigen Schlag auf den Kopf, worauf Herr Coco mit schiefgebogenem Halse in kleinen Schrittchen nach dem äußersten Ende seiner Stange retirirte und dort in dieser Haltung sitzen blieb, indem er den einen Fuß zum Schutze aufhob, ungefähr wie ein Schuljunge, auf welchen der Lehrer unheilverkündend eindringt.

»Papa lehrt ihn zuweilen aus Scherz solche Worte,« sagte die erzürnte Schöne, »aber ich finde es nicht in der Ordnung.« Mama sah ängstlich nach ihrer Tochter; ich suchte nach einem andern Stoff der Unterhaltung und wollte soeben von den Bildern anfangen zu sprechen, als Herr Kegge selbst nach Hause kam.

»Theuerster Freund, Unsterblicher!« rief er aus, als wären wir Zeitlebens durch die zartesten Bande der Freundschaft verbunden

gewesen. »Unsterblicher, das ist schön von Ihnen! Sehen Sie, so mag ich es leiden! Haben Sie noch nichts zu sich genommen? Mit was kann ich Ihnen dienen? Madeira, Teneriffa, Malaga, Constantia, weißen Portwein? Liebes Kind, laß augenblicklich die Flaschen kommen. Was sitzt denn der Vogel so verschüchtert da? Was ist dir geschehen, Lore?«

»Er hat Schläge gekriegt, Papa,« entgegnete die Tochter, »weil er andere Worte spricht, als die ich ihn gelehrt habe.«

»Dummes Zeug, je mehr Worte, desto besser! komm, Pußchen, Köpfchen krabbeln!«

»Papa, es wäre mir wirklich lieber, wenn Du es unterließest.«

»Ja, ja, Kind,« begütigte er, »ich will es nicht wieder thun, aber was sagst Du zu unserm Gast, Herrn Hildebrand, und was sagt Herr Hildebrand von meiner Tochter?«

Wir waren Beide verlegen und hatten nichts von einander zu sagen.

»Dummes Zeug!« rief Herr Kegge, »Ihr sollt schon bekannt mit einander werden; von jetzt ab kein Herr und kein Fräulein mehr, sondern Henriette und Hildebrand, das bitte ich mir aus!« Fräulein Henriette Kegge stand auf, um sehr eifrig nach einem Buche auf dem Piano zu suchen. Der Bediente kam inzwischen herein, um die angebotenen Erfrischungen zu bringen, zu welchem Zwecke er einen großen Sandelholzkasten auf den Tisch stellte, worin sich sechs Caraffen mit den versprochenen Weinen befanden. Herr Kegge nahm dieselben nebst den dazu gehörigen Gläsern heraus, und seiner Ansprache nach zu urtheilen, wurde ich überzeugt, daß ich ihn sehr verpflichtet haben würde, wenn ich sämmtliche Vorräthe nach einander ausgetrunken hätte. Mit einem Glas Madeira hieß er mich willkommen.

»Hören Sie, Unsterblicher,« sagte er, »dies ist nun mein Haus, dies meine Frau, und dies meine älteste Tochter, und bald sollen Sie auch die anderen Kinder sehen, nicht wahr, Hanna? Dann wissen Sie, wie es hier aussieht; Sie müssen nur denken, daß wir

im Westen keine Umstände gewohnt sind; in Europa ist man viel steifer, hier hat man adelige Herren und große Hansen, ich bin weder von Adel noch ein großer Hans, ich bin ein Emporkömmling, wenn Sie so wollen.«

Henriette verließ das Zimmer. »Aber ich brauche auch, Gott sei Dank,« fuhr er fort, »Niemand nach den Augen zu sehen, und das halte ich für ein großes Glück; es lebe die Freiheit, und besonders hier im Hause. Hier können Sie thun und lassen, was Ihnen gutdünkt: so lange schlafen, wie Sie wollen, gut essen, gut trinken, das sind unsere Hausgesetze. Wo ist Henriette?«

»Auf ihrem Zimmer,« erwiderte Frau Kegge, »sie kleidet sich zum Diner.«

»Dann können die Kinder vorher noch hereinkommen.«

Es wurde geklingelt. Der schwarze Diener erhielt seine Befehle und die Kinder erschienen. Zuerst traten zwei hübsche Jungen herein, der eine von neun, der andere von zehn Jahren. Die Ungezogenheit blickte ihnen aus den kecken schwarzen Augen und sie sahen dadurch leider nicht häßlicher aus. Sie waren in blaues Tuch mit zahllosen vergoldeten Knöpfen gekleidet, hatten breit umgelegte Batistkragen, Schuhe und weiße Strümpfe. Dann kam ein Mädchen von sieben Jahren, mit langen schwarzen Flechten und blutrothen Schleifen auf dem Rücken, ein Junge von fünf Jahren in einem schottisch carrirten Kleidchen, dann wieder ein Mädchen von ungefähr drei Jahren mit bloßen Beinchen und bunten Stiefelchen, und endlich auf dem Arme einer Wärterin ein Kind, welches nichts weiter an hatte als ein weißes Kleidchen, das man sah, und ein weißes Hemdchen, das man nicht sah. Dabei sah das kleine Schäfchen, mit einer goldenen Rassel in der einen und einer Brotkruste in der andern Hand, recht gesund und vergnügt aus. »Nun haben Sie sie alle gesehen,« sagte der Papa, indem er das Kind von dem Arme der Wärterin nahm und sich auf die Schulter setzte, wobei es laut vor Freude aufjauchzte, daß es eine Lust war, die Gruppe anzusehen. »Ich habe elf Stück gehabt: William, den Sie gekannt haben, Henriette, die

Sie gesehen haben, dann sind drei gestorben, darauf kommen die beiden Jungen, der hier heißt Robert und jener dort Adam, wie ich; die sind Beide noch ungezogener als ihr Vater, wie er klein war; zwischen dem Knaben und dem kleinen Mädchen ist wieder Eines todt, es wurde von einer Canaille von Negerin vergiftet, als es ein und ein halbes Jahr alt war; dies Mädchen heißt Hanna nach meiner Frau, das ist ein hübsches kleines Ding, nicht wahr? Der kleine Junge hier heißt Jan, dann kommt Sophiechen und das kleinste heißt Kitty.«

Nach dieser Vorstellung der Kinder gab er jedem ein wenig Malaga zu trinken, dann reichte er das jüngste Kind der Wärterin zurück und sagte: »Nun marsch wieder nach der Kinderstube!« worauf sich die ganze kleine Versammlung lachend und jubelnd zur Thür hinausdrängte.

»Wenn Sie nun wissen wollen, wo Sie schlafen, Unsterblicher,« begann Herr Kegge, welcher diese Bezeichnung für mich gewählt zu haben schien, »kommen Sie dann nur mit, Sie können bei dieser Gelegenheit die Bibliothek gleich einmal sehen.«

Er führte mich nach einem Hinterzimmer, welches oben nach dem Garten hinaus lag. Noch nie hatte ich in einem so wohlausgestatteten Zimmer geschlafen. Außer dem Bette war ein Sopha da und eine Chaise longue, dann eine Pendule, ein Waschtisch von Rosenholz, überreichlich mit Allem versehen, was zur Toilette gehört.

»Sie werden sich hoffentlich vor den Waffen dort in der Ecke nicht fürchten?« sagte Herr Kegge, indem er auf ein Paar indianischer Bogen und ein Dutzend möglicherweise vergifteter Pfeile zeigte. »Hier ist die Glocke, wenn Sie etwas bedürfen, so klingeln Sie nur, daß das Haus dröhnt.« Wir gingen darauf nach der Bibliothek, wo im Kamine ein lustiges Feuer brannte und ein Schatz von illustrirten Reisewerken und Tagesliteratur sehr zierlich gebunden zusammenstand.

»Hier gehen Sie nur hin, wenn Sie sich langweilen; das Sopha ist bequem, in dieser Schieblade sind Bilder. Alles, was Sie

hier sehen, ist meistens in England gekauft und Henriette vervollständigt es von Zeit zu Zeit. Ich kann mich mit solchen Schnurrpfeifereien nicht aufhalten; Henriette ist zwei Jahre in Arnheim in einer Pension gewesen, dann sind wir hier ins Land gekommen und haben sie zu Hause geholt, sie war zu groß und sie muß sich nun selbst weiterschaffen. Englisch konnte sie schon und wer in zwei Jahren kein Französisch lernt, der lernt es niemals; das lange Schulgehen ist dummes Zeug; ich lasse keines von meinen Kindern wieder in die Schule gehen, sondern halte ihnen tüchtige Hauslehrer. Was die Mädchen betrifft: meine Frau versteht kein Wort Französisch und ist doch Mutter von elf Kindern geworden. Sehen Sie dort den ausgestopften Tiger? Den habe ich selbst auf meiner Zuckerplantage geschossen, nachdem der Schuft drei Mal ein Kalb gestohlen hatte.«

Wir gingen weiter und in Zeit von einer halben Stunde hatte der Herr Kegge mir alle Zimmer des ganzen Hauses, den Garten, den Stall und die Remise gezeigt, Alles unter gleich eifrigen Gesprächen, aus denen für mich mehr und mehr hervorging, daß der Herr Jan Adam Kegge sehr eingenommen war von seinem Reichthum, seinen Kindern und sich selbst. Er schien vollkommen überzeugt zu sein, daß er ein außerordentlich vom Glück begünstigter und dabei ausgezeichnet guter Kerl sei, zehnmal besser als alle erdenklichen großen Hansen und adligen Herren, und vollkommen berechtigt, alle weltlichen Sorgen und Vorkommnisse mit seinem Lieblingausruf: »dummes Zeug!« abzuthun.

Nachdem wir Alles gesehen hatten, empfing uns Frau Kegge im Speisezimmer. Henriette erschien dort in einer blauseidenen Robe, die ihr nicht so gut stand als das weiße Neglige. Ich hatte die Ehre zwischen ihr und ihrer Frau Mutter placirt zu werden. Herr Kegge saß gegen mir über und die Kinder schlossen sich an, so gut es ging. Bei dem Couvert des ältesten Knaben, der ungefähr zehn Jahr alt sein mochte, stand eine Flasche Wein wie bei dem meinigen. Am Ende des Tisches stand noch ein Stuhl leer und als

wir uns Alle gesetzt hatten, kam eine kleine magere Frau herein, noch viel dunkelfarbiger als Frau Kegge. Sie konnte ungefähr sechzig Jahre alt sein, was man nach einigen zum Vorschein kommenden greisen Haaren vermuthen durfte, da sie kein falsches Haar trug. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, und hatte ein hochrothes Taschentuch von ostindischer Seide umgeknüpft. Nach ihr kam ein schöner großer Hund, der sich, sobald sie Platz genommen hatte, neben ihren Stuhl niedersetzte und seinen Kopf in ihren Schooß legte, worauf sie ihre braune Hand ruhen ließ. Es lag etwas Absonderliches in dieser Erscheinung, obschon Niemand auf die Eintretende besonders achtete. Man nannte sie Großmama, doch schien es mir zuweilen, als sei diese Benennung nur im Scherz angewandt; sie selbst sprach wenig und etwas gebrochen, aber einmal sah ich sie bedeutungsvoll mit dem Kopfe schütteln, als Herr Kegge erzählte, daß er den Kauf des neuen Wagens abgeschlossen habe und daß sie fortan noch behaglicher als seither nach der Kirche fahren solle.

»Ei was,« rief er darauf, »kein Kopfschütteln, das ist dummes Zeug! Ich will den schönsten Wagen in der ganzen Stadt haben und die großen Hansen und adligen Herren können am Pfropfen riechen. Ich denke daran, mir ein Wappen dazu malen zu lassen: einen goldenen Pflanzerhut in silbernem Felde und eine Krone von Kaffeebohnen und Zuckerrohr darüber.«

»Ich würde nur J. A. K. darauf setzen lassen,« sagte die alte Dame trocken; »Du kannst an die Buchstaben ja so viel Schnörkel machen lassen als Du willst.«

Ich will das Diner nicht beschreiben mit all seinen prickelnden Saucen: Cayennepfeffer, Soga, Kräuteressig, englischen Pickels und dergleichen mehr; noch will ich wagen den Portwein zu beschreiben, den Herr Kegge durch eine Extragelegenheit erhielt und der dann aber auch so war, daß Herr Kegge sich aufs Höchste verschwor, er sei nirgends, vielleicht beim König von England ausgenommen, in gleicher Güte zu finden. Frau Kegge aß viel, Henriette dagegen wenig, doch muß man bedenken, daß die Letztere viel mehr sprach;

auch ordnete sie Alles an und sorgte dafür, daß die Speisen in regelmäßiger Folge genossen wurden, wogegen allerdings Herr Kegge von Zeit zu Zeit sündigte, was er jedesmal mit dem Ausruf: Dummes Zeug! auszugleichen strebte *). Die Schooßhündchen der Frau Kegge hielten sich bescheidentlich still, weil sie vor dem großen Hunde der alten Dame sehr bange waren, dagegen machten die Kinder, die ohne Zwang erzogen wurden, einen tüchtigen Lärm. Nach dem Essen bot der schwarze Diener Kaffee an und ich mußte einen schottischen Liqueur probiren, der mir wie Feuer in der Kehle brannte.

Die alte Dame war nach Ablauf des Essens sogleich aufgestanden und fortgegangen, von ihrem treuen Hunde gefolgt. Die Kinder blieben in dem Eßzimmer und ich bemerkte, wie die kleine Hanna den Topf mit Morellen an sich heranzog, daraus, während die Gesellschaft hinausging, sich selbst und ihre Geschwisterchen noch einmal versorgte, und auf das Ersuchen der Mama, diesem Genusse ein Ziel zu setzen, nichts erwiderte, als es schmecke so gut.

»Sie werden entschuldigen, wenn ich noch ein wenig nach der Bibliothek gehe,« sagte Herr Kegge, »dies ist meine Lesestunde,« und mit einem schlecht unterdrückten Gähnen verließ er das Zimmer. Frau Kegge setzte sich behaglich im Sopha zurecht, warf ein bunt seidenes Taschentuch über ihren Kopf und bereitete sich ebenfalls zur Siesta vor. Die schöne Brünette und ich blieben also so gut wie allein in der Dämmerung, welche nur durch die grellen Flammen des lustig flackernden Kaminfeuers erhellt wurde. Sie setzte sich in eine Fensternische und versicherte mich, daß sie sehr erfreut sei, nach Tisch solche angenehme Gesellschaft zu haben. Dies war sehr liebenswürdig, aber ich erlaubte mir die Bemerkung, daß ein einsames Dämmerstündchen auch seine Reize habe. Sie war nicht meiner Meinung; sie hielt viel von Licht, lebhaftem Gespräche und vielen Menschen. »Ach,« setzte sie hinzu, »hier giebt es gar keine Conversa-

*) Es ist in Holland Sitte, alle Gerichte zusammen aufzutragen und die späteren Gänge auf mehr oder weniger kostbaren Untersätzen, in welchen sich Kohlen befinden, warm zu erhalten.

tion.« Ich war erstaunt darüber, daß sich in einer Stadt von so viel Einwohnern gar keine Unterhaltung finden sollte. »Ach,« antwortete Henriette, »man muß bedenken, daß hier die Menschen erschrecklich steif sind; es giebt gewisse Coterien, bei welchen Niemand aufgenommen wird; freilich sind noch Familien genug da, die gern mit uns umgehen würden, aber die conveniren uns dann wieder nicht recht.« Ich begriff diese Verhältnisse vollkommen.

Es giebt in jeder Stadt solche Haushaltungen, die sich in ihre eigentliche Stellung nicht zurechtfinden können; emporgekommene Familien, die auf den einfachen Bürgerstand, aus dem sie hervorgegangen sind, hochmüthig herabsehen und doch im höchsten Grade sich darüber verwundern, daß sie in den ersten Kreisen nicht mit offenen Armen empfangen werden; sie sind wie die Fledermäuse: bei den Vögeln nicht geduldet und die Mäuse verachtend, und suchen daher ihr Vergnügen darin, mit einer Art von Flügeln Staat zu machen, die aussehen, als wenn sie ihnen gar nicht zukämen.

Es schien mir in dieser Dämmerstunde, als ob die schöne Henriette sich mit dieser unglücklichen Ehrsucht plage. Ihre Mutter kannte ich noch nicht, aber was Herrn Kegge betrifft, so sprach er mir viel zu viel von großen Hansen und adligen Herren, als daß ich ihn nicht in dem Verdacht einer heimlichen Eifersucht gehabt hätte. In seiner stolzen Behauptung, daß er ein Emporkömmling sei, lag vielleicht eben so viel Neid wie Aufrichtigkeit.

Im Verlauf unseres Gespräches erzählte mir Henriette Wunderdinge von dem Hause, den Pferden und den Sklaven, welche die Familie in Westindien hatte. Da war ein Sklave für das Taschentuch, ein Sklave für den Fächer, ein Sklave für das Gesangbuch, ein Sklave für den Flacon. Sie sprach auch von ihrer Pension und klagte über die widerwärtige Vorsteherin, die von allen Mädchen gehaßt wurde und erzählte von der allerliebsten Clementine, ihrer besten Freundin, mit welcher sie in Allem übereinstimmte; sie hatte unbeschreibliche Lust, in der Residenz zu wohnen, oder eine Reise durch die Schweiz zu machen, bei welcher Gelegenheit sie Neigung verrieth,

alle diejenigen Berge zu besteigen, welche seither nie durch Damen bestiegen waren; sie fand es unausstehlich, daß die Menschen hier zum Fenster hinaussahen, wenn sich eine Dame zu Pferde zeige, und daß man sich in dieser Stadt nicht einmal öffentlich mit einem Herrn unterhalten dürfe, ohne daß gesagt würde, man sei verlobt, ein Umstand, den ich durch alle möglichen Damen in allen möglichen Städten habe erwähnen hören und den ich nie so entsetzlich finden konnte, als man ihn schilderte.

Ein junges Mädchen und ein feiner Herr.

Während wir noch plaudernd zusammensaßen, wurde die Thür geöffnet und durch zwei oder drei von den Kindern eine Frauengestalt mehr hereingeschoben als hereinbegleitet, unter dem lauten Rufen: Da kommt Röschen mit einem Muff! Röschen mit einem Muff!

Ein tiefer Seufzer entstieg dem schönen Busen Henriettens. Die Gestalt, welche aus dem Hellen in das Dunkle trat, konnte wahrscheinlich keine Hand vor Augen sehen und blieb an der Thür stehen; die Kinder zogen wieder fort und man hörte sie im Flur noch rufen: Röschen mit einem Muff!

»Kind,« sagte Henriette zu der Eintretenden, »was kommst Du entsetzlich früh! Mama schläft noch.«

»Was sagst Du, Henriette,« rief Mama mit erschreckter Stimme, indem sie erwachte, »was willst Du, Kind? ist etwas geschehen? hast Du denn noch kein Licht?«

»Cousine Röschen ist schon da,« war die Antwort, »die Kinder sagen,« fügte sie lachend hinzu, »mit einem Muff.«

Die Gestalt kam während dieser Worte näher und fragte mit einer lieben Stimme nach der Gesundheit von Tante Kegge und Henriette. »Röschen,« sagte die Letztere, »Du bist nicht weit vom Glockenzuge, bitte, klingele einmal um Licht, willst Du?«

Das Mädchen gehorchte und ich sah mit Verlangen der Lampe entgegen. Es wurde Licht gebracht und ich erkannte bei seinem Scheine ein junges Mädchen, ungefähr so alt, aber noch nicht so entwickelt wie Henriette. Ein allerliebster Wuchs in einem sehr einfachen Winterkleide befreite sich von einem braunen Tuchmantel, ein kleiner gestickter Kragen schloß eng um einen sehr weißen Hals und als sie ihr einfaches Hütchen abnahm, enthüllte sich unter einem Schatz von leicht niederhängenden blonden Locken ein sehr einnehmendes, zartes und liebliches Gesichtchen. Sie erröthete, als sie unerwartet einen Menschen erblickte, den sie hier nicht zu finden gedacht; ich beeilte mich, ihr Hut und Mantel abzunehmen, sowie den Muff, in dessen Gesellschaft sie angekündigt worden; sie erröthete noch stärker über meine Dienstfertigkeit und wollte sich dieselbe durchaus nicht gefallen lassen. Henriette nahm den Muff in die Hand; es war kein gewöhnlicher neumodischer Muff von Marder oder Chinchila mit blauer oder rother Seide gefüttert, es war ein altmodischer, rauher, unförmlicher Muff von langhaarigem Fuchspelz, wie sie unsere Großmütter mit nach der Kirche nahmen. Henriette strich sich mit dem rauhen Haar über ihre zarten Wangen, indem sie sagte: »Wie kommst Du denn zu dem Muff, Röschen?«

»Es ist ein altes Ding,« entgegnete Röschen mit einem freundlichen Lächeln, »die Kinder haben auch schon ihr Vergnügen damit gehabt, er ist noch von meiner Großmutter und ich trage ihn nur des Abends. Wie geht es dem Onkel?«

»Papa ist ganz wohl,« antwortete die schöne Henriette, und als wolle er den Beweis hierzu liefern, trat in demselben Augenblick Herr Kegge selbst herein, faßte Röschen mit einem raschen Griff um die Taille und gab ihr einen Kuß, daß es schallte. »Sieh' da, Röschen, das hast Du gut gemacht,« rief er aus, »daß Du noch zurecht kommst, uns den Thee einzuschenken; was sagst Du zu dem Herrn, den wir da bei uns haben? nimm Dich nur in Acht, hörst Du, das ist ein Gefährlicher.«

Auf solche Redensarten kann der Betreffende nichts thun als

verlegen lächeln. »Und was höre ich von Deinem Muff,« fuhr er fort, »die Kinder reden davon, laß einmal sehen. Der ist noch von Deiner Mutter, liebes Kind, ich will eine Citrone sein, wenn das kein Fuchspelz ist. Höre, Röschen, zu Weihnachten sollst Du einen bessern Muff von mir haben.«

»Ach nein, Onkel,« sagte das hübsche Mädchen ganz verlegen, »ich trage ihn ja nur des Abends, ein anderer Muff würde sich doch für mich nicht schicken.«

»Nicht schicken? Dummes Zeug! Wenn ich ihn bezahle?«

»Es geht nicht Onkel, ich möchte es nicht gern, ich bin auch noch viel zu jung dazu.«

»Dummes Zeug! was hat Dein Alter mit einem Stück Pelz zu thun! nun warte nur auf Weihnachten und bewahre bis dahin den Pelz Deiner Mutter vor den Zähnen von Azor und Mimi.« Dieser letzte Scherz machte dem Herrn Kegge außerordentlich viel Vergnügen und wir setzten uns zum Thee.

Daß das Service von Silber und die Tassen von echtem Porzellan waren, braucht nicht bemerkt zu werden, da wir einmal wissen, daß man in der Familie Kegge sich über keine Pracht der Welt zu verwundern braucht. Als der Thee vorüber war und die Pendüle beinahe 8 Uhr zeigte, ließ sich der Herr Kegge einen mit schwarzem Seehundsfell gefütterten Ueberrock geben: es war noch nicht kalt genug für den Pelz. Er zündete sich darauf eine Cigarre an und ging aus, um wieder ein nothwendiges Geschäft zu besorgen.

Nicht lange danach trat ein Herr herein, den ich ungefähr sieben- bis achtundzwanzig Jahre alt schätzte; es war ein wohlgebauter rüstiger Mann, mit hübschen aber etwas verfallenen Gesichtszügen; er trug das Haar ziemlich lang, sorgfältig gescheitelt und frisirt, seine grauen Augen versendeten ihre matten Strahlen aus tiefen Höhlen und um die Lippen spielte ein stereotypes Lächeln, welches offenbar keine andere Bestimmung hatte, als sein regelmäßiges und weißes Gebiß zu zeigen. Die Kleidung war nach der letzten Mode, dazu kam ein blauer Frack mit blanken Knöpfen, stroh-

gelbe Handschuhe und Glanzstiefel; eine goldene Kette, die er um den Hals trug, führte direct zu einer sehr dünnen goldenen Uhr, während an einem fast unsichtbaren schwarzen Bändchen ein viereckiges Augenglas hing, welches bestimmt war, ohne Hülfe der Finger im Winkel des Auges sitzen zu bleiben. Als dieser Herr hereinkam, ging er zuerst mitten durch das Zimmer, genau in der Haltung, als ob er mutterseelenallein wäre und ohne rechts oder links zu blicken, so daß es schien, als ob ein Automat durch das Zimmer schritte. Als er dicht vor Frau Kegge stand, hielt er an und ließ sein Haupt einen Augenblick auf die Brust sinken, dann ging er zu Henriette und wiederholte dieselbe Bewegung und führte sie endlich zum dritten Male vor Röschen und mir gemeinschaftlich aus.

Henriette stellte uns einander vor als Herr van der Hoogen und Herr Hildebrand.

Herr van der Hoogen ließ sich darauf auf den ihm angebotenen Stuhl nieder, brachte den Daumen seiner rechten Hand in das rechte Aermelloch seiner seidenen Weste, wodurch seine zierliche Taille auf das Effectvollste zum Vorschein kam und wendete sich dann mit knarrender Stimme zu Frau Kegge, indem er sagte: »Wie geht es mit Azor und Mimi? Reizende Hündchen! Gestern dinirte ich bei dem Baron von Nagel, nun wissen Sie ja, daß Baronesse Constanze auch ein niedliches Hündchen hat.«

»Ich weiß es sehr gut, es ist ein englisches Hündchen,« sagte Henriette, »ein allerliebstes Thierchen.«

»Nicht wahr? allerliebst und reizend, aber gegen Azor und Mimi kommt es nicht auf.«

»Ist das wirklich Ihre Meinung?« fragte Frau Kegge mit sehr sichtlichem Wohlgefallen.

»O, gnädige Frau,« antwortete Herr van der Hoogen mit äußerster Liebenswürdigkeit, »das ist ein Unterschied wie Himmel und Erde; ich konnte mich auch nicht enthalten, dies zu bemerken. Fräulein Constanze, sagte ich, Ihr Hündchen ist reizend, aber die Hündchen von Frau Kegge sind noch reizender.«

Ich hatte noch nicht so viel Leben auf dem Gesichte der Frau Kegge gesehen als in diesem Augenblicke. Mit einem Ausdruck von Entzücken steckte sie Azor und Mimi, die neben ihr auf einem Tabouret lagen, jedem ein Stück Zucker zu und streichelte sie, daß ihre Köpfe so blank wie Spiegel wurden. Herr van der Hoogen wendete sich hierauf zu Henriette: »Ich kann Ihnen sagen, Fräulein Henriette, daß die Baronesse Constanze ganz eifersüchtig ist auf Ihre Marabouts; sie hat Sie neulich in der Kirche damit gesehen; gestern sagte sie: van der Hoogen, Sie kennen ja wohl die Familie Kegge? Ich antwortete, daß ich die Ehre hätte, dort eingeführt zu sein. Darauf sagte sie: Ich kann Ihnen sagen, ich bin ganz vernarrt in die Marabouts des Fräuleins, es sind reizende Marabouts; darauf folgte ein ganzes Gespräch über Sie.«

»Wirklich?« fragte Henriette, ihre Augen ungläubig zu ihm aufschlagend; »pfui, van der Hoogen, ich glaube, Sie halten mich ein wenig zum Besten.«

»Wie häßlich von Ihnen, das zu sagen,« antwortete van der Hoogen, ebenfalls lächelnd; »haben Sie es gehört, gnädige Frau? pfui, pfui, welch' schwarzer Verdacht!«

Darauf legte er sein Gesicht in ernste Falten und fuhr fort:

»Wahrhaftig, Fräulein Henriette, es ist schade, sehr schade, daß Sie mit diesen Leuten keinen Umgang haben; es ist ein reizendes Haus und die Baronesse ist in der That ganz reizend.«

»Ich weiß nicht, van der Hoogen, aber ich glaube gewiß, daß es zwischen Ihnen und Fräulein Constanze nicht ganz richtig ist,« entgegnete Henriette, und sie hob ihren kleinen Zeigefinger auf und sah ihm mit möglichster Koketterie in die Augen. Ich möchte wetten, daß Herr van der Hoogen seine schönen Handschuhe darum gegeben hätte, wenn er in diesem Augenblicke hätte erröthen können, aber sein Erröthen war — wer weiß wo!

»Noch einmal pfui,« entgegnete er, »Sie handeln nicht edelmüthig, Fräulein Henriette;« und indem er die Hand auf seine satinirte Weste legte, fuhr er fort: »Ich erkläre auf mein Ehrenwort,

daß Alles, was man vielleicht davon sagen mag, unwahr ist.« Er ließ hierauf eine kurze eindrucksvolle Pause folgen und sagte dann: »Ich mag die Baronesse sehr wohl leiden; sie ist wirklich reizend, aber ich habe sonst keine Absicht, durchaus keine andere Absicht. Und wollen Sie wissen, warum sie mir gestern so gefiel?«

»Nun?« fragte Henriette.

»Weil sie sich so für Sie interessirte,« und dabei schlug er die Augen lieblich zu Boden.

»Ist es wahr?« versetzte Henriette, »Sie würden mich in der That neugierig machen, wenn ich es überhaupt sein könnte.«

»Sie fand Ihre Erscheinung so äußerst angenehm und interessant,« sagte van der Hoogen, »und sie hat so viel von Ihrem Clavierspielen gehört.« Und sich zu Frau Kegge wendend, sagte er: »Liebe gnädige Frau, vereinigen Sie sich doch mit Allen, die in der Stadt Geschmack haben, um Ihre Tochter zu zwingen, daß sie ihr Wort halte.«

»Das ist gar nicht mehr nöthig,« sagte lächelnd Henriette, »Alles ist bestimmt, ich spiele am Freitag.«

»Reizend, reizend, ganz reizend!« rief van der Hoogen, »darüber wird die Baronesse außer sich sein, das wird Aufsehen machen in der Stadt. Eine große Composition, hoffe ich?«

»Ich bin darüber noch mit mir nicht einig,« antwortete Henriette, »wollen Sie mir nicht wählen helfen? Wollen wir das Piano nicht ein wenig öffnen?«

»Gern, sehr gern.«

»Aber Sie müssen mich auch corrigiren und Anmerkungen machen.«

»Das wird nicht möglich sein,« rief van der Hoogen. Darauf sprang er von seinem Stuhle auf und legte seinen Hut in einer Ecke des Zimmers so vorsichtig nieder, als wäre derselbe eine ausgeblasene Eierschale, entblößte seine schneeweißen Händchen mit den wohlgepflegten Fingernägeln und half Henriette die Noten aussuchen. Während dies geschah, flüsterte er halblaut: »Die kleine Groot hat doch ein ganz reizendes Gesichtchen.«

»Etwas unbedeutend,« antwortete Henriette.

»Nicht wahr, das sage ich auch,« antwortete van der Hoogen.

»Röschen,« wendete sich Henriette zu dieser, »es ist gut, daß ich daran denke. Großmama läßt Dich bitten, ob Du ihr nicht ein wenig Gesellschaft leisten willst.«

»Recht gern,« antwortete Röschen, »ich gehe gleich.«

Ungern sah ich die lieben blauen Augen verschwinden. Henriette begann zu spielen und Herr van der Hoogen wendete die Blätter um, wobei ich bemerkte, daß er zuweilen damit so lange zögerte, bis Henriette, in der Befürchtung, er möge es zu spät thun, selbst die Hand ausstreckte, worauf er sich beeilte, mit dieser Hand zusammenzutreffen und dann eine liebenswürdige Entschuldigung zu flüstern oder zu lächeln; überhaupt war die Haltung der beiden jungen Leute vor dem Piano sehr vertraulich.

Ich hatte keine andere Unterhaltung als Frau Kegge, die mich inzwischen darüber aufklärte, daß das Ereigniß, welches Alles, was in der Stadt Geschmack habe, entzücken solle, nichts Anderes sei, als daß Henriette nächsten Freitag in einem Gesellschaftsconcerte eine obligate Pièce auf dem Piano vortragen werde. Herr van der Hoogen hatte sie so lange gebeten und die Direction hatte Herrn Kegge so lange keine Ruhe gelassen und Henriette spielte so ausgezeichnet, daß man es nicht länger verweigern konnte. Nach diesen Mittheilungen begann unser Gespräch zu stocken und ich wußte nichts Besseres zu thun als sie zu fragen, wie es ihr in Holland gefalle. Darauf klagte sie Stein und Bein zusammen: es schien ihr im Lande kalt und naß zu sein und die Menschen fand sie steif und geizig und immer nur mit ihren Kindern beschäftigt, die Kinder hatten so viel Kleider am Leibe und die Häuser waren so zugig, aber sie selbst fühlte sich glücklicherweise immer gesund, ebenso die Kinder nebst Herrn Kegge, und die Hündchen gleichfalls.

Herr Kegge kam zu Hause und erzählte so viel Neues, daß es mir sogleich schien, als komme er vom Club; es wurde nun Grog

für die Herren gemacht und den Damen ein Glas Wein gereicht, Herr Kegge stellte sich neben das Piano. Röschen kam wieder herunter und erzählte, daß die alte Dame Lust habe zu Bette zu gehen; ich beschäftigte mich nun mit ihr, indem wir zusammen die Bilder in einer Prachtausgabe von Lafontaines Werken betrachteten. Sie wußte so gut, welche Fabel durch jedes Bild dargestellt wurde und sprach das Französische so richtig aus, daß ich deutlich einsah, wie dies einfache Bürgertöchterchen, das sich scheute, irgend etwas zu tragen, was ihm nicht zukam, eine recht gute Erziehung genossen hatte und vielleicht ebenso wohlunterrichtet war, als man erwarten durfte, daß es bei der schönen Brünette trotz ihres zweijährigen Aufenthaltes in der Pension der Fall sei. Es wurde noch eine ganze Menge Musik gemacht, während Frau Kegge mit ihren beiden Hündchen in tiefen Schlaf versank, aus welchem sie nicht früher erweckt wurde, als bis Herr van der Hoogen wieder auf sie zugelaufen kam, sein Haupt auf die Brust fallen ließ und sie versicherte, daß er die Ehre habe, sich ihr zu empfehlen. Nachdem er dasselbe bei den andern Damen gethan, wendete er sich an Herrn Kegge: »Apropos,« sagte er, »gut, daß ich daran denke, es bietet sich in diesen Tagen eine reizende Gelegenheit, um etwas nach Westindien zu versenden. Ein junger Beamter wird sich wahrscheinlich entschließen, dahin zu gehen, es sind hier keine Aussichten für Jemand, der keine einflußreiche Familie hat; vielleicht findet er daselbst eine Offizierstelle.«

»Möglich,« entgegnete Herr Kegge, »aber das Militair gilt dort nichts; doch das ist gleich, da die meisten Beamten in Surinam und Demerary diesen Weg gemacht haben.«

Henriette wurde feuerroth bei diesem Gespräch. Welche Folgerungen konnte der reizende Herr van der Hoogen daraus ziehen! Aber der reizende Herr van der Hoogen dachte vielleicht an seine eigene Herkunft, denn er war, wie ich später erfuhr, der Sohn eines Gastwirths in Amsterdam, mit welchem er allerdings in keiner weiteren Beziehung mehr stand, als daß er von Zeit zu Zeit einen Wechsel auf ihn zog.

Vater und Tochter.

Wer Hildebrand zu sich einlädt, der hat, so darf ich sagen, keinen gar zu lästigen Gast an ihm, aber an einem Umstand ist ihm sehr viel gelegen: er muß nicht allein ein besonderes Eckchen haben, wo er schläft, sondern auch ein abgeschlossenes Eckchen, wo er zuweilen ruhig für sich allein sein kann, ein Erholungsplätzchen, und sei dasselbe auch noch so klein, wo er sich selbst angehören und ungestört und unbeachtet während eines Theiles des Tages thun kann, was er will. Wenn es nun Winter ist, fällt dies manchen Menschen beschwerlich, da sie auf dem einen Zimmer nicht heizen können, weil der Ofen nicht in Ordnung ist, und in dem andern nicht, weil es so sehr raucht, und obwohl Hildebrand schon etwas Kälte vertragen kann, so mag er doch durchaus nicht in der Kälte stille sitzen. Es ist eine erschreckliche Sache, nach dem Frühstück bis zur Kaffeestunde*) sich im Familienzimmer umherzutreiben; erst in Gesellschaft der Damen in Neglige, dann in Gesellschaft irgend eines Dienstboten, der uns ersucht, das Buch ein wenig aufzunehmen, damit er den Tisch eben abwischen kann, darauf in Gesellschaft von Jemand, der einen Brief schreibt; dazu ab und an eine flaue, holprige Conversation. Ich hielt mich am andern Vormittage während dieser Zeit in der Bibliothek auf, wo ich mich recht nach Gemächlichkeit befand, nicht daß ich mich auf eine anständige Weise langweilte, und ohne bestimmte Absicht das eine oder das andere Buch zur Hand nahm, um es bald wieder wegzulegen, sondern indem ich eine kleine Arbeit aufsetzte, wozu ich die Vorarbeiten mitgebracht hatte; von welcher

---

*) In Holland ist die Tageseinrichtung fast durchgängig folgende: Um 9 oder 10 Uhr wird gefrühstückt, um 12 oder 1 Uhr Kaffee getrunken, um, 3, 4, oder 5 Uhr dinirt und um 9 Uhr Abends Thee genommen.

Beschäftigung ich jeden Augenblick mich entfernen konnte, durch welche ich jedoch hinlänglich in Anspruch genommen war.

Ich kam zur Kaffeestunde herunter und wurde von meinem Wirthe als der »Gelehrte« begrüßt, der den ganzen Vormittag die Nase in die Bücher gesteckt habe, was dummes Zeug sei, er wolle ein Dromedar sein, wenn er bei solcher Beschäftigung nicht eingeschlafen wäre.

Henriette kam herein, sie sah außergewöhnlich fröhlich und aufgeräumt aus und hielt in der einen Hand ein violetfarbenes Briefchen, welches sie soeben empfangen zu haben schien.

»Kind,« rief Herr Kegge ihr zu, »heute Abend bist Du ausgebeten, hörst Du!«

»Und wohin, Papa?« fragte Henriette.

»Zu unserm Vetter Groot, zum Vergolden.«

»Wozu?« fragte Henriette, deren Gesicht sich verzog.

»Zum Confectformen und Vergolden,« sagte ihr Vater, »sapperlot, ich habe es in meiner Jugend auch gethan, habe Männer, Weiber, Schafe, Adam und Eva und solches Zeug geformt; hast Du vergessen, daß bald Weihnachten ist?«

»Ich, Confect vergolden, Papa, bei Groots? das kann ich nicht, ich bedanke mich dafür, nein, dafür muß ich recht sehr danken,« sagte Henriette in entschiedenem Tone; »ich thue es nicht.«

»Aber, liebes Mädchen,« sagte Herr Kegge, »ich habe es für Dich angenommen. Du kannst nicht zurück, es kommt eine ganze Gesellschaft von Damen zusammen.«

»Was werden das für Damen sein, die zu Groots kommen?« fragte spöttisch die Schöne.

»Weiß ich es, Fräulein Henriette?« sagte der Vater, indem er scherzhaft das Mützchen abnahm, welches er wegen des Mondscheines auf seinem Haupte trug; »ich bin des Kuckucks, wenn ich es weiß. Der Vetter hat mir mehre Namen genannt: Fräulein Ried, Fräulein Decker, Fräulein So und So, er sagt, daß es sehr ordentliche Mädchen seien.«

»Und warum hat mich Röschen nicht schon gestern Abend eingeladen?«

»Weil sie es vergessen hat, sagt sie.«

»Weil sie es nicht gewagt hat,« verbesserte Henriette, roth vor Aerger.

»Liebe Harriet,« schmeichelte der Papa, »ich möchte gern, daß Du mit Groots freundlich wärest. Als wir fremd hier ankamen, haben sie uns tausend Dienste erwiesen; der Vetter hat dies Haus für uns gemiethet und mehr dergleichen, er ist ein ehrlicher Mann; was kann er dazu, daß er kein adliger Herr oder großer Hans ist und daß er keine Glaceehandschuhe trägt wie unser Freund van der Hoogen; ich habe die Einladung angenommen und Du wirst hingehen, denn ich wünsche, daß Du hingehst.«

»Es ist gut, ich werde hingehen,« antwortete Henriette, bleich vor Aerger, »aber wenn ich am Freitag schlecht spiele, ist es Deine Schuld?«

»Auf meine Verantwortung, Kind; aber von Freitag zu reden, vielleicht bist Du damit auch nicht zufrieden, ich habe dem Vetter Groot eine Eintrittskarte versprochen.«

»Es ist gut,« sagte Henriette, indem sie ihren Verdruß verbiß.

»Von wem kam das zierliche Briefchen?« fragte Herr Kegge.

»Ich habe es mit Noten bekommen.«

»Also, Kind, heute Abend vergolden, hörst Du; Herr Hildebrand kann Dich abholen, wenn es ihm Vergnügen macht. Es sind wirklich gute Menschen, Herr Hildebrand, sehr gute, brave Menschen; Sie haben gestern Röschen gesehen. Henriette,« fuhr er fort, indem er mit den Augen blinzelte, »Henriette würde sich freuen, wenn sie so gut aussähe.«

Henriette bebte vor Wuth.

»Aber sie hat auch ganz hübsche schwarze Augen,« sagte ihr Papa und gab ihr einen Kuß; »Henriette, mein liebes Kind, Du mußt nicht böse sein.«

Das liebe Kind drehte den Kopf weg, der Vater kam in Verlegenheit.

»Es ist schönes Wetter,« begann er, »herrliches Wetter. Ich habe die Schimmel anspannen lassen, um mit meinem Gaste eine kleine Fahrt zu machen; willst Du mit, Henriette?«

»Ich habe zu schreiben und Noten zu copiren,« antwortete sie, indem sie eine elegante Schreibmappe öffnete und ein Blättchen feines Papier hervornahm, welches sie sogleich mit vieler Eile zu beschreiben anfing.

»Dann fahren wir allein, denn für Mama ist es zu kalt.«

Darauf folgte eine Weile Stillschweigen.

»Ist Deine Toilette für Freitag schon in Ordnung?« fragte Herr Kegge.

»Ich weiß es nicht,« sagte Henriette.

»Hast Du nicht etwas dazu nöthig? eine Coiffüre oder so etwas?«

»Nein, Papa.«

Der Wagen war vorgefahren. Henriette schmollte weiter, wir verabschiedeten uns und stiegen ein.

»Henriette war böse,« sagte der Vater, als wir uns gesetzt hatten; »ja die Dämchen, mit denen muß man vorsichtig umgehen, Freund! Henriette hat übrigens sehr viel Charakter.«

Wir trabten zuerst durch die Hauptstraßen der Stadt und ließen die Fenster der Bewohner dröhnen, denn Herr Kegge meinte, man müsse schnell fahren, weil die Fußgänger sonst nicht aus dem Wege gingen. Ich konnte denn auch mehrmals in den Zügen einiger Frauen und Handelsjuden, welche kaum schnell genug aus dem Wege kamen, lebhafte Entrüstung erkennen; alle Menschen aber, die Kindermädchen mit den ihnen anvertrauten Kindern, Spaziergänger und geschäftige Arbeitsleute, Alles blieb stehen, um die prächtigen Schimmel und den schönen Wagen, den wohlgenährten Kutscher und den schwarzen Bedienten hintenauf zu bewundern, während die Straßenjungen dem Letzteren zuriefen: Paß auf, daß Dir die Sonne die Haut nicht verbrennt! Alle diese Beweise von Aufmerksamkeit und Bewunderung schienen diesmal weder dem Ehrgeiz des Herrn

Kegge zu schmeicheln noch seine Fröhlichkeit in Gang zu bringen. Wir fuhren zum Thore hinaus und die Landstraße entlang, die von beiden Seiten mit schattigen Bäumen begrenzt war. Es war ein herrlicher Spätjahrstag, der Herbst war ohne Regen und Sturm vorübergegangen und hier und da waren noch einige falbe Blätter an den Bäumen hängen geblieben. Zwischen mächtigen Eichen blickten dunkelgrüne Tannen hindurch und machten fast glauben, daß die Zeit noch nicht so weit vorgeschritten sei, als es der Fall war; aber weder die schöne Natur, noch der helle Sonnenschein, noch die frische Luft vermochten die Wolke von der Stirn des Herrn Kegge zu verscheuchen. Ich versuchte das Gespräch im Gange zu halten und seine Gedanken auf allerlei Gegenstände zu lenken, aber bald erkannte ich deutlich, daß sie immer wieder zu der Verstimmung seiner geliebten Tochter zurückkehrten. Die Schimmel waren ungemein feurig und liefen ausgezeichnet, und der Kutscher machte Herrn Kegge wiederholt darauf aufmerksam, daß der eine davon alle seine früheren Launen abgelegt habe; es schien jedoch, als habe Herr Kegge hierfür kein Gefühl: er dachte an Henriettens Launen. Dem Kutscher gelang es nach langer Bemühung, einem großen Herrn und adligen Hans vorbeizufahren, aber Herr Kegge rieb sich nicht die Hände mit demselben Vergnügen, wie ich überzeugt bin, daß er Tags zuvor gethan haben würde. Seine Stimmung war gedrückt. Zwar versuchte er von Zeit zu Zeit sich derselben zu entziehen und durch allerlei Ausfälle sich zu erheitern, aber er gerieth stets wieder aufs Neue in Stillschweigen: er war nicht mehr der Mann von gestern. Der reiche Herr Kegge, so unabhängig, so leutselig, so aufbrausend und niemals in Verlegenheit, war jetzt kleinmüthig und niedergeschlagen durch die Grille eines siebenzehnjährigen Mädchens, welches er lieb hatte und fürchtete. Auf dem Rückwege befahl Herr Kegge, vor der Thür eines Blumenhändlers anzuhalten. Der schwarze Bediente stieg ab und klingelte.

»Ist der Herr zu Hause?« fragte er das öffnende Dienstmädchen.

»Der Herr ist nach Amsterdam.«

»Aber vielleicht ist Barend bei der Arbeit?« rief Herr Kegge aus dem Wagen.

Das Mädchen erwiderte: »Ja wohl, Barend ist hier; wenn Sie nur aussteigen wollen.«

Wir stiegen aus und man führte uns nach dem sogenannten Gewächshause, wo Bärend sich bald zwischen den Kübeln mit Pflanzen, die größtentheils starke Gerüche verbreiteten, unseren Augen zeigte.

Barend war der älteste oder Obergehülfe des Gärtners, bei dem wir abgestiegen waren; ein Mann, der für seinen Stand ein höchst ehrwürdiges Aussehen hatte. Er war nicht groß und trug ein blaues Wamms von altmodischem Schnitt, eine kurze Hose, graue Strümpfe und große viereckige Schnallen auf den Schuhen, seine weiße Schürze war auf der einen Seite etwas aufgesteckt. Trotz seiner hohen Jahre trug er den Kopf noch ziemlich aufrecht, spärliche weiße Haare hingen längst den Schläfen herab, aber sein runzliches Gesicht hatte noch das gesunde Roth, welches diejenigen, welche ihr Leben in der freien Luft zugebracht haben, bis in das Greisenalter behalten. Freundlich blickten seine blauen Augen und sein Mund war gerade genug eingefallen, um einen ganz einnehmenden Zug dadurch bekommen zu haben.

»Barend,« sagte Herr Kegge, »ich muß einen schönen Blumenstrauß haben.«

»Das wird schlecht gehen,« antwortete Barend.

»Für Geld und gute Worte, Barend,« meinte Kegge, »es kommt mir nicht darauf an, was es kostet; Ihr wißt, daß ich nicht auf einen Groschen sehe.«

»Das ist Alles recht gut,« sagte Barend, »aber man kann die Natur nicht zwingen; es ist jetzt die allerschlimmste Zeit, sage ich, und vorbei mit den Blumen. Kommen Sie so früh im Vorjahr als Sie wollen, Herr Kegge, und ich will Ihnen eine Hand voll schöner Sachen geben, aber jetzt ist nichts zu holen, da mag vielleicht noch ein einzelnes Krezandemum sein, aber, sage ich, man kann einmal die

Natur nicht zwingen; man könnte sie wohl zwingen, aber Zwingen und Zwingen ist zweierlei, und wenn man ein Ding zwingt, was eigentlich nicht gezwungen werden kann, was hat man davon? man plagt sich nur für nichts.«

Herr Kegge unterbrach diesen nicht sehr deutlichen Wortstrom des alten Barend, indem er sagte:

»Nun, nun, Barendchen, wenn Ihr das ganze Gewächshaus durchsucht.«

»Wissen Sie,« sagte Barend, »Sie müssen nur bedenken, daß ich Ihnen eben so gern den ganzen Topf gebe, als daß ich jetzt den Hauptstengel abschneide, worin die ganze Kraft sitzt. Eine Blume, sage ich immer, ist gerade wie ein Mensch, wenn ich dem das Herz herausschneide, kann er auch nicht fortleben, denn da sitzt das wahre Mark drin; was sagen Sie, mein Herr?« setzte er hinzu, indem er sich zu mir wendete.

Herr Kegge wartete nicht ab, was ich dazu sagen würde. »Aber für ein Fünf-Gulden-Goldstück sollte ich doch noch etwas bekommen können,« sagte er ungeduldig.

»Hören Sie,« entgegnete Barend, indem er seine Schnupftabacksdose aus der Tasche nahm und öffnete, »wenn Blumen da sind, dann brauchen Sie kein Goldstück zu geben, dann ist es mit vier Gulden auch gethan; es ist nur so erschrecklich außer der Zeit. Ist es für Ihre Frau?«

»Nein Barend, für meine Tochter.«

»So, so,« entgegnete dieser, »das ist einerlei. Die Damen sind unsere besten Kunden für die Blumen, aber wenn wir bloß von den Blumen leben sollten — —«

»Aber zum Teufel, wovon lebt Ihr denn?«

»Von den Pflanzen,« sagte Barend, »die Blumen bringen nichts, das ist wenig; sehen Sie,« fuhr er fort, indem er auf einen Topf zeigte, der eine schöne Blattpflanze enthielt, »können Sie nicht so etwas gebrauchen oder haben Sie das schon?«

»Was ist es, Barend?«

»Das,« sagte Barend, »ist nun eigentlich die wirkliche Mimosa nolus me tangere.«

»Hört auf mit Eurem Küchenlatein,« rief Kegge aus, »dummes Zeug! Wie nennt Ihr es in Eurer Muttersprache, Alter?«

»Kräutchen rühr' mich nicht an,« antwortete Barend.

»Danke herzlich,« erwiderte Kegge rasch, indem ihm wahrscheinlich einfiel, daß er ein solches Pflänzchen bereits habe.

Wir gingen zuerst durch den Garten, wo noch eine einzelne Monatsrose blühte, die ganz gut aussah, obgleich Barend behauptete, daß sie es durch die Nässe bereits weggekriegt habe; dann sahen wir die Kasten durch, wo der Alte hier und da ein Pelargonium, ein Chrysanthemum oder eine Primula chinensis abschnitt, so daß wir zuletzt noch einen ganz ansehnlichen Strauß zusammenhatten, während Barend bei jeder Blume seine Kenntnisse und Geschwätzigkeit an den Tag legte.

Als er die letzte Thür hinter sich geschlossen hatte, ließ Herr Kegge unvorsichtigerweise die Frage fallen: »Nun, Barend, wie lange seid Ihr schon hier?«

»Fünfundfunfzig Jahre mit Gott und in Ehren,« war die Antwort, »ich werde nächste Lichtmeß achtundsechzig und ich kam mit meinem dreizehnten Jahre als Gärtnerlehrling hierher.«

»Nun, Alter, Ihr seht aber noch recht rüstig aus,« bemerkte ich darauf.

»O,« antwortete Barend, »da sollte der Herr erst einmal mein Weib sehen! die geht nun auch in das sechzigste, aber die sieht noch anders aus. Wir haben dreizehn Kinder zusammen gehabt und das jüngste ist vom ältesten einundzwanzig Jahre auseinander, aber das kann ich Ihnen sagen, jetzt kommt es nicht mehr vor, aber vor so ein zehn Jahren ist es manchmal passirt, daß die Leute sie fragten, ob ihr Vater zu Hause wäre.«

»Das ist nett,« sagte Kegge, »verteufelt nett, alter Barend; in Westindien ist das anders, da kommt es oft vor, daß Mutter und Tochter nur funfzehn Jahre auseinander sind, aber die Frauen

altern dort gar zu früh.« Mit diesen Worten zog Herr Kegge seine Börse aus der Tasche und nahm die Haltung eines Menschen an, der fortgehen will, aber Barend dachte anders; er lehnte sich an den Rand des Kastens, als ob er mit aller Gemüthlichkeit eine sehr lange Unterredung beginnen wolle. »Die Herren hätten meinen Vater kennen sollen,« sagte er, »das war ein starker Mann. Als er starb, war er beinahe neunundsechzig Jahr alt, aber er hatte sein volles Gebiß noch; er lief seine drei Stunden hin und her des Tages, ohne daß er etwas davon wußte, und hätte es nicht an einem Bauern gelegen, dann wäre er heute noch da.«

»Dann würde er aber gehörig alt sein, Freundchen,« bemerkte ich.

»Thut nichts,« sagte Barend, »er wäre dann hundertundfünf, und die hätte er sehr gut werden können, aber das muß ich den Herren doch schnell erzählen. Er arbeitete bei einem Bauern am Canal, denn mein Vater war ein Zimmermann seines Handwerks. Was geschieht nun? Er kriegt mit einem Male das Fieber. Nun war mein Vater solch eine Natur, daß wenn er, mit Erlaubniß zu sagen, nur in Schweiß kam, so war er wieder curirt. Jungens, sagte er zu seinen Cameraden, ich habe ein starkes Fieber. Weißt Du, sagten sie, was dagegen gut ist, Du mußt Dich in den Kuhstall legen, wo die Knechte schlafen. Aber der Bauer sagte, das gehe nicht, denn das Bett sei erst zurecht gemacht und mein Vater solle nur auf dem Heuboden schlafen. Nun mußte mein Vater eine hohe Leiter hinaufsteigen, was ihm nicht wenig Mühe machte, aber dann machte er sich ein Lager zurecht und zog das Heu über sich und blieb still liegen. Als es nun zwölf Uhr wurde und das Schiff vorüberkam, mit dem die Arbeiter fortfuhren, riefen die Knechte meinem Vater zu, daß er mitfahren sollte, und da er ihnen sagte, daß er im Schweiße sei und liegen bleiben wolle, sagten sie: er solle nur mitkommen, bevor es noch schlimmer würde. Da kam mein Vater von dem Heuboden herab, aber er war in vollem Schweiße. Nun verlangten seine Cameraden von dem Bauern eine Kuhdecke, aber der wollte

sie nicht geben und sagte: meine Kuhdecken müssen trocken bleiben. Nun zog der Eine sein Wamms aus und der Andere zog sein Wamms aus und das legten sie über meinen Vater, aber das half wenig, denn es war zu kurz; so kamen sie an den Landungsplatz, wo die Andern alle ausstiegen und mein Vater noch anderthalb Stunden weiter fahren mußte. Die Leute müssen ihre Zeit sehr nöthig gehabt haben, weil kein einziger bei meinem Vater blieb. Während dem waren seine Beine so steif geworden, daß er, als er zu Hause wollte, nicht gehen konnte und hin und her taumelte. Die Leute, die ihn gesehen haben, mußten bei sich selbst denken, der Mann ist betrunken; und sehen Sie, so kam er bis an die Thür, und wie er eben die Thürklinke fassen will —« hier versagte dem alten Barend die Stimme, die schon immer schwächer und abgebrochener geworden war und erstickte in seinen Thränen. Mit der linken Hand griff er an seinen Hinterkopf und faßte sich an seinen dünnen Haaren. »Sehen Sie,« sagte der alte Mann, mit dem Fuße stampfend und mit eben so viel Schmerz und Verzweiflung, als wäre sein Vater gestern gestorben; »wenn ich an den Bauern denke —« nach einer Pause fuhr er ruhiger fort: »Er wollte die Thürklinke fassen, aber er brach zusammen; drei Tage darauf war er eine Leiche. So ist es des Bauern Schuld;« sagte er dann, noch einmal mit dem Fuße stampfend, »daß er nicht heute noch am Leben ist.«

Herr Kegge hatte Thränen in den Augen; er untersuchte seine Börse: »Hier, Barend,« sagte er, »was mehr ist als vier Gulden, ist für Euch; gebt mir nun den Blumenstrauß, aber in einer großen Schachtel.« Barend ging, die Schachtel zu holen.

»Der alte Bursche ist jedenfalls ein weichmüthiger Geselle,« bemerkte Herr Kegge mit erkünstelter Fröhlichkeit, und indem er seine Augen abwischte, setzte er hinzu: »Eine lamentable Geschichte; so ein alter Kerl macht Einem noch selbst ganz weichmüthig!«

Bald saßen wir wieder im Wagen und rasch kamen wir zu Hause an.

Henriette, die über ihr Betragen bereits Reue empfand, blickte

wieder freundlich, und als ihr Vater ihr die Blumen gab, traten Thränen in ihre schönen Augen: sie war beschämt.

»Du bist doch ein lieber, guter Papa,« sagte sie, ihn küssend und mit ihrer feinen Hand sein Haar streichelnd. »Ich hatte es nicht verdient,« setzte sie hinzu, und verbarg ihr Haupt an seinem Herzen.

»Ach was da!« sagte der Vater: »Dummes Zeug! der Mensch muß immer vergnügt sein.« Ich fing an zehnmal mehr von Henriette zu halten. Der Papagei rief: Süßes Kind!

Wir waren noch beim Dessert, als Herr van der Hoogen, den ich in Gedanken nur »den Reizenden« nannte, angemeldet wurde und hereinkam. Henriette erröthete auffallend. »Derangiren Sie sich nicht, liebe gnädige Frau! Danke bestens, Herr Kegge! eine sehr ungeschickte Zeit, wahrhaftig! Meine Nachricht betrifft Fräulein Kegge; ich bedaure unendlich, ich bin ganz in Verzweiflung.«

Ich sah Herrn van der Hoogen aufmerksam an, aber ich merkte nichts von den wirren Haaren und stieren Blicken, welche die Dichter als die Conditio sine qua non der Verzweiflung vorstellen; im Gegentheil, seine Locken saßen, Dank eines ausgezeichneten Klebmittels, welches bei den Haarkünstlern unter dem Namen Cosmetique bekannt ist, eben so glatt und fest wie gestern. Der Blick seiner Augen war durchaus ruhig und auch die Hand des verzweifelnden Herrn van der Hoogen bebte durchaus nicht, als er dieselbe nach einem Glase Portwein ausstreckte, welches Herr Kegge für ihn eingeschenkt hatte.

»Ich muß Ihnen sagen,« fuhr er zu Henriette gewendet fort, »daß ich leider unmöglich am Donnerstag Abend bei Ihrer Repetition sein kann. Soeben empfing ich die Einladung zu einem großen Souper bei Herrn von Lemmer, was ich durchaus nicht ablehnen kann, und des Mittags muß ich bei Frau von Autré speisen; morgen ist, wie Sie wissen, Soirée beim General, wenn Sie heute

Abend nicht frei sind, weiß ich wirklich keinen Rath; aber ich fürchte, es wird nicht gehen, Sie werden heute nicht können.«

Der gutmüthige Vater nahm diese Gelegenheit wahr, um Alles, was er diesen Morgen verbrochen hatte, vollständig wieder gut zu machen, denn ebenso, wie Henriettens Zorn ihn eingeschüchtert hatte, war er nun durch ihre Thränen überzeugt worden, daß er ihr Unrecht gethan habe; vielleicht war er auch vor einem neuen Friedensbruch ein wenig bange.

»Nun, Henriette,« sagte Herr Kegge, indem er das Gespräch rasch aufnahm, »dann wirst Du nichts anderes thun können, als zu Hause bleiben. Du kannst davon wegkommen, so ist es nicht.«

„Hatten Sie eine Einladung? das fürchtete ich," bemerkte Herr van der Hoogen, »Fräulein Kegge ist überall so gern gesehen; nein, nein! wenn Sie etwas dafür aufopfern sollen, thun Sie es dann nicht; ich werde —«

»Nein,« sagte rasch Herr Kegge, »ich habe es nun einmal auf die Repetition abgesehen; wir erwarten Sie sicher heute Abend, um sieben Uhr, nicht wahr?«

»Reizend, reizend!« rief Herr van der Hoogen und schnellte von seinem Stuhle auf; »derangiren Sie sich nicht; also auf heute Abend!« und er tänzelte hinaus.

Ich stand auf, um ihm das Geleit zu geben. »Sie studiren in Leyden, nicht wahr?« fragte er mich im Hausflur; »reizende junge Leute dort! ich habe auch ein halbes Jahr in Leyden zugebracht; übrigens eine miserable Stadt, keine Vergnügungen; die Menschen sehen einander nicht; einmal im Jahre ein Ball, des Anstandes wegen, entsetzlich langweilig! Derangiren Sie sich nicht, auf heute Abend.«

»Es thut mir leid, daß es sich so trifft,« sagte Henriette, als ich wieder hereintrat, »aber ich kann es doch nun wirklich nicht ändern.«

»Du mußt ein Briefchen schreiben,« sagte ihr Vater.

»Warum nicht gar,« entgegnete Henriette, »ein Briefchen an

die Groots? Daran sind solche Menschen gar nicht gewöhnt.«

»Darf ich hingehen und es für Sie absagen?« fragte ich halb scherzend.

»Habe ich Dir nicht gesagt, Mama, daß Herr Hildebrand ein Auge auf Röschen hat,« sprach Henriette lachend, dann aber nahm sie die Sache ernsthaft und setzte hinzu: »Sie würden mich in der That sehr verpflichten.«

»Gut,« sagte ich, »und wenn es mir dort gefällt, vertrete ich die Stelle von Fräulein Henriette, so schlecht für die Gesellschaft der Tausch auch sein mag; ich habe nichts gegen das Vergolden einzuwenden.«

»Vergolden!« rief der Vater aus, ganz vergnügt, daß die Sache sich so völlig nach dem Willen der Tochter geschlichtet hatte; »ich versichere Sie, daß ich es noch jetzt mit Vergnügen thun würde; ich wette sogar, daß die Großmama noch Vergnügen daran fände.«

»Ich frage nicht viel nach Gold,« sagte die alte Dame.

Ein harmloses Vergnügen und ein ernstes Gespräch.

Das Vergolden sollte eigentlich um halb sechs Uhr anfangen und gegen diese Zeit machte ich mich auf den Weg nach der Wohnung des Zuckerbäckers Groot, oder wie Henriette immer sagte, zu den Groots. Es war ziemlich weit von dem Hause des Herrn Kegge, und ich folgte nur den Andeutungen, welche der Letztere mir gegeben hatte und die für einen Einheimischen gewiß sehr deutlich, für einen Fremden aber ziemlich verwickelt waren. Plötzlich befand ich mich am Eingange einer engen Gasse und wenige Schritte vor mir sah ich hell erleuchtete Fenster, vor welchen sich eine Anzahl Straßenjungen gruppirt hatten, die unter allerlei Bemerkungen hindurchblickten und sich an der Hantirung der Bäckergesellen im

Innern des erleuchteten Raumes ergötzten. An der Ecke des Hauses bemerkte ich ein großes Schild, worauf ich den Namen »H. P. Groot, Zuckerbäcker«, erkannte; ich war also am Ziele. Ich trat in den Laden und bemerkte sogleich, daß in der daran grenzenden Stube, welche durch eine Glasthür mit grünen Gardinen davon getrennt war, eine Menge Frauenstimmen sich hörbar machten; wie es schien, war die Vergoldpartie bereits im vollen Gange und ich sah ein, daß ich mich hörbar bemerklich machen mußte, damit Jemand herauskam. Die Glasthüre wurde endlich geöffnet und das hübsche Röschen erschien, lebhaft geröthet, wie Jemand, der aus einem eifrigen Gespräche oder aus einer sehr warmen Stube kommt.

»Sie allein, Herr Hildebrand?« fragte sie.

»Ich komme an Stelle Ihrer Cousine, liebes Fräulein; ich soll sie bei Ihnen entschuldigen.«

»Aber Sie werden doch hereinkommen?«

»Ein Augenblickchen.«

Röschen öffnete die Thür wieder, um mich hereinzulassen, und ich übersah die Gesellschaft. Da saß in einem sehr schönen Korallenschmuck Fräulein Marie Decker, die Tochter eines reichen Kleidermachers, und an ihrer Seite mit einem schönen Gürtel Kätchen Ried aus dem Materialladen. Neben ihr saß Dortchen Hupstra, deren Vater das wichtige Amt eines Thorwärters bekleidete, und die sich einbildete, es stehe ihr nichts hübscher als ein rosenrothes seidenes Halstuch. Dann waren noch Trudchen und Linchen, die beiden Töchter des Herrn Opper, eines vielbeschäftigten Steinhauermeisters, ferner das magere Gretchen Buren, welches die Aelteste in der ganzen Gesellschaft war und ihre zweiunddreißig Jahr zählen mochte; sie lebte von einer kleinen Leibrente, die ihr ein alter Junggeselle hinterlassen hatte, bei welchem sie etwas mehr als Stubenmädchen und etwas weniger als Gesellschaftsfräulein gewesen war. Auch sah ich Lieschen Blum, deren Vater Schlächter war und die am Mittelfinger einen großen Däumling trug, da sie sich unglücklicherweise verwundet hatte. Neben Röschen saß Susette Noiret,

die Tochter einer Wittwe, die der französischen Gemeinde angehörte, und endlich erblickte ich am Ende des Tisches Frau Groot selbst, eine Frau von einigen vierzig Jahren, die ein schwarzseidenes Kleid trug und auf dem Haupte eine Mütze mit reichen Verzierungen, die aber gewiß nur ein Schatten von dem war, was am St. Nikolaustage ihr Haupt zieren sollte. Die Wiederholung meines Auftrages machte auf Frau Groot großen Eindruck, da sie gehofft hatte, mit ihrer Nichte Henriette groß zu thun. Die versammelten Mädchen sagten, es thue ihnen sehr leid, obschon ich überzeugt bin, daß mancher von ihnen durch das Wegbleiben dieser Dame ein Stein vom Herzen fiel. Ein allgemeines Geflüster, welches von je zwei der Damen ausgeführt wurde, folgte auf meine Mittheilung, bis zuletzt Gretchen Buren das Wort nahm und versicherte, es sei recht schade für Fräulein Kegge, denn das Vergolden sei doch ein artiges Vergnügen. »Ich denke,« sagte Frau Groot, »in der nächsten Woche auch die Kinder zum Vergolden zusammenzubitten und dann die kleinen Nichten und Neffen auch dazu.«

»Aber dann können Sie doch keine solche schwierige Stücke machen lassen, wie heute,« bemerkte Fräulein Buren, indem sie den Pinsel eintauchte und ein großes Stück Goldschaum auf die Fahne eines Kriegsschiffes klebte.

»Das sieht ja ganz prächtig aus,« sagte ich, »das möchte ich wohl auch einmal versuchen; darf ich vielleicht von der Partie sein?«

Dieser Vorschlag brachte ein schallendes Gelächter und große Fröhlichkeit hervor, die sich noch vermehrte als man sah, daß ich es ernsthaft meinte.

Zu der edlen Kunst des Vergoldens sind vier Dinge nöthig: erstens das Zuckerwerk, das vergoldet werden soll, dann der Goldschaum, ein nasser Pinsel und endlich ein Hasen- oder Kaninchenschwanz, welcher letztere dazu dient, den Goldschaum festzudrücken. Um nun Alles regelmäßig einzurichten, saß an dem einen Ende des Tisches das niedliche Röschen, welches die verschiedenen Confectstücke zur Bearbeitung vertheilte, während an dem andern Ende des Tisches

ihre Mutter den Goldschaum zerschnitt und zu gleicher Zeit den Thee einschenkte. Außerdem standen auf dem Tische eine Anzahl Tassennäpfchen mit Wasser, wohinein die Pinsel von Zeit zu Zeit getaucht wurden. Auch ich erhielt nun einen Pinsel und ein Hasenschwänzchen, und sobald ich eines dieser Instrumente in die Hand nahm, brachen die Mädchen in lautes Gelächter aus und schrien hell auf vor Vergnügen. Jede der Vergolderinnen ließ irgend einen Ausruf des Erstaunens oder der Erwartung, wie ich wohl das Geschäft besorgen werde, vernehmen, und Gretchen Buren bedrohte mich, Alles aufessen zu müssen, was ich zerbrechen würde; nur Susette Noiret und Röschen wiesen mich zurecht und machten es mir vor.

Meine Leser, die vielleicht verächtlich auf die Kunst des Vergoldens herabsehen, dürfen nicht denken, daß dieselbe so ganz einfach und leicht sei. Ein Schaf oder ein Pferd kann Jeder bekleben, da kommt ein Streifchen auf den Weg und ein Stückchen auf den Leib, das kann ein Kind, aber eine Eva unter dem Apfelbaum, wobei kein einziger Apfel vergessen werden darf und die Biegungen der Schlange berücksichtigt werden müssen, einen Wagen mit Pferden oder ein ganzes Kriegsschiff so sorgfältig auszuschmücken, wie es Käthchen Ried oder Fräulein Buren thaten, das ist etwas Anderes! Oder der Regenschirm, den Marie Decker so natürlich fertig brachte, daß er um den Tisch gereicht wurde und Alle einstimmig erklärten, es sei als ob der Regenschirm lebte, da gehört mehr dazu, als man sich gewöhnlich unter Vergolden vorstellt! Bald waren wir darüber einig, daß ich es schon recht gut mache. Damit hörte die Kritik meiner Bestrebungen auf und das Gespräch nahm einen allgemeinen lebendigen Gang. Mariechen Decker mit dem Korallenschmuck und Käthchen Ried sprachen sehr eifrig mit Frau Groot über einige auffallende Sterbefälle, welche in der Zeitung gestanden hatten; dann wurde gesprochen von der durchdringenden Kälte, von anstrengenden Reisen und katarrhalischen Erkältungen; von diesen kam man auf Operationen und Verwundungen und gelangte endlich zu Lieschen Blums verwundetem Finger. Die Eine meinte, sie solle einen Arzt fragen, die Andere

rieth, daß sie dies nicht thun solle, weil sie einen Fall wußte, wobei eine ähnliche Wunde, welche der Neffe ihres Schwagers am Finger hatte, schlecht geheilt wurde. So viele Köpfe da waren, so viele Ansichten wurden ausgesprochen, bis endlich Gretchen Buren dem Gespräche eine andere Wendung gab und Wunderdinge erzählte von dem Geize der Schwester jenes alten Junggesellen, der ihr die Leibrente vermacht hatte. Sie berichtete: Wenn bei Jener Aepfel geschmort werden sollten, so gebe die Geizige vierundzwanzig Stück heraus und dann müsse die Magd, wenn sie dieselben geschält habe, die Pfanne hereinbringen, damit sie nachzählen könne, ob es sechsundneunzig Viertel seien, und wenn sie auf den Tisch gebracht würden, zähle sie dieselben nochmals nach, auf welche Mittheilung die Gesellschaft ihre äußerste Verwunderung zu erkennen gab und Lieschen Blum fragte, ob es wahr sei, daß das Fräulein nur dadurch so reich geworden, weil sie in ihrer Jugend alle Nadeln, die sie unterwegs gefunden, aufgesammelt habe. Ich nahm die Gelegenheit wahr, einige Anekdoten zu erzählen, die sich auf den Geiz bezogen und die ich bereits hundertmal erzählt hatte. Ich erzielte damit einen sehr guten Effect, und obgleich die Mädchen hier und da an der Wahrheit meiner Erzählungen zweifelten, so fingen sie doch an, mich sehr liebenswürdig zu finden. Fräulein Noiret war nicht sehr gesprächig und ich brachte in Gedanken ihre Schweigsamkeit in Verbindung mit einem wehmüthigen Zug um ihren Mund, aus welchem ich schloß, daß sie nicht glücklich sei. Wahrscheinlich betrachtete ich Röschen, die geschäftig hin und her ging, mit größerer Aufmerksamkeit als die Andern, denn es währte nicht lange, so begann Gretchen Buren ihr vielsagende Blicke zuzuwerfen und auf eine geheimnißvolle Weise zu lachen, um sie mit mir zu necken. Die anderen Mädchen bemerkten dies und es gab eine große Heiterkeit. Uebrigens bekam nun Lieschen Blum auch ihr Theil, da man sie kürzlich beim Herausgehen aus der Kirche einen gewissen Heinrich sehr freundlich hatte grüßen sehen. Lieschen aber lenkte den Scherz auf Trudchen Opper, die bei dem letzten Schützenfeste mit demselben Heinrich sehr eifrig getanzt hatte, und

rief Linchen auf, um in Bezug auf ihre Schwester Zeugniß abzulegen. Trudchen aber sagte, Linchen solle nur schweigen, worauf Gretchen Buren bemerkte, jeder solle vor seiner eigenen Thür fegen. Darauf aber rief Lieschen Blum aus, Gretchen sei gar nicht zu trauen, sie reise jetzt so häufig nach Amsterdam, was gewiß seine Gründe habe. Ich machte bei mir die Bemerkung, daß Susette Noiret von Niemand geneckt wurde.

Ungefähr um halb acht Uhr wurde ein Kessel mit Anismilch hereingebracht, die von sämmtlichen Damen »ganz köstlich« gefunden wurde, dann kam der Schöpfer all des Zuckerwerks, dessen Verzierung wir uns angelegen sein ließen, aus der Bäckerei herauf und sah einmal nach. Vater Groot war ein ordentlicher, gutherziger und fröhlicher Mann, der sich sehr darüber freute, als Lieschen Blum ihm mit einem Augenblinzeln erzählte, daß Linchen und Trudchen Opper wenigstens für sieben Gulden zerbrochen und aufgegessen hätten, worauf Linchen bemerkte, Lieschen solle nur ganz still sein, da sie ein ganzes Kriegsschiff in ihre Tasche geschmuggelt habe. Der Zuckerbäcker drohte hierauf, daß keine der Damen zur Thür hinauskommen solle, bevor er selbst ihre Taschen inspicirt habe. Dies erhöhte die Fröhlichkeit bis zur Ausgelassenheit. Vater Groot stopfte sich eine kleine Pfeife und verfügte sich dann wieder in die Backstube.

Mit Schlag neun Uhr kamen drei kräftige, hochaufgeschossene Jünglinge, mit ihren besten Röcken angethan. Der Eine war ein Bruder von Dortchen Hupstra und schrieb auf dem Stadthause, der Andere war ein Bruder der beiden Schwestern Opper und für die Buchbinderei bestimmt, der Dritte, ein Bruder von Käthchen Ried, war Unterlehrer in einer öffentlichen Schulanstalt, und der Zweck ihres Kommens war kein anderer, als ihre Schwestern und außerdem Alles, was sich ihrem Schutze anvertrauen wolle, abzuholen und nach Hause zu bringen. Frau Groot meinte, nun solle man nur aufhören, da es doch nur dummes Zeug würde, sobald die Herren dazu kämen, und es wurde beschlossen, daß man noch schnell ein

Pfänderspielchen arrangiren wolle. Nachdem das ganze Vergolder-Atelier weggeräumt war, wurde »alle Vögel fliegen« gespielt, und ich habe nie so viel unbefangene Heiterkeit erlebt, als da sich Frau Groot entschloß, ein Dromedar fliegen zu lassen. Lieschen Blum ging beim Vogel Strauß in die Falle, und es entstand ein kleiner Zwist wegen der Fledermaus, von welcher der Unterlehrer Ried behauptete, daß sie nicht fliege, sondern flattere. Wie dies auch sei, er mußte ein Pfand geben, die anderen jungen Leute mußten gleichfalls Pfänder geben, Röschen mußte ein Pfand geben und zuletzt hatten wir Alle Pfänder geliefert. Darauf wurde Gretchen Buren gewählt, um die Pfänder in Verwahrung zu nehmen, und es fanden sich das Korallenarmband von Mariechen Decker mit dem Halstuch von Käthchen Ried, dem Fingerring der Frau Groot, dem Federmesser des Unterlehrers Ried, dem Uhrschlüssel des Buchbinders Opper, dem Hausschlüssel des Schreibers Hupstra und meiner eigenen Geldbörse in Gretchens jungfräulichem Schooße zusammen. Darauf wurde ein Taschentuch darüber gebreitet und nun hieß es: was soll derjenige thun, dessen Pfand ich in Händen habe.

Ich rede nicht von den mühsamen und wunderbaren Dingen, die wir für die Zurückgabe unserer Kleinodien ausführen mußten, wie z. B. mit vier Füßen die Wand hinauflaufen, Wasser tragen, Speck schneiden, den Boden küssen und dergleichen; noch werde ich all die süßen Strafen verrathen, bei welchen mächtig viel geküßt und eben so viel geschrien wurde. Ich will die Ausgelassenheit der ganzen Gesellschaft nicht schildern, als Linchen Opper etwas sehr Schwieriges aufgegeben hatte, in der festen Ueberzeugung, daß Lieschen Blums Pfand zu Tage käme und dann darauf Linchens eigene Nadelbüchse vorgezeigt wurde, und Herr Hupstra bei einer Strafe, deren Bedeutung er nicht kannte, das hübsche Fräulein Noiret auswählte und dann statt ihrer die harte Mauer küssen mußte, während der junge Opper ihr einen Kuß geben durfte. Mit einem Worte, es war allerliebst und ich unterhielt mich jedenfalls weit besser, als wenn ich zu Hause geblieben wäre, um das Clavierspiel von

Fräulein Kegge, begleitet von der reizenden Violine des reizenden Herrn van der Hoogen, zu hören.

Die Damen, welche zuletzt sämmtlich in der schönsten Röthe glühten, wurden nun unter die Herren vertheilt, und ich übernahm es, Fräulein Noiret, die mich sehr interessirte, zu Hause zu bringen. Die Mädchen nahmen unter einander und von uns herzlichen Abschied. Die drei Jünglinge drückten mir sehr fühlbar die Hand, und ich war recht zufrieden mit den Bekanntschaften, die ich so unerwartet angeknüpft hatte.

Fräulein Noiret war nicht wenig in Verlegenheit darüber, daß ich mir die Mühe nahm, sie nach Hause zu bringen: es sei so weit, sagte sie. Ich antwortete natürlich, je länger ich ihre Gesellschaft genösse, um so angenehmer sei es mir.

»Ach,« sagte sie, »meine Gesellschaft ist doch wahrhaftig nicht sehr angenehm; ich schämte mich unter all den fröhlichen Menschen, wo ich ganz traurig dazwischen saß.«

»Sie waren wohl nicht so ausgelassen wie die Andern, aber doch — —«

»Nein, sagen Sie nicht, daß ich fröhlich war,« fiel sie mir in die Rede; »ich hielt mich so gut als ich konnte, aber mein Herz war ganz wo anders; es war bei meiner Mutter,« setzte sie rasch hinzu.

»Ist Ihre Mutter krank?« fragte ich.

»Sie ist alt und schwach,« erwiderte sie, »wäre sie nicht wohl, so würden Sie mich nicht dort getroffen haben; aber wer kann sich bei freundlichen Menschen immer damit entschuldigen, daß man eine alte schwache Mutter hat? Auch war sie heute Abend nicht allein, es war Jemand bei ihr, und sie wollte, daß ich durchaus gehen sollte.«

»Ist Ihre Mutter denn schon so sehr alt? fragte ich, »mir scheint doch, daß Sie selbst noch sehr jung sind.«

»Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt,« antwortete sie sehr offenherzig, »und meine Mutter ist fünfundsechzig, aber sie hat so viel Unglück während ihres Lebens gehabt! Als mein Vater starb, war

ich kaum geboren, und ich hatte damals noch acht ältere Geschwister; seit zwölf Jahren bin ich ihr allein übrig geblieben und nun kann sie nicht gut ohne mich und ich nicht gut ohne sie sein.«

»Und Ihr Vater?«

»Mein Vater war der Sohn eines Predigers, aber er besaß nicht die Mittel um zu studiren; er hatte eine kleine Stelle bei der Accise und ließ meine Mutter in bedrängten Umständen zurück. Nun, wir können Beide arbeiten. Seit drei Jahren ist sie nun in der Stiftung und das ist ein großes Glück.«

»Ich glaube,« sagte ich, »daß wir an der Thür des Stiftungshauses stehen; klopft man hier an oder muß ich an der Klingel ziehen?«

»Ach nein, keins von Beidem,« sagte Susette mit einer Stimme, welche klang, als wenn ihr Thränen in den Augen ständen, »meine Mutter wohnt zwar hier, aber ich nicht.«

»Warum nicht?« fragte ich.

»In der Stiftung wohnt Niemand, der unter sechzig Jahr alt ist,« erklärte Susette, »ich gehe des Morgens ganz früh hin, sobald die Thür geöffnet wird und bleibe daselbst den ganzen Tag; aber schlafen darf ich da nicht. Vor zehn Uhr muß ich fort und des Abends nach sieben Uhr darf ich nicht einmal mehr hinein. Wie gern möchte ich meiner Mutter jetzt noch gute Nacht sagen,« und sie sah bei den letzten Worten nach der Pforte; »meine Mutter schläft nun mutterseelenallein in ihrer Stube, ihre nächste Nachbarin ist vollständig taub, und wenn ihr einmal etwas zustieße — das eben ist meine größte Sorge, das peinigt und verfolgt mich immer und überall.«

»Aber wenn Ihre Mutter krank wird, dann dürfen Sie doch wohl —?«

»Wenn sie ernstlich krank wird, schreibt der Stiftungsarzt einen Schein, daß sie nicht allein bleiben könne und dann darf ich in ihrer Stube schlafen, aber ich fürchte, daß es mit meiner guten Mutter einmal plötzlich vorbei sein könne und wenn dies in der Nacht

geschähe! Ich bitte Gott täglich, daß er uns davor bewahren möge, denn ich würde es nicht überleben.«

Wir gingen schweigend weiter. »Hier wohne ich,« sagte gleich darauf Fräulein Noiret, als wir vor einem kleinen Victualienladen standen; »ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit.«

»Ich hoffe,« sagte ich, »daß Sie Ihre Mutter noch lange behalten mögen, und zwar ohne Besorgniß.«

Sie reichte mir stillschweigend die Hand, und da gerade das Licht aus dem kleinen Laden auf ihr Gesicht fiel, bemerkte ich, wie bleich und betrübt sie aussah. Wir schieden.

Als ich zu Hause ankam, fand ich die Familie Kegge bereits beinahe beim Souper. Van der Hoogen nahm daran Theil und gab sich alle Mühe, der schönen Henriette nach Kräften den Hof zu machen. Man vermied in seiner Gegenwart von den Groots zu sprechen, und erst als er sich entfernt hatte, fragte man mich, wie ich mich amüsirt hätte. Ich gab eine günstige Antwort, ohne in Einzelheiten einzugehen, da es mich geschmerzt haben würde, die unschuldige Freude der Groots, Rieds, Deckers, Hupstras u. s. w. durch Henriette verspottet zu hören.

Die Großmutter.

Als ich am folgenden Morgen nach dem Frühstück in die Bibliothek eintrat, saß dort die alte Dame in einem geräumigen niederen Lehnstuhl, der mit rothem Leder ausgeschlagen war und der wahrscheinlich zu dem Mobiliar ihres eigenen Zimmers gehörte, beim Feuer. Ein kleiner Tisch war herangeschoben und darauf lag eine kleine englische Bibel, worin sie eifrig las; außerdem hielt sie ein Strickzeug in der Hand. Der schöne große Hund saß wieder neben ihrem Stuhl und blickte klug zu ihr empor. Aufmerksam folgte er mit seinen treuen Augen jeder Bewegung ihres Kopfes und ihrer

Hände, wenn sie von der Bibel nach ihrem Strickzeug sah, um die Maschen zu zählen, oder wenn sie ein Blatt umschlug. Von allen Personen, die zum Haushalte gehörten, kannte ich diese am wenigsten, da sie nur beim Mittagsessen erschien und nach Ablauf desselben sogleich wieder verschwand. War es nur darum, daß sie meine Aufmerksamkeit auf sich zog, oder war es wegen ihres tüchtigen, schweigsamen und eingezogenen Wesens, um der wenigen, kurzen, verständigen aber oft etwas harten Worte, die sie sprach? Was es auch war, ich wünschte von Herzen, daß sie ein Gespräch mit mir anknüpfen möge. Sie bemerkte mich erst, als ich ein Buch genommen hatte und dasselbe aufschlug. Während ich mich niedersetzte, schob sie die Bibel ein wenig von sich weg und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, indem sie sagte: »Sie werden mich heute hier dulden müssen, Herr Hildebrand; mein Zimmer wird gereinigt und dann bin ich gewöhnlich hier.«

»Sie sind so sehr an Einsamkeit gewöhnt,« antwortete ich, »daß Sie wohl nicht gern Gesellschaft um sich sehen.«

»O nein,« erwiderte sie, »ich bin nicht so scheu, aber ich selbst eigne mich nicht mehr für die Gesellschaft; mein Wesen ist zu düster, zu ernsthaft geworden, ich würde nur stören, würde langweilen. Dies Buch,« sagte sie, indem sie auf die Bibel zeigte, »ist meine Gesellschaft.« Sie schwieg hierauf einige Augenblicke und strich mit ihrer braunen Hand über den Kopf des Hundes, dann setzte sie sich ein wenig in ihrem Stuhle auf und sagte: »Sie sind nun schon einige Tage hier und die Veranlassung zu Ihrer Bekanntschaft mit der Familie ist der Art, daß — sagen Sie mir, hat man mit Ihnen schon über den lieben William gesprochen?«

»Es thut mir leid,« erwiderte ich, »daß ich verneinend antworten muß: nein, man hat noch kein Wort über William mit mir gewechselt.«

»Habe ich mir's doch gedacht,« rief sie aus, indem sie ihre Hände in einander fügte und einen tiefen Seufzer ausstieß, der in ein trauriges Lächeln überging; »ich wußte es wohl,« setzte sie hinzu, »wußte es wohl!« Sie sah traurig ihren Hund an, welcher, als ver-

stände er ihre Klagen, seine Vorderfüße auf ihren Schooß legte und seinen Kopf zu ihrem Gesichte emporhob, um ihr zu schmeicheln. »Und doch ist er noch nicht drei Jahre todt! Diana,« sagte sie, indem sie die Pfote des Hundes anfaßte, »der liebe Bill ist noch nicht drei Jahre todt. Ich will wetten,« fügte sie mit Nachdruck hinzu, »daß der Hund ihn noch nicht vergessen hat.«

Sie versank einige Augenblicke in Nachsinnen, worin ich sie nicht zu stören wagte; dann brach sie in folgende Worte aus: »Er war mein Augapfel, mein Liebling, mein höchstes Gut!« und ruhiger setzte sie hinzu: »Er war ein guter Junge, ein guter, lieber Junge, nicht wahr, Herr Hildebrand?«

»Das war er,« sagte ich.

»Und als er fortging,« fuhr die Großmutter fort, »war es mir, als würde mir zugeflüstert, daß ich ihn nicht mehr wiedersehen sollte, und Diana hielt ihn an seinem Mantel zurück; nicht wahr, Diana, Bill hätte nicht fortgehen sollen, er mußte bleiben und alt werden anstatt meiner, und hätte er so früh sterben sollen, dann mußte wenigstens seine Großmutter ihm die Augen zudrücken! wer mag dies nun gethan haben?

Es that mir im Herzen wohl, ihr sagen zu können, daß ich selbst es war.

»In der That,« fragte sie freundlich, »o, dann beneide ich Sie!« und sie sah mich mit einem langen und festen Blicke an. »Dieses Taschentuch,« fuhr sie nach einigen Augenblicken des Schweigens fort, indem sie auf das seidene Tuch zeigte, welches sie um den Hals trug, »ließ er beim Abschied liegen. Als er schon zur Thür hinaus war, kam er wieder zurück, um es zu holen; der arme Junge hatte es sehr nöthig, um seine Thränen zu trocknen. Ich trocknete seine Augen ab und behielt dann das Tuch. Dieses Tuch und diese Briefe sind mein einziger Trost.« Sie schlug ihre Bibel auf und zeigte mir an verschiedenen Stellen die Briefe, die sie von William empfangen hatte und die sie auf diese Weise aufbewahrte. Sie nahm einen davon und blickte eine Weile auf die Adresse.

»Er schrieb eine schöne Hand; finden Sie das nicht auch?« sagte sie und reichte mir den Brief hin.

Ich las die Adresse, sie lautete: An Frau E. Marrison. Die Anfangsbuchstaben dieses Namens, E. M., waren auf den Ring gravirt, den er mir auf dem Sterbebette gegeben hatte; ich hatte an diesen Ring einen ganzen Roman geknüpft und in den Buchstaben den Namen eines jungen liebenswürdigen Mädchens gesucht, dessen junges Herz schon früh für William geschlagen hatte; wie viel rührender erschien mir nun dies Pfand einer treuen Neigung zwischen Großmutter und Enkel! Obschon ich sonst den Ring nicht trug, so hatte ich ihn doch in diesen Tagen während meines Besuches bei der Familie angesteckt; ich nahm ihn nun von meinem Finger. »Dieses Gedenkzeichen,« sagte ich, »gab er mir auf seinem Sterbebette und empfahl es mir als etwas, das ihm sehr theuer war.«

Das Gesicht der alten Frau erhellte sich und in ihre Augen, die seither so ruhig und streng geblickt hatten, traten Thränen.

»Mein eigener Ring!« rief sie aus; »den ich ihm für das Taschentuch gab! Hat er ihn also immer getragen bis wenige Stunden vor seinem Tode? und er sagte Ihnen, daß ihm der Ring sehr theuer sei?«

»Das waren seine letzten Worte.«

»Und somit weilten seine letzten Gedanken bei seiner Großmutter! Siehst du, Diana,« sagte sie zu dem Hunde, »daß der liebe Bill an uns gedacht hat, wie wir an ihn! Ach, Herr Hildebrand,« fuhr sie fort, »meine Tochter war in der ersten Zeit schwer betrübt, aber sie fühlt nicht tief, sie ist das letzte, einzig übrig gebliebene, aber nicht das gefühlvollste meiner Kinder; auch blieben ihr die anderen Kinder übrig; aber ich hatte mein Herz an William gehängt; er war stets so sanft, so anhänglich, so zärtlich gegen mich, und er trug den Namen seines Großvaters, meines eigenen braven William! Warum mußte ich ihn verlieren?«

Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Kegge ist ein guter Mensch, er ist herzlich und von weichem Gemüth, aber er hat die

falsche Scham, daß er mit keiner Thräne gesehen werden will, und so vertreibt er sein besseres Gefühl durch Ausgelassenheit. Als er Hanna heirathete, war sie ein Kind, das mit sechs jungen Hunden in der Plantage umherlief; er hat sie nicht weiter gebildet, nicht geleitet, sie sieht ihm nach den Augen und richtet sich in Allem nach ihm. So konnte sie unter seinem Einfluß nichts Anderes werden, als was er wünschte. Ich bin mitunter hart gegen Kegge und darum bleibe ich lieber allein: man versteht mich nicht und über den lieben William wird nie gesprochen. Aber wir sprechen von ihm, nicht wahr, Diana?« sagte sie und strich sanft über den Kopf des Hundes; »wir sprechen von ihm. Er mochte den Hund so gern und hat frühzeitig mit ihm gespielt; oft ist es mir, wenn ich den Hund sehe, als erblicke ich den kleinen Bill, wie er ihn liebkost und mit ihm spielt.«

Hierauf nahm sie den Ring und sagte: »Ich werde ihn Ihnen wieder geben, wenn Sie weggehen, aber lassen Sie mich ihn noch ein paar Tage behalten.«

»Behalten Sie ihn für Ihr ganzes Leben,« entgegnete ich ihr, »Sie haben größere und geheiligtere Rechte daran als ich,« und ich reichte ihr die Hand.

»Mein ganzes Leben!« sagte sie; »ich wünschte, daß das nicht mehr lange wäre; ich eigne mich nicht für dieses Land. Mein Vater war ein Engländer, aber meine Mutter war in Westindien heimisch; hier ist mir die Luft zu schwer, die Sonne zu matt. Wenn Sie wüßten, was es mich kostete, die Heimath zu verlassen! Aber mein einziges Kind und das Grab meines William zogen mich hierher. Ich möchte sein Grab wohl einmal sehen; ich möchte neben ihm begraben werden in der fremden Erde!«

Diana, der Hund, welcher den Kopf wieder in ihren Schooß gelegt hatte, erhob denselben und sah sie traurig an; es war, als läge die Frage in seinen treuen Augen: Und was soll dann aus Diana werden?

Ein Concert.

Der wichtige Tag, an welchem, wie der Reizende gesagt hatte, Alles, was in der Stadt Geschmack hatte, und ich füge hinzu, Mitglied der Gesellschaft Melodia war, entzückt werden sollte durch das Spiel von Fräulein Henriette Kegge, der schönen Tochter des reichen Westindiers, war angebrochen. Das Piano war früh am Morgen nach dem Concertsaale gebracht worden, um sich dort zu acclimatisiren, und Herr van der Hoogen war selbst hingegangen, um bei der Aufstellung zugegen zu sein, ja er war sogar einigermaßen zum Märtyrer seiner Dienstfertigkeit geworden, indem die Tischlergesellen beim Niedersetzen des Instrumentes eins der Beine desselben auf van der Hoogens Hühneraugen niedergesetzt hatten, was ihm »ganz unbeschreiblich« wehe gethan hatte.

Papa Kegge hatte während des Diners einige Male die Bemerkung gewagt, daß seine Tochter doch etwas bleich aussehe, sobald von dem Concert gesprochen würde, etwas, was zwar nur sehr wenig der Fall war, was sie aber durchaus nicht eingestehen wollte und worüber sie beinahe wieder böse geworden wäre. Nach dem Essen wurde sogleich Toilette gemacht und gegen halb sieben Uhr kam die schöne Henriette herunter. Sie trug ein ganz helles braungelbes Kleid von Gros de Naples und hatte eine Schnur vollkommen gleicher kleiner Perlen in das Haar geflochten. Außerdem trug sie gar keinen Schmuck. Mama Kegge war viel glänzender: ihr kleiner Kopf trug eine große Coiffüre mit einem Paradiesvogel, eine goldene Halskette von der doppelten Schwere derjenigen, die sie gewöhnlich — ich glaube selbst im Bette — trug, hing über ihre Schultern und ihr Kleid war nicht weniger als feuerroth. Die kleine Hanna fühlte sich in einem weißen Kleide glücklich, aber auch sie lag bereits an einer goldenen Kette. Die beiden Jungen sahen aus wie gewöhnlich, nur hatte man ihnen goldene Cylinderuhren umgehängt, worauf sie abwechselnd jede halbe Stunde nachsahen, wie spät es sei.

Herr Kegge wollte durchaus pünktlich um sieben Uhr wegfahren, aber Henriette bestand darauf, daß man erst um ein viertel nach Sieben gehen könne.

Der Reizende kam noch einmal herbei und war reizender als je. Die Manschetten waren sorgfältiger geplättet, die Handschuhe gelber als sonst. Er nahm seine Lorgnette ins Auge, um einen Ueberblick über Henriette zu nehmen.

»Um davor zu knien!« rief er aus; »reizend! ganz reizend! Frau Kegge, Sie haben Ehre von Ihrer Tochter!« Und darauf eilte er wieder hin, um die Familie im Saale zu erwarten und dafür zu sorgen, daß sie gute Plätze bereit finde; denn »es würde unschreiblich voll werden«.

Henriette ging im Zimmer hin und her und sprach zuweilen mit dem Papagei, um ihre Ruhe zu beweisen, welche Ruhe jedoch einigermaßen widerlegt wurde durch ihr wiederholtes Blicken nach der Pendüle, die endlich ein viertel nach Sieben zeigte.

Der Wagen wartete schon und wir fuhren nach dem Concertsaale. Der Reizende stand im Flur und wartete auf uns; er bot Frau Kegge den Arm an, ich folgte mit Henriette und bald ließ sich jenes laute Geräusch von Stimmen, welches dem Sturmwind der Musik vorausgeht, hören.

Die Ankunft der Familie Kegge machte einiges Aufsehen bei den jungen Herren, die hinten im Saale standen und von Herrn Kegge im Vorbeigehen sehr leutselig gegrüßt wurden. Uebrigens sprach Herr Kegge etwas zu laut für einen öffentlichen Ort.

»Van der Hoogen,« sagte er, »wo sollen die Damen sitzen? hoffentlich etwas weit vorn, damit Henriette keinen zu langen Spaziergang zu machen hat, wenn sie ans Spielen kommt. Ich denke hier auf diesen drei Stühlen: Henriette an der Ecke, Mama in der Mitte und die kleinen Krabben dort.«

Dann blickte er triumphirend umher, um zu sehen, welche Wirkung diese unabhängige Sprache auf die großen Hansen und adligen Herren, die umherstanden, gemacht habe. Man saß. Eine Anzahl

Lorgnetten gerieth in Bewegung um das schöne Fräulein Kegge zu sehen, eine Anzahl Damenköpfchen, die in ein sehr eifriges Gespräch verwickelt waren, drehten sich von Zeit zu Zeit nach ihr um, ohne sich jedoch den Schein geben zu wollen, als sei ihnen daran gelegen, sie zu sehen; einige blickten erstaunt nach Frau Kegges Coiffüre, Andere lachten in ihr gesticktes Taschentuch über den Eifer des Herrn Kegge und Einige stießen einander an wegen des reizenden Betragens des Reizenden.

»Ist die Baronesse Nagel auch hier?« fragte Henriette, indem sie ihre Mantille ein wenig fallen ließ; sie hatte in den letzten Tagen viel an das hochgeborne Fräulein gedacht.

»Noch nicht,« antwortete van der Hoogen, indem er sein Lorgnon aus dem Auge fallen ließ, als ob es eine große Thräne wäre; »noch nicht, aber sie kommt ohne Zweifel. Gestern noch machte ich dem Baron einen Besuch: Van der Hoogen, sagte sie, ich sehne mich nach morgen Abend. Sieh, dort kommt sie soeben! sie wird hier in die Nähe kommen! reizend, ganz reizend!«

Die Dame, welche er als Fräulein Constanze bezeichnete, wurde durch einen ältlichen Herrn hereingeführt, dessen Kopf fast kahl war, da er nur an den Schläfen einige dünne schneeweiße Locken hatte, die seinem lebhaft gerötheten Gesichte sehr vortheilhaft standen. Sie selbst war eine schöne junge Dame von ungefähr sechs- bis siebenundzwanzig Jahren. Nie hatte ich eine edlere Erscheinung gesehen. Sie trug das Haar, welches von dunkelbrauner Kastanienfarbe war, auf die einfachste Weise frisirt; die reine Wölbung der Stirn ging in eine etwas gebogene Nase über und machte damit eine vollkommen schöne Linie; große helle Augen wurden durch dunkle Wimpern beschattet, die ihnen einen ungewöhnlich sanften und ernsthaften Ausdruck gaben; die Reinheit der Zeichnung ihrer dunkeln Augenbrauen war bewundernswerth. Ihr Mund würde etwas Strenges gehabt haben, wenn die Freundlichkeit ihres Blickes diesen Ausdruck nicht gemildert hätte. Sie war von mittlerer Größe und hielt sich vollkommen aufrecht, ausgenommen daß sie nicht den Hals, wohl aber den Kopf ein klein wenig gebückt hielt. Ihr Kleid war von licht-

grauer Farbe und eine kleine Mantille von schwerer weißer Seide ruhte auf ihren schön geformten Schultern. Wahrhaftig, das war nicht das Gesicht, das Auge, die Haltung und die Kleidung einer jungen Dame, von der man sagen konnte, daß sie vernarrt sei in die Marabouts von Fräulein Kegge und nach einem Concertabend schmachte! Sie wählte ihren Platz ein paar Reihen vor den Sitzen unserer Damen und obgleich Herr van der Hoogen diesen Umstand im Voraus reizend genannt hatte, glaube ich doch, daß er ihm mehr oder minder genant vorkam. Als er bald darauf der Baronesse Nagel sein Compliment zu machen ging, konnte man wenig von der Vertraulichkeit bemerken, auf welche er sich so viel zu Gute gethan hatte. Das Fräulein beantwortete seine tiefe Verbeugung mit einem steifen Gruße, der ihn jedenfalls in gewaltigem Abstande hielt, und so viel ich bemerken konnte, kam in den wenigen Worten, die sie ihm zur Antwort gab, nichts von van der Hoogen noch von sehnsüchtiger Erwartung oder dergleichen vor. Es war unverkennbar, daß der Reizende sie ehrerbietig auf Henriette aufmerksam machte, aber sie hatte zu viel Lebensart, um sich sofort umzusehen, und erst viel später, als Herr van der Hoogen hingegangen war, um als Mitwirkender seine Violine zu stimmen, wendete sie ihr schönes Haupt ein wenig um und warf einen Blick auf Henriette, die mir gerade zuflüsterte, daß die Baronesse Nagel gewiß schon ihre dreißig Jahre alt sein müsse. Die kleine Hanna machte auch bereits ihre Anmerkungen über die Anwesenden und war besonders lebhaft in Bezug auf eine bejahrte Dame, von der sie fand, daß sie in der Bayadere von Spitzen verrückt aussähe.

Bald darauf wurden ein paar leise Paukenschläge gehört, auf welches Zeichen die verschiedenen Virtuosen und Dilettanten, welche in einem solchen Gesellschaftsconcerte zusammenzukommen pflegen, sich auf die Tribüne verfügten und hinter ihre Pulte niedersetzten, um vorerst jene entsetzliche, schnarrende und kratzende Katzenmusik hervorzubringen, welche jedem musikalischen Genusse vorausgehen zu müssen scheint. Das Gepolter im Saale hörte auf und Jeder setzte sich

zurecht. Die Herren und darunter ich, zogen sich meistens, mit Ausnahme einzelner junger Leute, welche sich in der Nähe von unwiderstehlichen Augen und verführerischen Taillen hielten, nach dem Hintergrunde des Saales zurück, und Alles wurde todtenstill. Darauf erhob der Capellmeister seinen Taktstock von Ebenholz und die Symphonie begann. Es war eine von Haydn.

Goethe mag recht haben, wenn er sagt, daß die Musik nur für das Ohr sein solle, da der Anblick derjenigen, welche sie hervorbringen, den Genuß störe, und dies mag ganz besonders in solchen Fällen richtig sein, wo eine zusammengewürfelte Gesellschaft in allen möglichen Sorten von Kleidungen das Orchester bildet. Am wirksamsten würde dann die Musik zu unserer Seele dringen, wenn die Töne aus einer finstern Stille zu uns kämen, oder die Zuhörer alle in einem dunkeln Raume säßen; aber dann wären ja die Toiletten überflüssig und die hübschen Augen hätten nichts zu bewundern!

Die Symphonie war vorüber, als ich fühlte, wie mir leise Jemand auf die Schulter klopfte. Ich sah mich um und bemerkte den Arm und das Gesicht des guten Zuckerbäckers, der von seiner Eintrittskarte Gebrauch gemacht hatte, aber zu verständig war, um bei dieser Gelegenheit seine Vetterschaft geltend zu machen und daher keine Notiz von der Familie nahm. Wenn doch alle geringen Vettern so bescheiden wären! Aber die meisten rufen ihre Vetterschaft laut aus und lassen sich durch nichts davon abbringen.

»Kommt jetzt nicht meine Nichte Henriette an die Reihe?« flüsterte er mir mit einem vergnügten Gesichte ins Ohr.

»Nicht doch, noch lange nicht.«

»Es muß doch so sein,« entgegnete er, »oder es steht nicht richtig auf dem rothen Papier. Sehen Sie,« sagte er, indem er mir das Programm reichte, »sie ist die Vierte in der Reihe und drei Stücke haben wir schon gehört.«

Der gute Groot hatte einen der Symphoniesätze für eine obligate Hornpièce gehalten. Ich unterrichtete ihn über die Sache und

er versicherte mich, daß er auch bereits daran gedacht habe, man höre das Horn sehr wenig.

Der Mann mit dem Klappenhorn erschien auf der Tribüne, ganz in Schwarz gekleidet und mit langen Haarlocken, welche von Pommade glänzten. Er machte eine kurze Verbeugung und zeigte ein Gesicht, als ob er uns Alle verachte, was ihm recht schlecht anstand, da er diesen Abend eine gute Hand voll Geld verdiente, und obschon ich weiß, daß die Kunst unbezahlbar ist, so bin ich doch der Meinung, daß man für Geld und guten Empfang wenigstens ein höfliches Gesicht zeigen könne. Nun erhoben die Kenner ihr Haupt und legten die Hand hinter die Ohren und riefen Pst — Sst —, wenn die jungen Damen flüsterten, die darüber ihr Taschentuch an den Mund brachten, worüber die alten Damen dann wieder böse umsahen. Besonders war Herr Kegge in dem Sst-Rufen sehr eifrig und man konnte es in seinem Gesichte lesen, daß er sich in dieser Beziehung unabhängig fühlte von allen möglichen großen Hansinnen und adligen Damen.

Der Hornist blies zum allgemeinen Entzücken der Anwesenden, namentlich derer, die das Klappenhorn liebten. Er suchte alle anderen Instrumente auf seinem Horn nachzuahmen und nur selten kam der eigentliche Charakter seines Instrumentes zur Geltung. Einmal blies er eine Pianostelle so über alle Begriffe zart, daß man hätte schwören mögen, es gehe gar nichts vor; für diesen Fall war es sehr gut, daß der Musiker sichtbar war, weil man nur an der Bewegung seiner reichberingten Finger abnehmen konnte, daß er nicht völlig pausirte. Ich unterhielt mich während seiner Leistung mit der Beobachtung eines dicken Herrn, der den Hornisten für das Concert engagirt hatte, und hinten auf dem Orchester stand. Er blinzelte fortwährend ganz entzückt denjenigen zu, die zunächst saßen, und zeigte damit, wie herrlich er das Spiel fand, indem er zugleich damit fragte, ob sie es nicht auch herrlich fänden. Dann bemerkte ich einen jungen Menschen mit langen schwarzen Haaren und bleichen Wangen, der dicht bei mir stand, seine Augen während des Spieles andächtig schloß und später Jedermann erzählte, wie genau er mit dem Künst-

ler bekannt sei, welch ein angenehmer Mensch und von welch ausgezeichneter Familie der Künstler sei, wie derselbe nur aus Liebhaberei spiele, welch eine wundervolle Schnupftabacksdose er von einer Prinzessin zum Geschenk erhalten habe; und wie er selbst bei der Probe des Künstlers zugegen gewesen sei und der Künstler ihm erzählt habe, daß das Horn, worauf er blies, ihn tausend Gulden gekostet habe.

Nun begann eine große Bewegung auf der Tribüne des Orchesters, eine Menge Notenpulte wurden zurückgeschoben und einer der Herren stellte mit wichtiger Miene ein paar Wachslichter auf das Piano, welches Herr van der Hoogen öffnete. Er rückte darauf das Taburet davor und legte die Noten auf. Sämmtliche Herren verließen das Orchester, mit Ausnahme des Contrebassisten, eines alten Herrn, der seine Brille auf die Stirn heraufschob, und des Paukenschlägers, der seine Hände in die Seite stemmte; die Andern drängten sich hinter uns in den Saal. Dann stieg Herr van der Hoogen herab, um dadurch, daß er Henriette abholte, vorläufig seine Aufgabe zu erfüllen.

Sie sah sehr bleich aus und ich glaube kaum, daß sie von dem obligaten Vortrag auf dem Horn viel Genuß gehabt hatte. Herr van der Hoogen faßte ihre Fingerspitzen und geleitete sie hinauf, sie machte eine sehr graziöse Verbeugung und nahm darauf unter lautem Händeklatschen mit allgemeinem Vorwärtsdrängen der Herren vor dem Instrumente Platz, zog ihre Handschuhe aus und die lieben Hände schwebten über den Tasten.

Die ersten Takte verriethen die unruhige Bewegung ihres Pulses, aber nach und nach faßte sie sich, ihre natürliche Farbe kam wieder und sie entfaltete ihre wunderbare Fertigkeit, als ob sie zu Hause wäre.

»Wahrhaftig, es ist zu bewundern, daß Menschenfinger so etwas fertig bringen können,« flüsterte Groot mir zu, nachdem er sich ein wenig von dem Schrecken erholt hatte, den Henriettens Auftreten dem guten Manne zugefügt hatte; »es ist, als ob es am Schnürchen ginge; Alles lebt an ihr und sie schlägt auch fest dar-

auf. Das ist wunderbar,« sagte er, als sie bald darauf mit beiden Händen in den tiefen Tonlagen spielte und dann plötzlich eine der höchsten Tasten griff, und dann wieder meinte er: »Donnerwetter, das ist ja, als wenn man ein Reh laufen hörte.«

Herr van der Hoogen stand, in einen Winkel von hundertunddreißig Grad gebogen, bei dem Piano und machte sich nützlich, indem er die Noten umblätterte. Als er an der letzten Seite angekommen war, nahm er eine höchst verführerische Stellung ein, indem er sich mit der einen Hand an das Piano lehnte und die andere in die Seite stemmte, während seine häßlichen Augen verlockend durch den Saal schweiften, ob dort nicht im Vorbeigehen noch einige Herzen zu erobern seien.

Das Stück war aus. Henriette stand auf und dankte mit verlegenem Gesichte für das lebhafte Händeklatschen. Der Reizende brachte sie wieder auf ihren Platz und theilte ihren Triumph.

Der alte Kegge hatte Thränen in den Augen und der Reizende drückte ihm die Hand, indem er sagte, es sei unbeschreiblich reizend gewesen. Henriette ließ sich durch Frau Kegge die Mantille über die Schultern werfen und begann darauf ein Gespräch mit der kleinen Hanna, so daß alle Welt sich über diese junge Dame verwunderte, die so vortrefflich spielte und sich dabei so unbefangen mit ihrem Schwesterchen unterhielt. Es folgte noch eine Ouvertüre, in welcher die Pauken und Trompeten viel beschäftigt waren, darauf war die erste Abtheilung des Concerts der Gesellschaft Melodia vorüber und die Pause begann.

Es ist nicht die wenig wichtigste Abtheilung eines solchen Concertes, wenn die dissonirende Vocalunterhaltung die harmonische Instrumentalwirkung auf eine halbe Stunde ablöst, und die Damen haben immer lieber eine Nummer weniger auf dem Programm als eine kurze Pause, was wirklich nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, wie viel Geschwätzigkeit, wie viel Verliebtheit, wie viel Koketterie mit Kunstenthusiasmus, wie viel Ehrsucht, Neid und Prahlerei da beisammen sind. Wenn man eine Wage hätte und auf die

eine Schaale alle diese verschiedenen Leidenschaften und Schwächen aufstapeln könnte und man legte gegenüber auf die andere das musikalische Verständniß, ja man dürfte gern auch das musikalische Gehör zulegen: die letzte Schaale würde ohne Zweifel hoch in die Luft schnellen.

Ganz besonders wichtig war also der Augenblick, wo eine Menge von Artigkeiten und schönen Worten zu Markte gebracht wurden, als die blonden und braunen Häupter sich erhoben und die kurz vorher so regelmäßigen Reihen von Schönen und Müttern von Schönen zwanglose Gruppen bildeten, aus denen funkelnde Augen strahlten und fröhliches Lächeln sich vernehmen ließ. Nun nahm das Gedränge der jungen Herren seinen Anfang, von denen jeder seine Auserwählte suchte, der Eine mit einem Lächeln, der Andere mit einem sentimentalen Gesichte, der Dritte mit einem klopfenden Herzen und der Vierte mit verlegenen Mienen; der Eine sah böse, der Andere keck und der Dritte grimmig aus. Ich that mein Möglichstes, um zu Henriette zu gelangen, die in einem Kreise von Herren stand, welche sie zum Theil kannten, zum Theil niemals hatten nennen hören, die aber Alle von dieser Gelegenheit Gebrauch machten, um ihr etwas Angenehmes zu sagen. Jeder ward gleich entzückt und der Reizende wich nicht von ihrer Seite. Auch ich konnte ihr endlich mein Compliment machen und ließ mich dann aus einer Ecke in die andere drängen, wobei ich den Vortheil hatte, Vieles zu sehen und zu hören, was mir an diesem Abend bemerkenswerth erschien.

»Man wird diesem Fräulein Kegge, heißt sie nicht so? den Kopf noch ganz heiß machen,« meinte eine Dame, die in einem gewissen Alter stand und eine Haube von schwarzer Gaze trug; »es ist nicht gut für ein so junges Ding!« und sie schloß nach diesem Ausspruch ihren Mund so dicht, als wolle sie den ganzen Abend nichts mehr herein- und herauslassen.

»O ja,« sagte eine junge Dame, als Antwort zu einem Herrn von mittleren Jahren, welcher gemeint hatte, daß Fräulein Kegge sehr hübsch sei; »aber heute Abend, scheint mir, hat sie ihren beau jour nicht.«

»Kennen Sie die Familie Kegge?« fragte eine andere Dame einen jungen Herrn, indem sie tausend Pfund Nachdruck auf den Namen legte. »Bitte um Entschuldigung,« war die Antwort, »ich weiß nichts weiter, als daß die Leute reich sind, aber,« fuhr er leiser fort, »sie sind durchaus nichts! ihr Großvater war hier am Orte ein kleiner Krämer oder so etwas, und ihr Vater hat in Westindien sein Glück gemacht.«

»Ich finde auch, daß man ihr das ansehen kann,« sprach eine Dritte, welche dieses Gespräch gehört hatte, obschon sie dem Sprechenden den Rücken zukehrte und selbst eine Physiognomie zeigte, die alles war, nur nicht ungewöhnlich.

»Ich mag diese Art von Augen nicht,« hörte ich an einer andern Seite aus dem Munde eines dreißigjährigen Mädchens, die sehr keck aus den ihrigen sah.

Die Baronesse von Nagel schien sehr befriedigt von dem Spiel, ohne sich über die Spielerin auszulassen. Uebrigens bewunderte ich das liebenswürdige Benehmen und die einnehmenden Manieren dieser Dame. Eine große Anzahl von Herren kam, um sie zu begrüßen, und die meisten Frauen ließen sich eine nach der andern zu ihr bringen, auch viele junge Damen versuchten sich ihr zu nähern, und wenn dieses unmöglich war, so nickten sie ihr lächelnd ihr Bedauern zu. Mehrmals versuchte sie sich wieder zu setzen, aber gerade in dem Augenblick, wenn sie dies ausführen wollte, erschien immer wieder Jemand, um ihr seine Aufwartung zu machen, und ich bewunderte im Stillen die edle Anmuth, womit sie sich augenblicklich wieder zu dem Angekommenen wendete, um die unbedeutenden Redensarten, die wahrscheinlich genau mit den vorhergehaltenen Gesprächen übereinstimmten, auf das Verbindlichste zu beantworten. Was ihre Höflichkeit besonders angenehm machte, war das Einfache und Ungezwungene, die vollkommene Heiterkeit, die ihr eigen war, und die nur aus einer harmonischen Stimmung des Gemüthes, aus der inneren Zufriedenheit des Herzens hervorgehen konnte.

Ich kam noch an vielen verschiedenen Gruppen vorbei, sah schüchterne Jünglinge, die sich bemühten, ganz unbekannten Damen nütz-

lose Dienste zu erweisen, wie Taschentücher aufheben, die noch gar nicht gefallen waren und dergleichen, sowie ganz junge Mädchen, die Jedermann in das Gesicht lachten. Hier und da saß oder stand eine alte Dame stocksteif vor ihrem Stuhle in der Mitte eines jungen Geschlechtes, sich an die Tage erinnernd, wo auch sie noch mobiler war, vielleicht auch sich einbildend, daß auch sie noch mobiler sein könnte, wenn sie nur wollte, oder sie erfreute sich daran, daß nun ihre Kinder so waren, wie sie einst gewesen, oder sie erklärte, daß die Pause aber wirklich nun lange genug gedauert habe.

Die zweite Abtheilung des Concertes bot nichts besonders Bemerkenswerthes. Ein hübscher Cavallerieoffizier trat in Civilkleidung auf und sang ein paar artige Romanzen, deren Ton und Inhalt weder mit seinem schwarzen Schnurr- und Knebelbarte noch mit den Bewegungen übereinstimmte, welche er mit dem zwischen seinen beiden Händen ausgespannten Blatt Notenpapier machte. Dann hatten wir noch einen Solovortrag auf dem Violoncell, welchen ein Deutscher mit kahlem Haupte und goldener Brille ausführte. Darauf endigte das Concert wie es sich gehört, mit einer rauschenden Ouvertüre; die Saalthüre wurde geöffnet und der parfümirte Dunstkreis durch einen fühlbaren Zug gereinigt. Die Mäntel und Mantillen wurden heraufgezogen, die Kapuzen um die Köpfchen, die niedlich damit aussahen, festgebunden, oder auch in der Hand bereit gehalten, und die jungen Herren, die sich vorgenommen hatten, die eine oder die andere Schöne zu ihrem Wagen zu geleiten, mit der festen Absicht, die Nacht darauf von diesem Glück zu träumen, suchten sich sogleich eines günstigen Standpunktes zu bemächtigen. Die Herren, welche Frauen hatten, waren erzürnt, daß ihre Wagen so spät kamen, und die Herren, welche Pferde hatten, zeigten sich beunruhigt, daß das ihrige vielleicht zu lange warten müsse. Den jungen Mädchen that es leid, daß sie so früh weg mußten, und einige aufgeweckte junge Herren sprachen davon, wie artig es wäre, wenn man den Concertsaal in einen Ballsaal umwandelte, und schilderten diese Seligkeit in den anziehendsten Farben.

Van der Hoogen war wieder mitten unter uns und hatte sich so dicht wie möglich an Henriettens linken Arm angedrängt; sie war sehr freundlich gegen ihn und scherzte und lachte, aber als der Bediente mit lauter Stimme: der Wagen des Herrn Kegge! ankündigte, drehte sie sich mit einem Male um und ergriff meinen Arm. Von diesem Augenblicke an haßte mich der Reizende.

Herr Kegge, der sehr eilig war, folgte mit seiner Gemahlin, und van der Hoogen sah sich genöthigt, sich mit der kleinen Hanna zu behelfen, nach welcher er sich ganz schief herunterbeugen mußte, und so zogen wir durch eine doppelte Reihe von Herren und Damen hindurch, welche mit vielem Vergnügen den Reizenden mit seiner kleinen Dame bewunderten.

Wir kamen zu Hause an, woselbst ein außergewöhnliches Souper angerichtet wurde. Als das Dessert herannahte, stieg Herr Kegge selbst in seinen Weinkeller hinab und brachte eine solche Menge von allerlei Sorten herauf, daß mir das Herz vor Angst bis in den Hals hinaufschlug. Der Reizende, welcher von der Partie war, brachte einen Toast auf die schöne Clavierspielerin aus und las dabei ein Gedicht von seiner eigenen Mache vor, worin er auf eine reizende Weise alle Regeln der Sprache besiegte; hauptsächlich sagte er, Henriette sei ein schönes Mädchen mit braunen Augen, ein Engel und eine Göttin der Musik, wobei einige Bemerkungen über verzauberte Herzen und auf Tönen schwimmende Seelen vorkamen. Wir waren alle voller Bewunderung, namentlich Frau Kegge, was ohne Zweifel viel zu Gunsten des Gedichtes bedeutet, da die edle Dame von sechs Worten immer nur drei verstanden hatte. Herr Kegge trank auf den Dichter und der Dichter trank auf Herrn Kegge; Herr Kegge ließ die Körke von den Champagnerflaschen gegen die Decke springen und Herr van der Hoogen schlug mit der flachen Hand auf das Champagnerglas, daß der Wein aufs Neue zu schäumen begann, und dies Alles geschah zu Ehren von Fräulein Henriette Kegge.

Morgenbesuch und Abendspaziergang.

Des andern Vormittags wurde der gute Herr Groot angemeldet und trat in Gesellschaft seiner hübschen Tochter in das Zimmer. Röschen stand bei Herrn Kegge in großer Gunst und zeigte sich sehr dienstbeflissen in allen häuslichen Angelegenheiten. An diesem Tage sollte sie mit uns diniren und ihr Vater brachte sie selbst, um zu gleicher Zeit seine Dankbarkeit für die Eintrittskarte zu bezeugen. Er sprach mit dem größten Entzücken über den gestrigen Abend. Nie in seinem Leben hatte er so was Schönes gesehen oder gehört. Das war ein Reichthum! Das waren Musikstücke! Er begriff nicht, wie es möglich sei, daß ein Mensch so schnell auf dem Claviere sein könne wie seine Nichte Henriette, und als er sie so hatte sitzen sehen, vielleicht war es eine Sünde, aber er hatte gedacht, daß sie so hübsch sei, wie ein Engel des Himmels.

Henriette lächelte und vergaß bei dem strahlenden Vergleiche, daß sie ihn aus dem Munde eines Zuckerbäckers vernahm. Sie fragte darauf sehr freundlich nach Frau Groot und sprach ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht zu der Vergoldpartie habe kommen können; sie werde noch selbst kommen und sich bei Frau Groot persönlich entschuldigen.

»Nicht doch, Fräulein, ich wollte sagen Henriette,« entgegnete der gute Mann, »das ist durchaus nicht nöthig. Ihr Besuch wird ihr willkommen sein, aber Entschuldigungen sind nicht nöthig, das weiß Vetter Kegge recht wohl; meine Frau hat es auch durchaus nicht übel genommen, das müssen Sie durchaus nicht denken.«

»Nun, Vetter Groot,« — sagte Henriette sehr freundlich, und wer weiß, wie herzlich sie gewesen wäre, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, denn der Reizende trat herein und machte seine gewöhnlichen Verbeugungen.

»Nun, Fräulein Henriette,« begann er, »haben Sie diese Nacht

gut geruht nach den Anstrengungen von gestern? Ich habe kein Auge zuthun können, ich war von der Musik zu sehr enthusiasmirt; es war ein reizender Abend, alle Welt hat sich denn auch ausgezeichnet amüsirt, die Stadt ist davon erfüllt.«

»Schmeichler!« sagte Henriette, »aber ich weiß,« ließ sie in einem gütigen Tone darauf folgen, »ich weiß, daß Sie es gut meinen.« Und sie reichte ihm die Hand. Er ergriff dieselbe eifrig und trat mit Henriette in die Fensternische.

»Wer ist dieser Mann?« fragte er dann, den guten Groot vom Kopf bis zu den Füßen messend.

»Röschens Vater,« antwortete Henriette verlegen.

»So, so!« machte Herr van der Hoogen, der es recht gut wußte, und kehrte ihm den Rücken zu.

Indem er darauf sein Glas ins Auge steckte, betrachtete er den Blumenstrauß, der in einer hübschen Porzellanvase am Fenster stand. »Welch ein schönes Bouquet! so spät im Jahre,« bemerkte er dann.

»Papa ist so lieb gewesen, es mir mitzubringen; seine schönste Zeit ist bereits vorbei.«

»Reichen die Stiele alle gut bis ins Wasser,« fragte der Reizende, und steckte, um sich davon zu überzeugen, seine Hand tief in den Blumenstrauß. Als er sie dann wieder zurückzog, schien es mir, als sei etwas Violetfarbenes zurückgeblieben, welches aussah wie die Ecken eines Briefchens.

Herr Kegge war inzwischen sehr eifrig mit Vetter Groot beschäftigt, welcher Letztere sich durchaus nicht behaglich fühlte, indem Azor und Mimi ihn schrecklich belästigten, und obwohl ihn Frau Kegge fortwährend versicherte, daß es die liebsten Thierchen von der Welt seien, die niemals Jemand etwas zu Leide thäten, gefielen ihm doch weder die immer lauteren Ausfälle, noch das fortwährende Prunken mit ihren weißen Zähnen.

Sein Besuch war daher nur kurz, er grüßte Herrn und Frau Kegge auf das Herzlichste, Henriette sehr ehrerbietig, und machte

auch eine Verbeugung vor van der Hoogen, welcher ein herablassendes »guten Tag« darauf erwiderte.

Van der Hoogen schritt darauf zu Herrn und Frau Kegge, um sie zu beschäftigen, während Henriette auf den Blumenstrauß zutrat, das Billet herausnahm und es in ihren Gürtel versteckte. Dies geschah jedoch nicht rasch genug, um von mir nicht bemerkt zu werden; sie vermuthete dies und wurde roth, dann nahm sie ihre Zuflucht zu dem Papagei, indem sie ihm ein Stück Zwieback vorhielt und fragte: »Was sagt Coco nun?«

»Paß auf, paß auf!« rief der Papagei, als habe er das Vorgefallene begriffen.

Van der Hoogen ging bald darauf fort und der Tag bot vor der Hand wenig Merkwürdiges. Die Großmama ließ nach Röschen fragen, diese blieb ein Stündchen oben und kam dann mit gerötheten Augen wieder. »Wie glücklich haben Sie die liebe alte Frau gemacht,« flüsterte sie mir zu.

Im Laufe des Nachmittags hatte ich Gelegenheit, die niedliche Blondine einmal so gut wie allein zu sprechen, und rasch machte ich davon Gebrauch, um das Gespräch auf ihre Freundin Noiret zu bringen. Sie erzählte mir von Susettens unvergleichlicher Anhänglichkeit an ihre Mutter, von ihrer beispiellosen Arbeitsamkeit, wodurch sie so viel wie möglich die Bedürfnisse derselben bestritt, von ihrem eigenen beschränkten Stübchen und von Allem, was sie um ihrer Mutter willen auszustehen habe. Auch theilte sie mir mit, daß ein tüchtiger junger Mensch in der Stadt sei, als Schreiber an einem der städtischen Büreaus, der ganz vernarrt in Susette wäre, und daß sie glaube, er sei Susette auch nicht gleichgültig; aber das wolle diese selbst sich nicht eingestehen, da sie meine, ein Unrecht gegen ihre Mutter zu begehen, wenn sie sich einem solchen Gefühle überließe. Daß Susette den jungen Mann darum stets in einem gewissen Abstand halte und ihn zuweilen recht hart behandelt habe, was gewiß gegen ihr eigenes Gefühl ginge, und daß sie sich gerade in diesen Tagen darüber besonders gräme, nachdem sie vernommen habe,

wie er, daran verzweifelnd, daß er jemals auf ihre Neigung verzichten könne und doch ohne Aussicht auf die Möglichkeit, sie vorerst unabhängig zu stellen, den Plan gefaßt habe, sein Glück in Westindien zu suchen.

»O, das macht sie gegenwärtig so unglücklich,« setzte Röschen mit einer Thräne in ihren schönen Augen hinzu, »und dann macht sie sich doch wieder Vorwürfe, daß ihre Gedanken auch nur einen Augenblick sich mit jemand anderem als mit ihrer Mutter beschäftigen.«

Henriette war während dieses ganzen Tages sehr zuvorkommend und freundlich gegen mich; sie erwies mir allerlei besondere Aufmerksamkeiten bei Tische und gab mir später beim Durchblättern ihrer Zeichnenmappe eine allerliebste Zeichnung auf Tonpapier zum Geschenke.

In der Dämmerstunde brachte ich Röschen nach Hause und ich hatte darauf Lust, noch einen kleinen Weg durch die Stadt zu machen, da es gerade die lebhafte Stunde war, in welcher die Arbeitsleute und Schulkinder nach Hause gehen, die Dienstmädchen ihre Ausgänge besorgen, wobei sie zufällig ihren Liebhabern begegnen, oder einander wichtige Mittheilung machen über die verschiedenen Charaktereigenthümlichkeiten ihres Herrn, der Hausfrau, des ältesten Sohnes und des ältesten Fräuleins, bei welchen Gelegenheiten der Herr immer besser wegkommt als die Hausfrau, und die Hausfrau besser als das älteste Fräulein, während der junge Herr entweder ein »widerwärtiger Grobian« oder ein »netter Mensch« ist.

Seit meiner frühesten Jugend habe ich die Liebhaberei, im Vorbeigehen hier und da einen Blick in die Werkstätten der Handwerker zu werfen, und so blieb ich auch jetzt mit großer Freude vor einer Schmiede stehen, wo in der Dunkelheit die Funken gar prächtig leuchteten und das glühende Eisen unter dem Hammer eine horizontale Feuergarbe versendete. Die Stadtlaternen waren noch nicht angesteckt und sollten erst zwei Stunden später ihr Licht versenden, da es dem Magistrate unmöglich scheint, daß ein Fremder früher in den Canal fällt, als wenn es bereits zwei Stunden dunkel ist.

Als ich so an einem dunkeln Canalufer fortschritt, ohne genau zu wissen, wo ich mich befand, bemerkte ich in einiger Entfernung zwei Personen, wovon die eine eben so viel Neigung zeigte, der andern zu entlaufen, wie letztere die Absicht zu haben schien, die erstere zurückzuhalten. Als ich näher kam, sah ich, daß die betreffenden Personen verschiedenen Geschlechtern angehörten, und darauf hörte ich eine sanfte Frauenstimme, die vor Aufregung zitterte, deutlich sagen: »Lassen Sie mich los, Herr, oder ich schreie.«

Es schien mir, daß der Herr, an welchen diese Versicherung gerichtet war, und welcher einen langen Mantel trug, von Natur ein Feind des Schreiens war; er ließ die Person, welche gesprochen hatte, augenblicklich los und verschwand in einer Seitenstraße. Indessen hatte ich die Frauenstimme erkannt.

»Sind Sie es, Fräulein Noiret? Wer hat es gewagt, Sie anzugreifen? Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten,« sprach ich zu ihr.

Das arme Mädchen konnte nicht antworten, sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, und ich hatte Mühe, sie aufrecht zu halten.

»Es ist entsetzlich,« schluchzte sie, »o, wenn Sie so gut sein wollen; es ist fürchterlich!« mehr brachte sie nicht heraus. Ich begleitete sie schweigend bis zu dem kleinen Krämerladen, wo sie ihr Stübchen hatte. Im Hausflur sank sie auf eine Bank nieder. Es war dunkel, denn bei dem geringen Verkehre kam das Licht nicht heraus. Die Frau aus dem Krämerladen kam mit einer Küchenlampe in der Hand herausgelaufen.

»Ach, du lieber Gott!« rief sie, »was ist dem Fräulein geschehen? sie sieht ja so blaß aus! ist sie ohnmächtig? gehen Sie schnell in die Stube, Fräulein, ich werde das Licht anzünden.«

Sie ging hin, um den Leuchter von Susette Noiret zu holen und ich brachte dieselbe in ein kleines, an der Seite gelegenes Stübchen, worin nichts zu finden war, als vier schlechte Stühle, ein kleiner gebrechlicher Tisch und an der Wand ein eingerahmtes Bild, welches einen Kriegshelden vorstellte.

»Aber Herr, mein Gott, was ist denn geschehen?« rief die Krämersfrau wieder, nachdem sie das Licht auf Susettens Leuchter angesteckt und zugleich ihre Lampe ausgeblasen hatte, da zwei Lichter ihr überflüssig schienen. Ich ließ sie ein Glas Wasser holen, Susette trank davon einen Schluck und das Glas klapperte an ihren Zähnen; noch konnte sie nicht sprechen und der helle Schweiß stand ihr auf dem Gesichte.

»Aber um des Himmels willen,« begann hierauf die besorgte, aber noch mehr neugierige Wirthin, »das ist nun doch ein merkwürdiger Fall. Das Fräulein hat einen Nervenzustand, soll ich nach der Apotheke laufen und ein Brausepulver holen?«

»Das Fräulein ist angerannt worden,« sagte ich, »es ist schlechtes Volk auf der Straße; ich kam rechtzeitig dazu, man wollte sie bestehlen.«

»Angerannt?« rief die Wirthin aus, »bestehlen? Ja es ist eine Schändlichkeit, daß nichts dagegen geschieht, und mein Jakob ist auch noch unterwegs, den können sie auch noch anrennen und bestehlen, obgleich er gerade nichts weiter bei sich hat, als seine silberne Uhr, und darum ist ein starkes kupfernes Gehäuse, das ist noch ein Glück! Ja ich habe schon lange gedacht, daß es nicht sicher ist hier in der Stadt. Da ist schon einmal ein Winter gewesen, wo es gerade so arg war wie jetzt. Damals brachen sie bei den Leuten ein und kamen vor das Bette der Leute mit dem Aermchen von einem neugebornen Kinde, der Herr wird wohl davon gehört haben, dann steckten sie ein solch Aermchen in Brand und drehten es drei Mal über dem Kopfe der Leute herum und sagten, ja, was sagten sie doch; sie sagten: wer wacht, der wacht, wer schläft, der schläft! und in dem Zustande, will ich einmal sagen, in dem man dann war, darin blieb man. Anrennen! das ist etwas Schönes in einem Christenlande, es ist noch ein Glück, Fräulein, daß sie Ihnen das Kleid nicht abgenommen haben, das wäre noch recht schlimm gewesen,« und sie nahm Susette einen zugeschnürten Pack ab, den diese immer steif

unter dem Arme hielt, und legte denselben vorsichtig auf einen der schlechten Stühle.

»Bringen Sie den Pack nach Oben, Mütterchen,« sagte ich, »und lassen Sie uns einen Augenblick hier allein, ich hoffe, daß das Fräulein mir den Menschen beschreiben kann, dann werde ich ihn bei der Polizei angeben.«

»Beschreiben, ja das lauft so weit wie es die Beine tragen,« antwortete die Plaudertasche, »wissen Sie, was Jakob immer sagt? Sie kriegen dadurch immer die Unrechten zu fassen. Am letzten Schweinemarkte haben sie noch einen jungen Burschen, einen, der hier, will ich einmal sagen, fremd war, festgepackt; es kommt zum Schweinemarkte allerlei Budenkram hierher, nun mochte der Mensch vor solch einem Budenkram stehen, um sich die vielen Sachen zu besehen. Da kommt ein Polizeidiener auf ihn zu, der liest in einem Papiere und sieht ihn darauf an; der junge Mensch dachte sich für die Welt nichts Schlimmes, aber der Polizeidiener sagte zu ihm: Junger Mensch, sagte er, geht eben einmal mit. Ich danke freundlich, sagte der Andere, aber das half nichts, denn der Polizeidiener sagte: Seht einmal, sagte er, was ich unter meinem Rocke habe; nun, das war nichts Anderes als ein Paar Daumschrauben, wie sie der Herr wohl gesehen haben wird, wo sie den Menschen mit festpacken, will ich einmal sagen, daß er kein Glied rühren kann. Nun, die wollte der Bursche nicht, und wie gesagt, so gethan, da half kein Hin- und Herreden, er sollte und mußte mit. Aber als er fünf Tage gebrummt hatte, er war doch während der ganzen Zeit von seiner Arbeit, sehen Sie, da kommt derselbe Polizeidiener in sein Loch, will ich einmal sagen, wo er drin saß, und sagte, daß er nur ganz stille fort solle gehen, aber er sagte: Nein, sagte er, das geht so nicht, denn er wollte eine Aufklärung haben. Sehen Sie aber, das weiß man ja, das geht so weit als es die Beine tragen, ich will damit nur sagen, daß das Beschreiben nicht viel hilft, und darum sagte Jakob immer damals, in dem Winter, als es eben so

schlimm war, wenn ich einmal Einen zu packen kriege, sagte er, so will ich ihn zeichnen, daß ich ihn sicher wieder kenne.«

Ich wiederholte meinen Wunsch, mit Fräulein Noiret allein zu bleiben. Sobald die geschwätzige Frau gegangen war, brach Susette in Thränen aus.

»Das hat er mir in die Hand gesteckt,« rief sie aus, »verbrennen Sie es an dem Lichte dort,« und sie warf ein violetfarbenes Briefchen auf den Tisch, welches sie in ihrer nervösen Aufregung gänzlich zerknittert hatte.

Dann sagte sie mit heftigem Abscheu: »Pfui, Herr van der Hoogen!«

Ich nahm das Briefchen. »Darf ich es aufbewahren?« fragte ich sie, »es kann mir einmal sehr gelegen kommen.« Ich brachte dasselbe wieder in seinen früheren Zustand und steckte es in meine Brieftasche.

Als Susette etwas beruhigt war, theilte sie mir mit, wie sie seit einiger Zeit überall durch van der Hoogen verfolgt wäre. Er war immer auf ihrem Wege, wenn sie von ihrer Stube nach der Stiftung ging, wenn sie aus der Kirche kam, ja in der letzten Woche hatte er einige Mal den Stiftungsgarten zu seinem Spaziergange gewählt, dort ganz unverschämt in die Stube ihrer Mutter geschaut und Susette zugelächelt. So schlimm wie heute Abend hatte er es noch nicht getrieben; sie war ausgegangen, um der Baronesse Nagel ein Kleid anzuprobiren, ohne ihm vorher zu begegnen. Beim Weggehen hatte die Baronesse mit ihrer gewohnten Freundlichkeit, wie Susette sagte, ihr die Begleitung eines Dieners angeboten, aber sie hatte es abgelehnt, da sie nicht gedacht hatte, daß es draußen schon so dunkel sei. Unterdessen war es jedoch plötzlich Abend geworden und sie befand sich noch keine zwanzig Schritte vom Hause des Herrn von Nagel, als sie den Schritt van der Hoogens hinter sich hörte, wobei er sie durch lautes Räuspern auf seine Nähe aufmerksam machte. Ohne auf- oder umzusehen, hatte sie ihre Schritte verdoppelt; in ihrer Angst glaubte sie ihm zu entgehen, indem sie in eine

kleine Seitenstraße einbog, aber er folgte ihr auch dahin. Als sie an das dunkele Canalufer gekommen war, hatte er seinen Arm um sie geschlungen und einige Worte zu ihr gesprochen, die sie jedoch vor Schrecken nicht verstand; dann hatte er ihr ein Briefchen in die Hand gedrückt, hatte sie küssen wollen, in Folge dessen sie jene Worte ausrief, die ich gehört hatte.

Nach dieser Mittheilung und nachdem sie sich von dem Schrecken vollständig erholt hatte, obschon sie noch immer etwas bleich aussah, ersuchte sie mich, sie zu verlassen; sie wollte sich durch eines von den Kindern der Wirthin zu ihrer Mutter begleiten lassen, die von nichts wissen sollte.

Ich entfernte mich. Auf der Straße vertiefte ich mich in ernsthafte Ueberlegungen, wie ich mich nach alle dem betragen solle. Van der Hoogen hatte mir sogleich bei der ersten Begegnung mißfallen und ich hatte durch sein Aussehen und seine Manieren eine wenig günstige Meinung von ihm gefaßt. Daß er der schönen Henriette den Hof machte, hatte ich sogleich bemerkt und mit Unwillen gesehen. Ich fürchtete, wenn auch nicht ihr Geld allein, so lockte doch gewiß ihr Geld in Verbindung mit ihrer Schönheit ihn an, und trotz aller ihrer großen Schwächen war Henriette denn doch ein Mädchen voller natürlicher Anlagen und lebhaften Gefühls, welches ohne Zweifel durch die Ueberlegenheit eines Mannes, dem sie in wahrer Liebe zugethan sein würde, noch einmal zu einer liebenswürdigen Frau werden konnte.

Van der Hoogen hatte mir, wie sich der Leser erinnern wird, kurz gesagt, daß er ebenfalls einige Zeit in Leyden gelebt habe, und da ich glücklicherweise daselbst Menschen von allerlei Ständen kenne, hatte ich sofort einige Nachrichten über ihn eingezogen. Diese waren nicht günstig für den Reizenden ausgefallen und sprachen ebensowenig für sein Betragen als Mensch, wie für den Beginn seiner Laufbahn als Beamten. Inzwischen sah ich ihn ganz offen in seinen Bewerbungen um das junge Mädchen weitergehen. Obgleich ich erkannte, daß sie ihn nicht liebte, so bemerkte ich doch, daß sie,

verwöhnt und unerfahren, wie sie war, sich seine Schmeichelei gefallen ließ, und da sie etwas zur Schwärmerei neigte, das Romantische eines solchen Verhältnisses als Unterhaltung betrachtete. Da van der Hoogen einige äußerliche Vorzüge besaß, so war es immerhin ein gefährliches Spiel und wenn ich an das Billet in dem Blumenstrauß dachte, so erkannte ich, daß es die höchste Zeit sei, ernstlich dazwischen zu treten. Nun hatte sich der Reizende durch sein Betragen gegen Susette Noiret mir als ein feiger, herzloser Betrüger und abenteuerlicher Mensch ohne Gewissen gezeigt, der es auf das Glück und die Unschuld eines unerfahrenen und wehrlosen Mädchens ablegte, und ich verachtete ihn im tiefsten Grund meiner Seele.

Ich begriff, daß es meine Pflicht war, Susette Noiret vor allen weiteren Gefahren zu beschützen, und Henriette, um einen verbrauchten Ausdruck zu gebrauchen, von dem Abgrunde zurückzuhalten, an dessen Rande ich sie sah. Daß meine eigene Empfindung bei dem Gedanken an die Letztere eine Rolle spiele und das stärkere Klopfen meines Herzens, wenn ich an die Netze dachte, die der schlaue Betrüger um die schöne Henriette warf und deren Spuren weder die blinde Zärtlichkeit ihres Vaters noch die Gleichgültigkeit ihrer Mutter erkennen konnten, schien mir seinen Ursprung nur in der Entrüstung über den armseligen van der Hoogen zu haben.

Was ich darauf beschloß, wird das folgende Capitel zeigen.

Ein Capitel, in welchem Hildebrand eine Hauptrolle spielt.

Hildebrand, welcher sich durch ein Zusammentreffen von Umständen plötzlich zu einer handelnden Person in diesen Angelegenheiten berufen sah, stand am folgenden Morgen eine halbe Stunde früher auf, als an den vorhergehenden Tagen, und ging mit einem wichtigen Gesichte und großen Schritten im Zimmer auf und nieder,

eine Bewegung, die er sich immer macht, wenn er entweder über etwas sehr Wichtiges oder über gar nichts nachdenken will, zuweilen sah er vielsagend nach den giftigen Pfeilen, die an der Wand hingen, dann wieder betrachtete er seine eigene heldenhafte Stellung im Spiegel und zuletzt widmete er einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit den Sperlingen, welche im Garten ab- und zuflogen und nicht selten wegen einiger Brotkrumen schon am frühen Morgen in Feindschaft geriethen.

Er kam darauf vollständig angekleidet zum Frühstück, ein Umstand, der Niemand befremden konnte, da es Sonntag war, obgleich an diesem Sonntag-Morgen gerade Niemand in die Kirche ging, außer der alten Frau.

Herr Kegge erklärte, daß er viel auf den Gottesdienst halte, denn »was sollte ohne denselben aus der menschlichen Gesellschaft werden«, aber er könne das Geschwätz der hiesigen Geistlichen nicht anhören; Frau Kegge fand, daß es in der Kirche entsetzlich zugig sei, und was Henriette betraf, so ging sie zwar zuweilen hin, aber sie sah die Nothwendigkeit nicht ein, daraus eine Regel zu machen.

Hildebrand gab sich den Anschein, als wolle er nach der Kirche gehen, obgleich dies keineswegs seine Absicht war. Er hatte sich den Abend vorher erkundigt, wo die Wohnung des Herrn van der Hoogen zu finden sei; er mußte sie in einer Mittelstraße der Stadt über einem Modewaarenladen suchen, und er begab sich in der festen Ueberzeugung dahin, den Herrn van der Hoogen zu Hause zu finden, denn er bedachte, daß der gemeldete Herr eine Stelle in der Registratur hatte, wo er sich täglich um zehn Uhr einfinden mußte, wonach zu erwarten stand, daß er des Sonntags ein wenig ausschlafen und daher vielleicht jetzt noch zu Bette liegen werde.

Als Hildebrand in das Haus eintrat, rief die Frau des Modewaarenhändlers aus einem Hinterzimmer auf seine Frage nach der Wohnung des Herrn van der Hoogen ihm zu: »In der Vorderstube, die Treppe hinauf, die erste Thür links.«

Hildebrand folgte dieser Andeutung. Die Thür zum Vorder-

zimmer stand halb offen und bald befand er sich auf dem Gebiete des Reizenden. Dieser selbst war jedoch nicht zu sehen. Das Zimmer war nicht besonders reizend, es war schlecht ausstaffirt und sah keineswegs nett aus. Ein bequemer Lehnstuhl war das beste Möbel, an der Wand hingen ein paar schlechte Lithographien, darunter einige Frauenbilder von der Hand eines Künstlers, der sich besonders auf das Nackte zu verstehen schien, über dem Kamine hing eine Fechtmaske, Fechthandschuhe nebst ein paar Floretten, dabei der Schwanz eines Fasans, der wahrscheinlich bedeuten sollte, daß van der Hoogen den Besitzer geschossen oder gegessen habe. An dem Spiegelrahmen steckten eine Menge Einladungskarten, darunter einige von sehr altem Datum, auf dem Tische stand ein großes Flacon mit Riechwasser, dabei lag ein Bändchen Paul de Kock aufgeschlagen, im Kamine brannte ein Feuer, welches jedoch schlecht unterhalten war; ein unangerührtes Frühstück stand auf dem Tische und das kochende Theewasser auf dem Kohlenbecken neben demselben. Das bewies, daß Herr van der Hoogen wahrscheinlich noch in seiner Schlafkammer war.

Hildebrand hoffte, die Wirthin werde ihn anmelden. Wirklich kam auch Jemand die Treppe herauf gelaufen, aber es konnte die Wirthin nicht sein, denn Hildebrand hörte das Knistern von Männerstiefeln. Der Heraufkommende schien einen andern Gang entlang zu gehen und er hörte ihn eine andere Thür öffnen, darauf vernahm er eine Stimme, welche unter der Bettdecke hervorzukommen schien und »Wer da?« rief.

»Butz,« war die Antwort des Hereingekommenen, »fauler Schlingel, liegst Du noch zu Bette?«

»Ei was,« antwortete van der Hoogen, »es ist ja kaum Tag. Du mußt bedenken, daß ich an den sechs Wochentagen vor Tag heraus muß, das hole ich dann am Ruhetage nach. Donnerwetter, ich habe Kopfschmerzen! Der Wein im Club ist verdammt schlecht.«

Es folgte darauf ein Gespräch, wovon Hildebrand nicht Alles verstehen konnte, aber doch merkte er, daß von einer Person die Rede war, die sie »die Schwarze« nannten und gleich darauf wurde es

Hildebrand klar, daß van der Hoogen seine Begegnung mit Susette Noiret erzählte, wobei die Erinnerung daran ihm so viel Vergnügen zu machen schien, daß er in ein gewaltiges Lachen ausbrach.

»Das ist Alles schön und gut,« sagte darauf derjenige, den Hildebrand hatte Butz nennen hören und der eine sehr rauhe und unangenehme Stimme hatte, »alles schön und gut, aber Du übereilst die Sache! Warum hast Du nicht noch ein Bischen gewartet bis der Bursche richtig in Westindien war.«

»Butzchen,« antwortete van der Hoogen, welcher in dieser Gesellschaft seinen Lieblingsausdruck »reizend« mit einem weniger auffallenden zu vertauschen schien, »die Schwarze ist so verteufelt hübsch.«

»Kinderei,« entgegnete der Andere, »ein Grund mehr, um Geduld zu haben. Ich habe aus reiner Freundschaft für Dich ein halbes Jahr lang darauf hingearbeitet, um den Gelbschnabel nach Westindien zu bringen, und nun, da es endlich gelingen soll, fährst Du mir selbst in die Parade. Wenn das Mädchen es erzählt, ist die Geschichte vorbei.«

»Keine Gefahr,« antwortete van der Hoogen, »Junge, Mensch, ich habe ihr so einen reiz—«, da hätte er sich beinahe versprochen, »verdammt hübsches Briefchen geschrieben, worin von Verzweiflung und ewiger Zärtlichkeit die Rede ist; das hättest Du lesen sollen, Mensch! so schlimm war sie nicht, daß sie das Briefchen nicht ganz still angenommen hätte, und wäre der verdammte Kerl nicht gekommen, aber sage, geht er denn sicher nach Westindien?«

»Er ist jetzt so vernarrt auf die Reise, wie er früher verzweifelt darüber war,« sagte Butz, »er lebt in der festen Ueberzeugung, mindestens halb so reich zurückzukommen als Herr Kegge. Wie geht es der Tochter dieses Hans Narren, Henriette; heißt sie nicht so?«

»Prächtig, Mensch! sie ist hübscher als je und verliebt bis über die Ohren. Weißt Du was, Du könntest den Thee für mich zurecht machen; ich komme dann gleich zu Dir.«

Herr Butz kam darauf nach vorn, und Hildebrand sah ein Gesicht, das den Ausdruck der größten Unverschämtheit mit der widerwärtigsten Spitzfindigkeit paarte; seine Augen hatten jenen durchdringenden sinnlichen Blick, der ehrsamen Menschen widerlich ist; er war ein etwas dickbauchiger Mann von vier- bis fünfunddreißig Jahren und trug einen zugeknöpften blauen Oberrock, einen sehr glänzend gebürsteten Hut und einen dicken Bambusstock.

Er war überrascht, als er Jemand in dem Zimmer erblickte; Hildebrand stellte sich vor und erklärte, daß er gekommen sei, um Herrn van der Hoogen zu sprechen.

»Und haben Sie schon lange gewartet, mein Herr?« fragte Butz mit erheuchelter Freundlichkeit.

»Ich bin soeben gekommen,« antwortete Hildebrand.

Der würdige Freund klingelte und verlangte anderes Theewasser, die Wirthin brummte und nahm den Theekessel mit die Treppe hinab.

Bevor sie noch zurück war, erschien van der Hoogen. Er sah alles eher als anziehend aus mit seinen langen Haaren, welche wüst und ungelockt über sein bleiches Gesicht hingen, in dem verschossenen Schlafrocke, aus welchem wollene Strümpfe und zerrissene Pantoffeln hervorsahen.

»Sie hier! Herr Hildebrand?« sagte er beim Eintreten.

»Ich hatte Ihnen eine Mittheilung zu machen,« antwortete der Angeredete.

»Reizend, reizend.«

»Der Herr wird Sie vielleicht allein sprechen wollen,« bemerkte der würdige Herr Butz, »dann gehe ich noch einen Augenblick nach der Kirche, die doch bereits ihren Anfang genommen hat.«

Van der Hoogen lachte hell auf über diesen geistreichen Scherz. Butz ging fort.

»Sie müssen mich erst etwas zu mir nehmen lassen,« sagte gähnend van der Hoogen, indem er ein Ei ausschlürfte, »es ist gestern spät im Club geworden und meine Kehle ist etwas rauh vom Chambertin.«

»Ich habe nicht viel zu sagen, Herr van der Hoogen,« entgegnete Hildebrand, fest entschlossen, in Gottes Namen mit der Thür ins Haus zu fallen, und darum auch durchaus nicht traurig über die Entfernung des achtbaren Herrn Butz; »es muß Sie nicht verwundern, Herr van der Hoogen, wenn Ihnen das Haus der Familie Kegge nächstens verboten wird.«

Der Reizende entfärbte sich von bleich zu fahl und sah Hildebrand erstaunt an; er wußte durchaus nicht, wie er mit ihm daran war. Hildebrand machte von dieser Gelegenheit Gebrauch, um in einem Athem fortzufahren. »Herr Kegge,« sagte er, »soll in diesen Tagen erfahren, wer Sie sind, er soll Ihr zweideutiges Betragen kennen lernen, er soll Nachricht erhalten von den Schlingen, die Sie der Unschuld legen, während Sie zugleich seiner Tochter den Hof machen.«

Herr van der Hoogen wußte seine Verlegenheit nicht besser zu verbergen, als indem er in Lachen ausbrach. Er begann sein drittes Ei zu schlürfen und antwortete in gleichgültigem Tone: »Wer sagt, daß ich seiner Tochter den Hof mache?«

»Ich,« antwortete Hildebrand, ohne zu zögern, »ich, der Sie diese ganze Woche beobachtet hat, ich, der es weiß, daß Sie violette Briefchen in ihr Bouquet stecken, ich, der es zugleich weiß, daß Sie an dunkeln Abenden mit violetten Briefchen über die Straße laufen, um sie arglosen Mädchen in die Hand zu stecken, ich, der außerdem weiß, welche Schlachtopfer Herr van der Hoogen anderwärts zurückgelassen hat und der, so viel in seinen Kräften steht, dafür sorgen soll, daß ein derartiges Loos von Menschen abgewendet werde, auf die er etwas hält.«

Herr van der Hoogen bemühte sich, noch lauter zu lachen, schaukelte sich mit dem Stuhle hinten über und rief aus: »Ein reizender Scherz, und Herr Hildebrand ist also der Denunciant von alle dem?«

»Er kann es werden,« fuhr Hildebrand, der nun einmal im Zuge war, fort, »wenn ich die Stadt verlasse, werde ich den Herrn

Kegge warnen, aber vorher wollte ich Ihnen selbst dies ankündigen, ich wollte mit offener Karte spielen, damit Sie wußten, von welcher Seite der Wind blase, wenn man Sie bei Herrn Kegge frostig empfängt oder Ihnen gar die Thür weist.«

»Herr Kegge wird Verleumdung von der Wahrheit zu unterscheiden wissen,« sagte Herr van der Hoogen mit spitzfindiger Gelassenheit.

»Dafür habe ich dies Beweisstück,« antwortete Hildebrand, indem er das Briefchen an Susette Noiret vorzeigte, »man kennt Ihre Hand; ein Briefchen voll von der schändlichsten Vorschläge an ein ehrbares Mädchen, welches entehrt zu sein glauben würde, hätte es sie nur gelesen; es würde mir nicht schwer fallen, aus Ihrem früheren Aufenthaltsorte mehr solcher Briefchen aufzutreiben, aber dies eine ist genug.«

Hildebrand steckte das zierliche Papierchen mit Gelassenheit wieder in seine Rocktasche.

Herr van der Hoogen stand auf.

»Und wer sind Sie, mein Herr,« fuhr er auf, aber lange nicht in dem Tone, der für eine solche Frage gepaßt haben würde, »wer sind Sie, um mir in meinem eigenen Zimmer den Text lesen zu wollen; ich halte Sie für einen —«

»Keine Beleidigungen,« sagte Hildebrand, ebenfalls aufstehend, und er fügte hinzu: »Ihr Aufstehen erschreckt mich eben so wenig wie diese Floretten.«

Herr van der Hoogen setzte sich wieder.

»Sie sprachen von Text lesen,« fuhr Hildebrand fort, »Ihr Name und Ruf, Ihre Stellung hier in der Stadt, Alles ist in meiner Hand; ich kenne Ihr Herkommen, Herr van der Hoogen, welches wenig mit den Airs übereinstimmt, die Sie sich geben, ich kenne Ihr früheres Betragen und Ihr Betragen an diesem Orte, auch Ihr Betragen als Beamter, und Ihre neuesten Machinationen, um Personen zu entfernen, die Ihnen im Wege stehen; nehmen Sie sich in Acht!«

»Sie wollen mich unglücklich machen!« brummte Herr van der Hoogen zwischen den Zähnen.

»Ich will Andere vor Unglück behüten,« entgegnete Hildebrand, »hören Sie daher. Zuerst erkläre ich mich zum Beschützer von Fräulein Noiret; Sie werden keinen Finger mehr nach ihr ausstrecken, nie auch nur ein einziges Wort mit ihr reden oder sie auch nur grüßen. Sobald ich vernehme, daß Sie ihr im Geringsten lästig sind, soll die ganze Stadt, von Baron von Nagel bis zu Ihrer Wirthin, erfahren, wer Sie sind. Ferner werden Sie Ihre Besuche bei Herrn Kegge einschränken und ganz davon abstehen, irgend welchen Einfluß auf dessen Tochter ausüben zu wollen. Vernehme ich etwas, was mit diesen Bedingungen in Widerspruch steht, so kommt dies Briefchen dem Herrn Kegge vor die Augen. Vor der Hand werde ich Alles lassen wie es ist, aber meine Bedingungen mögen Sie sich wohl merken.«

»Es ist gut,« murmelte er vor sich hin und ließ seine Wuth an den leeren Eierschalen auf seinem Teller aus, die er in tausend Stückchen zermalmte. Hildebrand entfernte sich und fühlte sich tausend Pfund leichter, als da er die Treppe hinaufstieg.

Die Stiftung. Mit Herrn van der Hoogen ist es aus.

Es war herrliches Wetter und ich hatte nicht viel Lust, sogleich wieder nach Hause zu gehen; ich beschloß daher, noch einmal um den Stadtwall zu gehen. Wenn man zu Leyden studirt, hat man eine gewisse Vorliebe für Stadtwälle. Durch die helle Luft und den kühlen Wind erfrischt kam ich wieder in das Thor herein und begab mich nach Hause.

Das Unglück schien Susette Noiret zu verfolgen. Nicht weit von meinem Ziele begegnete ich Röschen; sie ging sehr hastig und

mit gesenktem Kopfe, und als ich ihr näher kam, sah ich, daß sie sehr erschreckt und verwirrt aussah und bitterlich weinte.

»Was ist geschehen, Röschen?« fragte ich

»Ach,« rief sie aus, »lassen Sie mich schnell weiter gehen, Frau Noiret liegt im Sterben; sie hat plötzlich einen Anfall bekommen, ich war in der Kirche und meine Mutter war zu Hause geblieben bei den Kleinen, Susette hat sofort nach der Mutter geschickt und als ich vergnügt und wohl aus der Kirche komme, höre ich, daß die gute Frau Noiret vielleicht nun schon todt ist. Der Vater sagt, man habe ihr zur Ader gelassen und es sei kein Blut gekommen und der Arzt habe sie aufgegeben. Was soll die arme Susette beginnen!«

Sie schluchzte laut. Ich ging mit ihr nach der Stiftung.

Die sogenannte »Mutter« dieser Anstalt, eine starke frühere Köchin, mit einer engen Jacke und einem großen weißen Halstuch, stand in der Pforte und plauderte mit einer alten Frau, die einen schwarzen Mantel trug. Ich vernahm deutlich die Worte: Aber ich rathe Dir nun, die Sache sogleich in die Hand zu nehmen, sonst kommt Dir wieder eine Andere zuvor. Gehe nur sogleich zu den Herren und sage, eine Empfehlung und Nummer Neun sei vacant. Und dann? fragte die Frau mit dem schwarzen Mantel. Dann mußt Du den Bescheid abwarten, sagte die Mutter. Die mit dem schwarzen Mantel humpelte fort.

»Wie geht es mit Frau Noiret?« fragte ich die Mutter, als hätte ich von dem Gespräche nichts verstanden.

»Vorbei!« sagte die Mutter, indem sie mit dem Kopfe schüttelte; »ja, ja, sie hat es ungefähr vor einer Viertelstunde abgethan, es ist ein merkwürdiger Fall, heute gesund, morgen todt. Gestern ging ich noch an ihrer Thür vorbei und sie nickte mir noch zu, ich glaube, ich habe sogar noch an ihrem Fenster geklopft und gefragt, wie es ihr gehe; ja wohl, denn sie sagte noch zu mir: Ganz wohl, Mutter; nein, doch nicht, das war ja bei Katharinen; ja, ja, ich sage immer: es kann schnell aus sein mit einem Menschen.«

Wir gingen weiter, am Brunnen im Hofe stand eine der alten Frauen, die in der Stiftung wohnten. Sie sah uns an als wir vorüber gingen, zog die Schultern hinauf und schüttelte den Kopf. »Sie hat es überwunden,« sagte sie, schüttelte nochmals mit dem Kopfe und wusch ihre Kartoffeln in dem Brunnenwasser.

Wir traten in das Zimmer der Frau Noiret. Es war ein kleiner Raum mit Matten belegt und einem Kamin, worin sie zugleich ihr Essen gekocht und sich gewärmt hatte. Die Möbeln bestanden in einem verhältnißmäßig großen Tische, vier Strohstühlen, und einem großen Schreibtische, auf welchem ein gelbes Theeservice mit rothen Landschaften bemalt, stand; in einer Ecke des kleinen Raumes stand die Leiter, vermittelst welcher man nach dem kleinen Boden stieg, auf welchem sich der geringe Vorrath von Torf und Kartoffeln befand, welche den Bewohnern der Stiftung zugetheilt wurden. Auf dem Tische lag eine Bibel und ein französisches Gesangbuch, in welch' letzterem die gute Frau noch diesen Morgen gelesen hatte, denn ihre Brille lag zwischen den Blättern und zeigte, wo sie geblieben war. Auf dem Tische standen allerlei Gläser, Löffel, Tassen und dergleichen, was man in dem Augenblicke der Ueberraschung und Bestürzung gebraucht hatte. Ein starker Arzneigeruch kam uns entgegen, auf dem Stuhle, worauf Frau Noiret zuletzt gesessen hatte, lag nun ihre weiße Katze in einer behaglichen, ringförmigen Lage und schlummerte auf dem grünen Kissen.

An dem Kopfende des Bettes, dessen Gardinen zugeschoben waren, saß Susette todtenbleich, den Kopf auf die Hand gestützt. Vor ihr stand die gute Frau Groot mit einem vollen Glase Wasser und versuchte sie zu bewegen, noch einmal zu trinken. Susette hob den Kopf traurig in die Höhe, ergriff das Glas und nahm wirklich einen kleinen Schluck Wasser, dann sah sie uns starr an. Sie reichte mir die Hand.

»Mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen,« sagte sie, »es geschah bei Tage.«

Röschen blieb scheu etwas zurück und war sehr ergriffen, sie

schluchzte heftig und sank auf einen Stuhl neben dem Tische nieder. Frau Groot versuchte vergeblich, sie zu beruhigen, als sie sich endlich etwas gefaßt hatte, wollte sie die Todte sehen. Susette schob die Gardine halb zurück und ich sah eine schöne alte Frau in sanfter Ruhe. Das helle Sonnenlicht, welches durch das Fenster hereindrang, warf einen glänzenden Strahl auf ein Gesicht, über welches sich mehr und mehr der Zug des Todes verbreitete. Die Augen waren geschlossen und eingesunken, einige wenige graue Haare kamen unter dem Häubchen hervor und funkelten wie Silber im Sonnenschein, ihre mageren Hände lagen fromm gefaltet auf ihrer Brust. Röschen kniete bei dem Bette nieder, die blühende Jugend vor dem Bilde des Todes; sie legte ihr liebes Händchen auf die Hand der Hingeschiedenen, aber sie erschrak vor der Kälte; sie hatte noch nie eine Leiche gesehen. Dann ermannte sie sich wieder und strich mit ihren zarten Fingern über die gefurchte Stirn der Todten; darauf brach sie in heftiges Jammern aus.

»O, daß ich auch nach der Kirche gegangen war! Hätte ich Sie doch nur noch einen Augenblick lebend gesehen, liebe Frau Noiret, ein einzig Wörtchen von Ihnen gehört!« rief sie schmerzlich aus.

»Das haben wir Alle nicht, liebes Kind,« sagte ihre Mutter, indem sie sich die Augen mit dem Taschentuche abtrocknete.

»Nein,« sagte Susette mit herzergreifender Stimme, »Niemand von uns.«

Röschen schob die Gardine wieder zu.

»Arme Susette,« rief sie dann aus, dieser um den Hals fallend, »was wirst Du beginnen?« Und sie schluchzte so laut, daß ihre Mutter sie zu sich zog und sagte, sie solle sich ein wenig mäßigen, weil sie sonst Susette noch betrübter machen würde.

»Ich wünschte, daß ich auch so weinen könnte, Frau Groot,« sagte schmerzlich die Unglückliche, indem sie wieder ihre frühere Haltung annahm, mit dem Kopfe in der Hand.

Die taube Nachbarin kam darauf herein. Es war eine lange magere Frau, die den Oberkörper sehr weit vorgebogen trug; sie

hatte ein schwarzes Häubchen auf, trug eine lange Jacke von Kattun, eine große weiße Schürze und einen Rock von Düffel. Sie setzte ein kleines Schüsselchen auf den Tisch, welches mit einem Teller zugedeckt war.

»Ist die Nachbarin krank?« fragte sie mit jenem eigenthümlich gedämpften Tone, der den Tauben eigen ist.

»Ja,« antwortete Frau Groot, indem sie sehr laut sprach, »die Nachbarin ist sehr schlimm.« Frau Groot hatte übrigens nicht laut genug gesprochen.

»Dann muß sie etwas essen,« entgegnete die Alte, und indem sie das Schüsselchen aufnahm, ging sie auf das Bett zu und sagte: »Ihr müßt etwas zu Euch nehmen, Nachbarin, hier bringe ich Euch etwas geschmorte Birnen,« und sie wollte die Gardine wegschieben.

Frau Groot hielt sie an ihrem Rocke zurück.

»Nein,« rief sie so laut sie konnte, »die Nachbarin wird nichts mehr essen, sie ist gestorben.«

»O, so!« sagte die Taube, den Kopf auf und nieder bewegend, als ob sie vollständig verstanden habe, »die Nachbarin schläft; so, so, das ist gut, das wußte ich nicht. Ich sah den Doctor hineingehen,« fuhr sie fort, indem sie mich ansah, »und dachte, daß gewiß etwas geschehen sei. Was fehlt der Nachbarin eigentlich?«

Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ihre Nachbarin verschieden sei.

»Das ist die Dritte,« sagte alsdann die taube Frau, »die in diesem Stübchen stirbt, seitdem ich hier wohne; es war eine gute Frau, nur ein wenig einsam. Ach Gott, ist sie todt! ich dachte noch, du willst ihr die geschmorten Birnen bringen, die mag sie gern essen.«

Die Thürklinke wurde wieder aufgedrückt und herein trat eine weibliche Erscheinung, deren Augen, Gesicht und ganze Haltung die innigste, herzlichste Theilnahme zeigte. Es war die Baronesse Constanze. Es giebt Wesen in der Welt, welche die Bestimmung zu trösten von der Natur erhalten haben und denen diese Bestimmung

deutlich in ihrer äußeren Erscheinung aufgeprägt ist. Zu diesen Wesen gehörte die Baronesse Constanze. Mit einer ernsten und liebenswürdigen Ruhe trat sie herein und grüßte uns. Sie legte darauf sogleich Hut und Mantel ab, und es machte einen viel Vertrauen erweckenden Eindruck, sie ohne diesen Aufputz in der ärmlichen Wohnung zu sehen. Dann trat sie auf Susette zu, die noch immer ihren Kopf mit der rechten Hand stützte. Das Fräulein ergriff ihre Linke.

»Ich habe von Ihrem Unglück gehört, liebe Susette,« begann sie mit einer sanften und herzergreifenden Stimme, »ich komme, um mit Ihnen zu weinen, Sie wissen, ich habe auch keine Mutter mehr.«

Eine innige Rührung preßt leichter Thränen aus, als ein schwerer überwältigender Schmerz. Susette konnte jetzt weinen und küßte die Hände der Baronesse, an deren langen schwarzen Wimpern ebenfalls helle Tropfen hingen. Röschen drängte sich an die Beiden heran und aus ihren Blicken glänzte durch die Thränen die tiefste Ehrerbietung und zärtlichste Hingebung für die Trösterin. Das war eine liebe, rührende Gruppe. Leiden, Mitleiden und Trost im Leiden vereinigten sich darin, und ich möchte unsere Maler auffordern, an einer solchen Gruppe einmal ihre Kräfte zu versuchen, wenn sie für einige Augenblicke ausruhen wollen von den Männern, die Pfeifen rauchen, und den Frauen, die Gemüse gekauft haben.

»Sie ist ein Engel,« flüsterte Frau Groot, und eine Thräne fiel auf die Feuerzange, womit sie versuchte das Feuer in dem Kamine wieder zu entfachen.

»Wer ist die Dame?« fragte die taube alte Frau in ihrem gewohnten lauten Tone. Ich bemühte mich, ihr es zu erklären, aber es war mir nicht möglich.

»Ich kann Sie nicht verstehen,« sagte sie, »aber so viel weiß ich, daß an meinem Todesbette keine reichen Leute weinen werden; nun, ich habe immer gehört, daß Frau Noiret von keiner geringen Herkunft war.«

Nachdem sie dies gesagt hatte, stand sie auf, nahm ihr Schüsselchen und begab sich in ihre eigene Stube.

Der Arzt kam, um nach Susette zu sehen und für sie zu sorgen, wenn der erste Schmerz vorüber sei. Sein Gesicht erhellte sich, als er Constanze erblickte.

»Die Baronesse schon hier?« sagte er, »das konnte sich nicht besser treffen. Sie müssen eilig gegangen sein, gnädiges Fräulein. Ich empfehle Ihnen diese Patientin,« fuhr er fort, »für die Traurigen sind Sie der beste Arzt, den ich kenne.«

Er verschrieb darauf einen beruhigenden Trank und verließ uns, um wer weiß welche andere Unglückliche zu besuchen. Nun kam die Mutter der Stiftung herein. Sie nahm Frau Groot mit einer sehr wichtigen Miene auf die Seite und hielt ihr vor, daß man nichts Eiligeres zu thun habe, als die Leiche der Frau Noiret zurechtzumachen und das Bett wegzunehmen. Frau Groot meinte jedoch, daß dazu noch Zeit sei und veranlaßte die Mutter, vor der Hand davon abzustehen.

»Was wollte die Mutter?« fragte Susette wehmüthig, als dieselbe wieder hinausgegangen war.

»Nichts, liebes Kind,« sagte Frau Groot, »ich werde für Alles sorgen, bekümmere Dich um nichts.«

»Man wird doch meine arme Mutter in Ruhe lassen,« entgegnete Susette, »nichts an ihr verändern, bis —«

Mehr vermochte sie nicht zu sagen; sie ließ ihren Kopf an die Brust der Baronesse sinken, welche sie liebreich unterstützte und ihr dadurch die Kraft gab, ihre Thränen zu stillen.

Röschen konnte nicht länger bleiben, da sie zu Hause nöthig war. Ich ging mit ihr fort. Susette reichte uns Beiden die Hand und weder Röschen noch ich vermochten ein Wort hervorzubringen, als wir sie in der milden und tröstenden Gesellschaft von Fräulein von Nagel und Frau Groot zurückließen.

Als wir nach der Wohnung des Zuckerbäckers kamen, war der alte Groot sehr ergriffen über das Vorgefallene; ich blieb noch eine

Zeitlang bei den guten Menschen, um mit ihnen über den Unglücksfall zu plaudern. Röschen erzählte mir viel von der Verstorbenen und wie lieb sich Mutter und Tochter gehabt und wußte tausend Beweise von der Anhänglichkeit und Zärtlichkeit zu erzählen, womit diese Mutter und diese Tochter einander das Leben verschönert hatten. Sie erzählte, Mutter Noiret sei auf ihrem Stuhle so gut wie plötzlich gestorben, als sie ihr Gesangbuch eben zugemacht hatte. Der Schlagfluß, der ihre schwache Lebenskraft in Verlauf von einer halben Stunde vernichtete, hatte schon im ersten Augenblicke ihre Sprache gelähmt, aber sie hatte nicht nöthig gehabt, ihrer Susette irgend etwas zu verzeihen, bevor sie verschied, und ihren Segen hatte sie ihr jeden Tag ihres Lebens gegeben. Wir sprachen auch über den jungen Mann, den es nach Westindien trieb, weil er an der Verbindung mit Susette verzweifelte. Röschen theilte mir mit, daß sie ihn am Abend vorher noch gesprochen hatte und daß sein Plan nun unwandelbar feststehe. Ich schwieg absichtlich von dem Gespräche, welches ich ohne meinen Willen auf van der Hoogens Stube belauscht hatte.

Bald darauf kam ich zu Hause an.

»So lange hat doch die Kirche nicht gedauert, Unsterblicher»? rief Herr Kegge mir zu, als ich in das Zimmer trat. »Wir warten schon eine ganze Weile auf Sie. Ein Sonntag ist eine langweilige Partie; wenn wenigstens noch Schnee läge, dann könnten wir eine Schlittenfahrt machen, und die adligen Herren und großen Hansen sollten ihre neidischen Blicke an meinem prächtigen Pantherfell weiden. Aber sagen Sie mir, Unsterblicher, ich will ein Narr sein, wenn ich weiß, wo Sie so lange geblieben sind.«

Ich berichtete von meinem Besuche in der Stiftung. Kegge hatte gleich wieder eine Thräne in den Augen, aber er sagte: »Teufel, das war so recht ein Erlebniß für Sie, das mag ein allgemeines Weinen gewesen sein. Liebe Hanna, Frau, da muß etwas gethan werden, hörst Du, es ist verteufelt traurig für das gute Mädchen, Du mußt ihr etwas schicken.«

»Soll ich ihr ein gebratenes Hühnchen senden?« fragte Frau Kegge gutherzig.

»Dummes Zeug!« rief Herr Kegge, »sie wird doch wohl keinen Hunger haben. Schicke ihr ein paar Bankbillets, die werden besser am Platze sein; ein Trauerfall ist eine theure Sache für solche Leute.«

Henriette hatte sich abgewendet und schien aufmerksam nach dem Papagei zu sehen. Ich bemerkte jedoch, daß sie tief ergriffen war, und obgleich sie es verbergen wollte, sah ich Thränen in ihren schönen Augen glänzen. Nein, dachte ich, Du bist doch viel zu gut für einen van der Hoogen! Hättest Du eine Constanze zur Mutter oder Schwester gehabt, so würdest Du ein so liebenswürdiges Mädchen sein, wie sie sich ein rechter Mann jemals zur Braut wünschen könnte.

Als wir nach dem Diner in der Dämmerstunde allein saßen, versuchte Henritete meine Ansicht über van der Hoogen auszuforschen, und namentlich schien sie neugierig, zu erfahren, wie ich über ihr Verhältniß zu demselben dachte. Ich hatte mir vorgenommen, vorläufig noch nichts von dem zu entdecken, was ich wußte; aber ich bedauerte Henriette im Voraus, wenn ich daran dachte, welch' eine harte Strafe es für sie sein werde, wenn sie van der Hoogen's zweideutiges Verhalten vernehmen und erfahren werde, daß er der unschuldigen Susette niederträchtige Schlingen legte, zur selben Zeit, da er sich den Anschein gab, nur für Henriette Interesse zu fühlen.

Wenn irgend etwas geeignet war, Henriettens besserem Selbst zum Siege über ihre vielen Schwächen zu verhelfen, so mußte es diese bittere, aber heilsame Erfahrung sein.

Des Abends erwartete man van der Hoogen, welcher meist die Sonntag-Abende in der Familie zubrachte. Herr Kegge, der sich darauf gefreut hatte, einmal eine Partie L'hombre zu spielen, war verdrießlich, daß der dritte Mann fehlte. Henriette, welche ohne Zweifel am meisten darüber erstaunt war, daß van der Hoogen ausblieb, hielt sich tapfer, und ohne etwas merken zu lassen, meinte sie,

er werde wohl eine andere Einladung erhalten haben, und es sei auch ganz gut, wenn er keine Gewohnheit daraus werden ließe, jeden Sonntag zu kommen.

Wir verbrachten den Abend, indem wir Bilder und Zeichnungen besahen, von denen Herr Kegge eine hübsche Sammlung besaß, die freilich ohne Geschmack und Urtheil zusammengestellt und jedenfalls viel zu theuer bezahlt war.

Gegen zehn Uhr wurde ein violetfarbenes Briefchen abgegeben. Henriette wurde roth und war überzeugt, daß hier ein Mißverständniß herrsche, als es der Diener ihrem Vater einhändigte. Da dieser das Briefchen sofort öffnete, blickte sie ihm scharf in die Augen.

Als Herr Kegge das Billet gelesen hatte, nahm er sehr höflich seine Mütze davor ab. »Ich bin eine Leiche,« erklärte er, »wenn ich etwas davon fasse;« und dann fuhr er mit einem gewissen Ernste fort: »Frau Kegge, geborne Marrison, Fräulein Henriette Kegge und Herr Hildebrand, wenn ich bitten darf, so hört, was dies Schreiben enthält.«

Hochwohlgeborner Herr!

»Das ist pro Primo eine Lüge!«

Seitdem Sie in Ihrem Hause Personen beherbergen, die es sich angelegen sein lassen, meinen guten Namen anzutasten und zu verlästern, sehe ich mich genöthigt, dem Vergnügen, dasselbe ferner zu betreten, zu entsagen.

Ich habe die Ehre zu sein Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener

p. g. van der Hoogen, Supernumerar.

Von Haus. Sonntagabend.

»Das geht auf mich,« sagte ich, das Wort nehmend; »Herr van der Hoogen fordert mich heraus und ich bin nun wohl genöthigt, zu erklären, was ich von ihm denke. Er hat sich mir als ein hinterlistiger, verächtlicher Mensch gezeigt.«

Darauf erzählte ich dasjenige von dem Vorgefallenen, was durchaus nöthig war, und erklärte zugleich, welche Bedingungen ich ihm bei meinem heutigen Besuche gestellt hatte.

»Sie sehen,« sagte ich zum Schlusse,« daß er seine Zuflucht zu einem unverschämten Auftreten nimmt.«

»Darum keinen Kummer, Unsterblicher!« rief Herr Kegge aus, »Sie haben, so scheint es mir, nobel gehandelt, und darum fort mit dem hochwohlgebornen Herrn van der Hoogen. Ich bin ein Eichhörnchen, wenn seine gelben Handschuhe mir jemals gefallen haben, ebensowenig wie seine Großthuerei, wobei er immer den Mund voll nahm von großen Hansen. Es wird Henriette leid thun, daß es so gekommen.«

Henriette antwortete nichts. Verdruß und Scham kämpften in ihrem Herzen, und wenngleich sie einen Augenblick empört darüber zu sein schien, daß Hildebrand so geradezu gegen van der Hoogen aufgetreten war, so fühlte sie doch auf der andern Seite zum ersten Male, was der Schutz eines muthigen und entschlossenen Mannes bedeute.

Frau Kegge sprach mit vollständiger Verkennung von der fraglichen Sachlage und griff zu der gewöhnlichen Zuflucht unverständiger Frauen. »Ich habe ihn immer sehr höflich gefunden,« sagte sie, »er hat mir niemals etwas zu Leide gethan; ich sage es geradezu, daß es mir leid thut, wenn er nicht wieder kommen sollte.«

»Dummes Zeug!« entgegnete Herr Kegge, »das Einzige ist, daß Henriette nun Niemand hat, der mit ihr musicirt. Und Sie sprechen auch von der Abreise, Unsterblicher!« fügte er zu mir gewendet bei; »dann sind wir wieder ganz allein. Das war eine angenehme, aber zu kurze Zeit.«

Nachdem er dies gesagt hatte, schob er seinen Stuhl vor den Kamin und stocherte in Gedanken lange darin herum. Auf einmal wendete er sich an seine Frau: »Wie alt würde unser William wohl jetzt sein?« fragte er in etwas sanfterem Tone, als er ihn sonst zu gebrauchen gewohnt war.

»Einundzwanzig,« antwortete Frau Kegge.

»Es ist doch ein anderes Ding, wenn man noch einen Mann im Hause um sich hat,« seufzte Herr Kegge und starrte wieder vor

sich hin. Zwar dauerte dieser Augenblick traurigen Nachdenkens bei dem beweglichen Manne nicht lange, aber wer weiß, wie tief der Schmerz in diesem einzigen Augenblicke drang!

Ein großer Hans und adliger Herr.

Montagmorgen um ein Uhr, oder Nachmittag, wenn man bürgerlich genug ist, es um zwölf Uhr Mittag zu nennen, stand ich am Eingange des Hauses des Herrn Wilhelm Adolph Baron von Nagel, Mitglied der Ritterschaft und Bürgermeister der Stadt, in welcher all' das vorher Erzählte vorgefallen ist. Es war ein stattliches Haus, in welchem der Vater und der Großvater des Barons ebenfalls gewohnt hatten, den Ruhm hinterlassend, der mehr werth ist als ihr Adelsbrief, den Ruhm liebenswürdiger Menschen. Ein betagter Bedienter in einer soliden und einfachen Livree öffnete die Thür und ließ mich in eine geräumige Seitenstube eintreten. Er ging nicht eher fort, mich anzumelden, als nachdem er mir mit der Manier eines wohlerzogenen Menschen einen Stuhl gereicht und darauf nach dem Feuer gesehen hatte.

Das Zimmer sah einigermaßen altfränkisch düster, aber doch comfortabel aus; man erkannte sofort, daß man bei einem Manne von gutem Geschmacke war. Die Tapeten hatten rothen Grund, ebenso die Canapees und Stühle. Auf dem grauen marmornen Sims des Kamins, in welchem ein sorgfältig gelegtes Torffeuer brannte, standen zwei antike Vasen und an der Wand hing als einziges Gemälde das Portrait eines Mannes mit dem weißen Kragen und dem mit Pelz besetzten Rocke des sechzehnten Jahrhunderts. Das Gesicht war blühend, obschon die Haare schloßweiß waren, in Nase und Mund war eine große Aehnlichkeit mit dem noch lebenden Träger des Namens von Nagel nicht zu verkennen.

Es herrschte eine ruhige Würde in der Ausstattung dieses Zimmers, welche Augen und Gemüth hundertmal angenehmer berührte als die bunte Pracht bei Kegges.

Der Herr von Nagel ließ zwar etwas lange auf sich warten, aber als er dann hereintrat, war er vollständig angekleidet. Er forderte mich sofort auf, mich niederzusetzen, und fragte mit dem wohlwollendsten Gesichtsausdruck, wer ich sei und was ich ihm mitzutheilen hätte.

Ich stellte mich ihm vor.

»Und betrifft Ihre Mittheilung eine Angelegenheit, die durchaus unter vier Augen verhandelt werden muß?« fragte er.

»Durchaus nicht,« antwortete ich.

»Wollen Sie dann die Güte haben, mir zu folgen,« sagte der Baron, der meinen Namen vielleicht von seiner Tochter gehört hatte, und vermuthete, daß mein Kommen in Bezug zu der mutterlosen Susette stehe.

Er ging vor mir her nach einem großen Gartenzimmer, welches jedoch auch für den Winter eingerichtet war.

Dieses Zimmer war ganz so ausgestattet, wie man es zur genüglichen Selbstbeschauung wünschen kann. Es war eine angenehme Uebereinstimmung zwischen den hellen Tapeten und den schweren schleppenden damastnen Gardinen, die allen Zug abhielten; zwischen der Farbe des großen Ofenschirms beim Kamin und der Farbe der Tischdecken; zwischen allen diesen Dingen und dem liebenswürdigen Gesichtsausdruck auf dem Frauenportrait, welches über dem Piano im rechten Lichte hing, und zwischen dem Gesichte und den edlen und dabei so sanftmüthigen Zügen des Barons von Nagel und seiner Tochter, der Baronesse.

Nachdem ich mich gesetzt hatte, begann ich dem ehrfurchtgebietenden alten Herrn meine Sache vorzustellen. Ich sagte ihm, daß ich mich bei ihm für einen jungen Mann verwenden wolle, der eine untergeordnete Anstellung bei der städtischen Administration habe; ich theilte ihm mit, wie der junge Mensch durch ein Zusammentref-

sen von Umständen, aus Mangel an günstigen Aussichten für die Zukunft und hauptsächlich in Folge der listigen Bemühungen eines seiner Vorgesetzten es für ein nothwendiges Unternehmen halte, nach Westindien zu gehen, und daß ich diese Absicht durch das Dazwischentreten des Barons zu vereiteln hoffte.

»Damit hätten wir also die Grundlage Ihrer Mittheilung,« sagte er lächelnd, »ich bitte nun um die Ausführung mit Namen und Zunamen, wenn Sie so gefällig sein wollen.«

Ich erklärte ihm, daß ich von einem gewissen Reinhard Mater spräche.

»Ein brauchbarer Mensch!« bemerkte Herr von Nagel, ohne mir jedoch in die Rede zu fallen.

»Von einem gewissen Reinhard Mater,« sagte ich, »welchem man, und zwar vornehmlich ein gewisser Herr Butz, der an der Spitze des Büreaus zu stehen scheint, in welchem er beschäftigt ist, Westindien so schön und vortheilhaft zu schildern gewußt hat, daß er erfüllt von Ehrgeiz und durch einige Fehlschlagungen getrieben, das Vorhaben gefaßt hat, dort hinzugehen, ja daß hier wirklich die Ausführung schon in Angriff genommen ist, da der Herr Butz mit seiner Zustimmung bereits ein Engagement bei seinem Bruder, der in Surinam eine Plantage zu haben scheint, eingegangen ist, wodurch sich der junge Mann aus Rücksichten der Ehrenhaftigkeit verpflichtet sieht, mit der ersten Gelegenheit abzureisen.«

Der Baron hatte während dieser Mittheilung vielbedeutende Blicke mit seiner Tochter gewechselt.

»Und nun ist Ihr Wunsch,« sagte er mit zuvorkommender Güte, »daß ich dem jungen Mater seinen Abschied verweigere?«

»So ist es,« antwortete ich.

»Wohlan,« entgegnete er, »er soll ihn nicht haben, Herr Hildebrand! er soll ihn nicht haben, Constanze! Wir lassen den armen Menschen auf eine Empfehlung des Herrn Butz nicht in die Welt ziehen. Hast Du jemals von einem Bruder des Herrn Butz gehört, der in Westindien sein soll?«

»Niemals, Papa,« antwortete das Fräulein.

»Wohlan, Herr Hildebrand,« sagte darauf der Baron, »wir kennen den Herrn Butz und wir kennen auch den jungen Mater, wir werden Alles in Ordnung bringen. Kennen Sie die beiden Herren?«

»Den Herrn Butz sah ich einen Augenblick, Mater habe ich nie gesehen.«

»So, so,« antwortete Herr von Nagel, »nun, beruhigen Sie sich, ich werde die Sache untersuchen, Mater soll nicht nach Westindien gehen. Aber eine Frage werden Sie mir erlauben, wenn Ihnen dieselbe nicht unbescheiden erscheint. Wie kommt es, daß Sie sich so lebhaft für Jemand interessiren, den Sie durchaus nicht zu kennen scheinen?«

Diese Frage machte mich verlegen, wie freundlich auch der Blick sein mochte, mit welchem der Baron auf meine Antwort wartete.

»Herr Baron,« sagte ich, und ich glaube, daß ich dabei erröthete, »es ist ein junges Mädchen im Spiel, welches sich für den jungen Mater interessirt, das jedoch von dem Schritte, den ich heute thue, ebensowenig unterrichtet ist als der junge Mann selbst.«

»Ich dachte mir so etwas,« entgegnete lächelnd Herr von Nagel, »nun, ich glaube, die Sache ist dadurch nicht schlimmer geworden.«

Ich machte eine Bewegung, als ob ich gehen wolle.

»Warten Sie noch einen Augenblick,« sagte er, und würde weiter geredet haben, aber der Bediente trat herein und meldete Herrn van der Hoogen an. Unwillkürlich verbreitete sich der Ausdruck einer unangenehmen Empfindung auf dem Gesichte von Vater und Tochter, wurde jedoch sofort unterdrückt.

»Sage nur, daß ich jetzt den Herrn van der Hoogen nicht sehen kann, da ich beschäftigt bin,« befahl er. »Meine Tochter,« fuhr er darauf zu mir gewendet fort, »ist gestern bereits mit Ihnen zusammengetroffen, wenn ich nicht irre?«

»Wir waren Beide in dem Hause einer Trauernden,« entgegnete ich.

»Sie kennen die Tochter der Frau Noiret?« fragte er weiter.

»Ich bin ein paar Mal mit ihr zusammengetroffen und kenne sie aus den Mittheilungen von Gliedern des Bekanntenkreises, zu dem sie gehört,« erwiderte ich.

»Sie arbeitet zuweilen für meine Tochter,« fuhr der Baron von Nagel fort, »und diese ist sehr von ihr eingenommen. Sie ist ein bescheidenes Mädchen und wird der Unterstützung benöthigt sein. Wissen Sie etwas mehr von ihrer Familie als wir?«

Ich theilte ihm Alles mit, was ich wußte, und fügte hinzu, wie sehr Susette ihres liebenswürdigen Charakters wegen bei allen denen beliebt sei, die mit ihr umgingen.

»Das sagt der Doctor auch, nicht wahr, Constanze?« antwortete der menschenfreundliche Mann; »ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, Herr Hildebrand. Sie studiren zu Leyden?« setzte er seine Rede eilig fort, als er bemerkte, daß ich abermals Miene machte, wegzugehen. »Ich habe auch in Leyden mein Studium durchgemacht,« und darauf theilte er mir einige Erinnerungen aus seiner Studentenzeit mit. »Man sagt wohl,« so schloß er, »daß es die angenehmste Zeit des Lebens sei, aber so undankbar bin ich nicht gegen meine verstorbene Frau und gegen meine liebe Tochter, um damit einzustimmen, und überdies ist es angenehmer, sich in der Welt als fertiger Mann zu fühlen, wie als Student; auch Sie werden dies noch empfinden.«

Nach noch einigen weiteren allgemeinen Gesprächen, an welchen auch die Baronesse theilnahm, verließ ich diese Wohnung, in welcher ich so viel Seelenruhe, Verstand und Tugend angetroffen hatte, und während ich nach Hause ging, überdachte ich, wie viel liebe und gute Menschen ich in so kurzer Zeit unter verschiedenen Dächern in der fremden Stadt angetroffen hatte; wobei sich in mir die Ueberzeugung verstärkte, daß Vorzüge des Geistes und Herzens nicht das Vorrecht besonderer Stände sind, sondern allen zugleich eigen sein können, während jedenfalls derjenige Mensch am glücklichsten ist, welcher jederzeit weiß, wer er ist, was er vermag und was er will,

ohne sein Heil in dem zu suchen, was außer seinem Bereiche liegt.

Meine kleine Rolle war für dieses Mal ausgespielt und ich kündigte der Familie Kegge meine Abreise von der Stadt R. an. Drei Tage später erwachte ich wieder in meiner Stube zu Leyden und blickte in die breite Straße hinab, um zu sehen, ob sie noch eben so breit sei als früher.

Meine Leser, welche die Geduld gehabt haben, diesen Schilderungen zu folgen, werden nicht wünschen, daß Hildebrand die Feder niederlege, ohne über das fernere Lebensschicksal der vorgeführten Personen etwas mitzutheilen. Darum soll in der Kürze das Folgende den Abschluß geben.

Herr van der Hoogen hat sich in Bezug auf gewisse seiner Verantwortung anvertraute Gelder so wenig reizend betragen, daß er es rathsam fand, seine Wohnung in der Modewaarenhandlung eines schönen Morgens stillschweigend zu verlassen, was Niemand bedauerte, außer dem Modewaarenhändler und seiner Frau, die um ein halbes Jahr Zimmermiethe und ein artiges Sümmchen an Vorschüssen zu kurz kamen.

In dem Zuckerbäckerladen des Herrn Groot werden um die Zeit des St.-Nicolaustages noch immer herrliche Vergoldpartien gehalten. Röschen ist die Verlobte eines hübschen jungen Mannes, der ein vielbesuchtes Manufacturwaarengeschäft hat. Ich recommandire dasselbe dem schönen Geschlechte, da es ein Vergnügen sein muß, dort etwas zu kaufen.

Susette Noiret fand eine sehr bevorrechtete Stellung bei der Baronesse Constanze. In Folge besonderer Protection durch den Baron ist der junge Mater rasch zum Secretair avancirt und bekleidet jetzt die Stelle des Herrn Buß, der in Folge seiner ungeregelten Lebensweise gestorben ist. Nächstens wird die Hochzeit der jungen

Leute sein und ich habe eine briefliche Einladung bekommen, worin allerlei von »Verpflichtungen gegen Herrn Hildebrand« vorkommt.

Der Baron lebt noch immer mit seiner Tochter in derselben friedlichen Zurückgezogenheit. Beide stiften so viel Gutes als sie können, und mit einem Herzen voll Liebe geht Constanze der Zeit entgegen, wo der Baron, der schon recht alt zu werden beginnt, ihrer Pflege noch bedürftiger wird.

Und die Familie Kegge?

Der Leser wird es begreiflich finden, daß Hildebrand bei der Bequemlichkeit des heutigen Reisens seinen Besuch öfter wiederholte und ein immer lieber gesehener Gast in der Familie war. Die Großmutter hat nicht lange in dem fremden, kalten Lande gelebt und ist zufolge ihres letzten Willens an der Seite ihres Lieblings auf dem Kirchhofe zu Leyden beigesetzt worden. Hildebrand empfing in ihrem Namen ein Päckchen, worin sich der Ring mit dem Taschentuche befand, und auf einem Zettel in englischer Sprache folgende Worte standen:

Zum Andenken an den lieben William und an seine Großmutter E. Marrison.

Frau Kegge ist dieselbe wenig sprechende und wenig bewegliche Dame geblieben und nur der Tod eines der beiden ihrer Lieblinge bereitete ihr einige schwere Tage; ich bin jedoch im Augenblicke leider nicht im Stande, den Lesern mittheilen zu können, ob es Azor gewesen ist oder Mimi.

Herr Kegge gewöhnte sich bei jeder Wiederholung des Besuches mehr und mehr an die Gesellschaft Hildebrand's und es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß er den Aufenthalt in der Stadt R. schließlich mit dem in einer andern vertauschen würde, wenn Hildebrand sich einmal irgendwo fest niedergelassen hat.

Und Henriette?

Im vergangenen Jahre hat sie, während Hildebrand zum Besuche dort war, den Heirathsantrag jenes hübschen Cavallerieoffiziers, der in dem Concert die Ballade gesungen, abgelehnt.

So viel steht fest, daß ein verständiger Mann, der ihren Charakter zu nehmen und sie zu leiten weiß und dabei ihrer reichen Begabung eine gute Richtung giebt, nicht nur das Glück seines Lebens bei ihr finden, sondern auch auf die Haltung der ganzen Familie einen sehr guten Einfluß ausüben kann. Ist doch Herr Kegge schon jetzt viel weniger darauf aus, den großen Hansen und adligen Herren den Rang streitig zu machen, da er es gelernt hat, sie nicht mehr zu beneiden und daher mehr und mehr zu Ansehen bei ihnen gelangt.

J. J. Cremer.

Ein Tag in der Residenz.

Erstes Kapitel.

Es ist mir, als wäre es gestern gewesen, als an einem Winterabend — einige Jahre sind darüber hingegangen — der Wind von außen gegen die Scheiben blies, während in der Stube das Feuer in unserm großen Ofen um so lebhafter brannte. Mein Vater saß in seinem Fauteuil beim Feuer und las die Zeitung. Meine Mutter saß nicht beim Feuer, aber am Theetisch und war mit einer Handarbeit beschäftigt. Ihr einziger, vielgeliebter Sohn, des Lesers ergebenster Freund Jonas, begabt mit mehr Beobachtungs- als Unterhaltungsgabe, ausgerüstet mit einigen kleinen Kenntnissen und nicht ganz ungeübt in der Ausübung von etwas Musik und — Aspirant auf die Einnehmerstelle bei der Steuerbehörde irgend eines beliebigen Ortes, saß ebenfalls beim Theetisch und war vertieft in die ergreifende Schilderung des herzbrechenden Unglücks, welches jemals ein Romanheld ausgestanden hat. So mochte lange Zeit in der gemüthlichen Hinterstube nichts Anderes zu hören gewesen sein, als das Ticken der Pendule, das Knistern des Feuers und das Geräusch des Theewassers, als mit einem Male ein kräftiger Ausruf meines Vaters, der bei dem Feuer saß, sowohl meine Mutter als mich überraschte. »Was giebt's Lieber?« sagte meine Mutter.

Noch ein kräftiger Ausfall von meinem Vater, es klang fast wie eine Art Fluch, worauf meine Mutter etwas lauter erwiderte: »aber was denn Liebster?« und mein Vater folgendermaßen losbrach:

»Falschheit! Heuchelei und nichts anders, nein gar nichts Anderes! schöne Worte! Glauben! Freund hinten und vorn! und doch nichts!«

»Du willst doch nicht sagen, daß es schlimm steht —?« forschte meine Mutter!

»Freilich steht es schlimm,« rief mein Vater, »Jeder denkt nur an sich und seine eigne Familie. Wenn ein alter Freund um ein gut Wort für seinen Sohn bittet, dann sind sie voll süßer Redensarten, aber sobald er den Rücken gekehrt hat, strecken sie die Zunge hinter ihm heraus. O Heuchelei und nichts Anderes!«

»Ist die Stelle in Eldorf vergeben?« fragte meine Mutter.

»Eine schöne Bescherung!« brummte mein Vater, »ja wohl an den Neffen des höflichen Finanzraths. Ja wohl. Und sagte er mir nicht, Freund, sagte er — verstehst Du wohl, Freund — wir werden unser Bestes thun, Sie begreifen wohl, daß da eine Menge von Sollicitanten sind, aber Ihrem Sohne soll geholfen werden; wie alt ist Ihr Sohn? Dreiundzwanzig, sage ich. Gut, sagte er noch, ich werde sicher an ihn denken — sicher an ihn denken — das waren seine eigenen Worte, und was ist nun, sieh das!« — und mein Vater schnippte mit den Fingern.

»Ist Eldorf vergeben?« kam ich im Nachtrab, während ich sehr niedergeschlagen nach einer Heloise von schwarzer Kreide sah, welche an der Wand hing.

»Hast Du keine Ohren,« brummte mein Vater, als wäre ich daran schuld, daß die Angelegenheit schief gegangen war, und dabei stocherte er unbarmherzig in dem Ofen umher!

»Es ist unverzeihlich, so seine eigne Familie zu protegiren!«

Als mein Vater diese Bemerkung machte, dachte ich — aber nur ganz still bei mir selber, daß ich doch auch zur eignen Familie meines Vaters gehöre.

»Es ist abscheulich, das ist es! Eldorf ist ein allerliebster Ort, war das zuviel für Jonas, der nun sieben Jahre beim Fach und seit vier Jahren Aspirant ist, mußte nicht endlich für den Jungen gesorgt werden — was sagst Du?«

»Es ist recht schade,« seufzte meine Mutter.

»Ja recht verdrießlich,« sagte ich, worauf mein Vater fortfuhr: »Unangenehm, sehr unangenehm ist es, und besonders für Deine Eltern, Jonas, die nichts mehr wünschen, als daß ihr Kind endlich eine rechtschaffene Stellung in der Gesellschaft einnehme. Dein Vater hat weder Mühe noch Kosten gescheut: zwei Mal bin ich nach der Residenz gereist, habe den Ministern den Hof gemacht, was ganz gegen meine Natur geht, habe mit dem Finanzrath Babel, dem alten Schwätzer, von unseren Schuljahren geplaudert, obgleich ich ihn schon als Junge nicht leiden konnte. Und wozu das Alles? damit er nun seinen eigenen Neffen an die Stelle bringt!«

»Der junge Babel ist ja wohl der älteste Sohn von des Finanzraths eignem Bruder?« meinte meine Mutter und setzte hinzu: »Die Menschen müssen eine rechte Last mit ihrer großen Familie haben!«

»Rede mir, wenn ich Dich bitten darf, nicht von großen Familien,« brummte mein Vater, der sonst der sanftmüthigste Mann von der Welt war, aber nun durch die Neuigkeit, welche die Zeitung gemeldet hatte, einen ganz andern Charakter angenommen zu haben schien; »was ein Haushalt kostet, wissen wir selbst recht gut. Ich verlange Gerechtigkeit, verstehst Du, Billigkeit und frage nichts nach Durchstechereien und Familienverbindungen, so ist meine Ansicht.«

Nach dieser kernhaften Meinungsäußerung, gegen welche nicht viel zu erwidern war, und die meine Mutter dann auch mit einem gutherzigen: »Ja, darin hast Du Recht,« beantwortete, stocherte mein Vater noch einmal unbarmherzig in dem Ofen. In demselben Augenblick ertönte die Klingel. In der Meinung, daß es fremder Besuch sein könne, für den er im Augenblick nicht gestimmt war, rief mein Vater mir zu: »ich bin nicht zu Haus! Jonas.« Meine Mutter nahm sich jedoch die Freiheit, mit der möglichsten Sanftmuth zu erinnern, daß es wohl der Major Hör sein werde, denn der habe ja wohl versprochen, heute eine Tasse Thee mitzutrinken.

Wenige Augenblicke später trat der Major wirklich in das

Zimmer. Er war mit meinem Vater bekannt, seitdem er in unserer Stadt in Garnison lag, er hatte ein angenehmes Aeußere, welches durch einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart gehoben wurde; worauf er sich jedoch viel mehr einbildete, war der Umstand, daß er Pulver gerochen hatte, wie er zu sagen pflegte.

»Was giebt es?« rief der Major und machte Front, als er in die Thür getreten war; »Ihr seht ja aus, als wäre Euch die Petersilie verhagelt, komme ich ungelegen? gut! rechts um, Marsch!«

Ich muß noch bemerken, daß der Major die Eigenthümlichkeit hatte, den Buchstaben r in einer etwas schnarrenden Weise auszusprechen, und daß er z. B., wenn er im Scherz »wer da?« rief, ein wunderbares lang andauerndes Schnarren anwendete.

»Sieh da, seid Ihr's Major?« sagte mein Vater, indem er dem Eintretenden freundlich die Hand reichte.

Meine Mutter machte eine kleine Bewegung, indem sie sich erhob und gleich wieder niedersetzte mit den Worten: »O durchaus nicht, sehr erfreut, Sie hier zu sehen!«

Es versteht sich von selbst, daß Jonas aufstand, einen »guten Abend, Herr Major« sprach und dem Gaste einen Stuhl anbot.

Mein Vater saß mit dem Major beim Feuer, meine Mutter goß den Thee ein, und während ich mit meinem Fingernagel auf den Umschlag des nun zugemachten Romans meine Verstimmung suchte ein- oder auszudrücken, waren die ersten Worte, die meine Aufmerksamkeit weckten: »Wegen Jonas, wissen Sie, wegen Jonas.«

Diese Worte, von meinem Vater gesprochen, bildeten vermuthlich den Schluß einer Erklärung, welche er dem Major gab — einige Augenblicke nachher erinnerte ich mich, daß ich die ganze Erklärung gehört hatte — und der Major, der mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte nach einigen Augenblicken der Stille: »Kein Wunder, wahrhaftig kein Wunder! Ein Mann, ein Wort, und wenn der — Dings da — Ihrem Sohne Eldorf versprochen hat, dann mußte er ihn so gut dort hinbringen, wie er seinen Neffen

dort hingebracht hat. Aber,« ließ der Major darauf folgen, »es wundert mich doch, daß — daß Dings da — —«

»Babel,« half ihm mein Vater weiter.

»Richtig,« fuhr der Major fort, »daß er sein Wort nicht gehalten hat und das verdenke ich ihm, sehen Sie, aber das Andere nicht.«

»Welches Andere?« fragte mein Vater, während er ganz verwundert aufschaute.

Nachdem auch meine Mutter den Major zum Reden aufgefordert hatte, entwickelte er in der Kürze seine, wie er sagte, individuelle Ansicht. Bei gleichstehender Berechtigung der Ansprüche auf ein Amt hielt er es für einen falschen Begriff von Gerechtigkeit, wenn man mit Zurücksetzung eines Nahestehenden einen Fremden vorziehen und ihm forthelfen würde. Auf — Dings da — konnte mein Vater, wie der Major meinte, allerdings mit vollem Rechte ungehalten sein, wenn er wirklich ein Versprechen zu Gunsten des Jonas gethan hatte, und besonders, wenn Jonas mehr Anspruch auf diesen Posten hatte.

Mein Vater war nur halb und halb mit den Ansichten des Majors zufrieden, die Handlungsweise des Finanzraths Babel war und blieb eine ungerechte, um so mehr, da mein Vater noch vor Kurzem durch seine besonderen Verbindungen ihm eine Partie ausgezeichneter westphälischer Schinken besorgt hatte. Babel war in seinen Augen ein leerer Redenmacher.

Der Major drehte seinen linken Schnurrbart so lange, bis er fast nach oben stand, dann sagte er: »Der Dings da« — der Major schien den Namen nicht behalten zu können — »wird sonst, wie ich öfter hörte, als rechtschaffener Mann und tüchtiger Beamter sehr gerühmt. Aber mein werther Freund,« fuhr er rasch fort, indem er meinen Vater vertraulich auf den Arm klopfte, und darauf aufsprang, um mit echt militairischer Haltung eine Tasse Thee anzunehmen, die meine Mutter ihm reichte: »Verstimmungen machen unser Urtheil oft strenge. Ist einmal die Schlacht verloren, so putzt ein

guter Soldat seine Waffen wieder blank, und sagt: »morgen ist der Sieg unser!«

Das fand meine Mutter richtig, denn sie sagte: »So ist es!« und um zu zeigen, daß ich, als der Mittelpunkt des Gespräches, für die günstige Wendung sehr dankbar war, meinte: der Major habe Recht und der Soldat habe auch Recht, und es sei so am allerbesten.

Der Vater bemerkte nun, daß der Major noch ohne Pfeife saß — Cigarren waren damals noch nicht sehr im Gebrauch — und während ich ihm half, den Gast mit allem Nöthigen zu versehen, versicherte er, daß es ihm leid sei, den Major mit solch einer unangenehmen Familienangelegenheit empfangen zu haben. Er wendete hierauf das Gespräch, indem er fragte: »Aber, Major, wie geht's Ihrer Frau, ich hoffe, doch etwas besser?«

»Ach ja, wie geht es?« fragte meine Mutter.

Die Antwort war befriedigend, aber der Major, der mit einer gewissen Aufgeregtheit den Tabaksdampf von sich blies, schien den Gegenstand von vorhin nicht fallen lassen zu wollen; er murmelte einige Worte, ließ den Kopf seiner Pfeife auf der Lehne seines Armstuhls ruhen, griff nach der Zeitung, die mein Vater zur Seite gelegt hatte, durchlief hastig deren Spalten, und indem er mit dem Finger auf einen der Berichte zeigte, rief er: »Ein guter Soldat sieht voraus, vorwärts, Marsch, gestern Hiebe, heute Sieg!«

Bevor zehn Minuten verlaufen waren, befanden wir uns Alle, Dank den prophetischen Worten des Majors, in einer Art hoffnungsvoller Erregung. Meine gute Mutter fürchtete nur, Kwakkersdam möchte ein zu brillanter Platz für Jonas sein, aber sie setzte hinzu, daß sie es nicht wisse, that dann zweimal Zucker in die Tasse und goß die Milch daneben. Mein Vater kam zu der Ueberzeugung, daß die Gerechtigkeit doch noch nicht ganz aus dem Lande entschwunden sei, und während er beschloß Babel Babel sein zu lassen, meinte er, der Major habe vollkommen Recht: Jonas müsse so schnell als möglich nach der Residenz und — das hatte der Major freilich nicht

gesagt, dort rund heraus erklären, daß Eldorf ihm so gut wie versprochen war, und er daher nun Anspruch auf Kwakkersdam habe.

Jonas fühlte sich stark genug, um mit Beseitigung aller Schüchternheit allen hohen, einflußreichen Männern seinen Wunsch gehörig zu erkennen zu geben, und als der Major noch rieth, auch den Herrn Dingsda nicht zu übersehen, meinte mein Vater, ich könne ihm im Vorbeigehen mein Compliment machen, aber — »der Minister, Jonas, und der Herr von Kurz, das sind die Männer, an die mußt Du Dich halten.«

So drehte sich das Gespräch noch geraume Zeit fast nur um meine Aspirantenreise.

Meine Mutter nahm nur wenig Theil daran, denn sie verweilte mit ihrer ganzen Seele bei meiner Wäsche, musterte meine Oberhemden, besah die Kragen, ob sie gut gestärkt waren, forschte — immer nur mit dem Auge ihrer Einbildungskraft — unter einem Haufen von Taschentüchern, ob meine feinen Batisttücher dazwischen lagen, indem sie fürchtete, daß dieselben gelb vom Liegen geworden sein könnten, beschaute meinen schwarzen Rock, ob darin vielleicht ein Knopf fehle, flüsterte mir zu, ob meine Handschuhe auch nicht zerrissen seien, und unterbrach einige Augenblicke darauf die Rathschläge des Majors und meines Vaters mit der plötzlichen Bemerkung: »Aber Johanna hat unser Kofferchen mit!« — Johanna war eine weitläufige Verwandte, die bei uns zum Besuch gewesen und einige Einkäufe gemacht hatte, wozu sie sich unser Kofferchen geliehen.

»So nimmt er den Reisesack,« sagte mein Vater.

»Viel zu klein,« versicherte meine Mutter, »Jonas muß doch gehörig — —«

Der Major Hör war ein rettender Engel, er hatte noch ein hübsches Kofferchen, welches zwar alt, aber bequem eingerichtet war, schmutzig von außen — er hatte seiner Zeit mit Tinte und dem Finger anstatt eines Pinsels »Lieutenant Hör« darauf geschrieben — aber das that nichts, es war ein handliches Ding, welches gut ver-

schlossen werden konnte und des Majors letzte Worte waren: »Es ist zu Ihrem Dienst, schicken Sie nur die Magd, um es zu holen.«

Die Magd wurde um das Kofferchen nach der Wohnung des Majors geschickt, und als der Nachtwächter zwölf Uhr rief, stand ich bei meiner Mutter und sah ihr zu, wie sie beschäftigt war, für den Aspiranten auf die Stelle in Kwakkersdam sorgfältig das Kofferchen des Lieutenants Hör zu packen, und ich bedachte mit schwerem Herzen, daß ich schon um halb sechs Uhr mit dem Postwagen wegfahren mußte, wenn ich den folgenden Tag in der Residenz früh genug ankommen wollte, um meine Angelegenheiten dort zu erledigen.

Zweites Kapitel.

Es wurde ein unbegreiflicher Morgen. Die Vorhänge blieben geschlossen, die Lampe brannte ebenso wie des Abends und es war kalt, weil das Feuer noch nicht brannte. Meine Mutter in einem sehr weiten Kleide und mit einer großen Mütze, die fast bis auf ihre gutmüthigen Augen reichte, hielt ein Licht in der Hand, als sie mir guten Morgen sagte. Auch mein Vater erschien in einer räthselhaften Toilette, und als die Mutter mir den Thee eingoß, that sie so unbegreiflich viel Zucker hinein, daß der denkwürdige Morgen mir noch seltsamer vorkam. Das altbackene Brot sah mich so trocken und hart an, daß ich keinen Bissen davon essen konnte. Mein Vater drängte zur Eile und gab mir noch die Weisung — welche er in Gegenwart des Majors gestern zurückgehalten hatte — daß ich seinem Freunde, dem Kammerrath von Kurz, nur rundweg erzählen sollte, wie unwürdig der Finanzrath Babel an mir gehandelt habe.

Eine gute Viertelstunde später saß ich im Postwagen und in demselben Augenblick, als der Conducteur mit den Worten: »Lieutenant Hör« mein Kofferchen auf das Verdeck hob, wurde ein Kopf

am Fenster des Wagens sichtbar und ein beschnurrbartetes Gesicht fragte nach dem jungen Herrn Kranz.

Nachdem ich mich bemerklich gemacht hatte, lautete die Anrede: »Ein Compliment vom Herrn Major und hier wäre ein Brief und ob sie denselben in der Residenz abgeben wollten!«. Zu gleicher Zeit bemerkte ich beim Schein der Wagenlaterne, daß das Gesicht mit dem Schnurrbarte sich näher an mich herandrängte, worauf etwas leiser folgende Worte erklangen: »Wenn Sie mir die Freiheit nicht übel nehmen wollen, dann möchte ich Sie wohl ersuchen — als Diener des Herrn Majors, da ich eine alte Mutter in der Residenz habe und eine Schwester, sehen Sie, die krank liegt, daß, daß Sie die Freundlichkeit haben möchten, nun wenn Sie so gut sein wollten auch von mir einen Brief mit zwei Thalerscheinen für meine alte Mutter mitzunehmen, sie wohnt im Hintereck, zwei Häuser vom Schweineschlächter Za — —«

»Vorwärts! Bei Seite, Kamerad!« rief der Conducteur und der Schnurrbärtige fuhr rasch zurück, ohne den Namen zu vollenden; doch erschien während der ersten Bewegung des langsam fortrollenden Postwagens eine Hand am Wagenfenster, welche einen Brief in die Höhe hielt. »Hier ist er, eigenhändig! rief der Diener des Majors, während seine Mütze mit dem Wagen gleichen Gang hielt, und nachdem ich mit einem: »Ja wohl« den Brief ergriffen hatte, verschwand die Hand und der neben mir sitzende Reisende zog eilig das Fenster nach oben, denn es war kalt.

Nachdem ich die beiden Briefe sorgfältig in meine Rocktasche gesteckt hatte, begann der Herr an meiner Seite ein Gespräch mit der Bemerkung, daß der Soldat ein gutes Herz haben müsse, obgleich man nicht nach dem Aeußern urtheilen könne, worauf er bemerkte, daß das Reisen mit dem Nachtwagen besonders im Winter durchaus nicht angenehm sei, und bald befand er sich mitten in der Erzählung seiner eigenen Geschäfts- und Familienangelegenheiten. Wie lange das angenehme Gespräch dauerte, weiß ich jedoch nicht, denn als ich wieder erwachte, begann eben der Morgen anzubrechen und so weit

meine Augen reichten, sah ich eine weite Fläche vor mir, aus deren Ferne ein Kirchthurm emporragte, während dünne, kahle Bäumchen rasch an unserm Wagen vorbeizueilen schienen.

Nach und nach sah ich die Sonne aufgehen, aber ich hatte heute für diesen Anblick keine Aufmerksamkeit, da mir ganz andere Dinge den Kopf warm machten. Ich sollte bei dem Minister eine Audienz nachsuchen, auch den Finanzrath Babel, auf den mein Vater so erzürnt war, mußte ich — um Niemand zu umgehen — über mein Anliegen sprechen. Dem Kammerrath von Kurz sollte ich rundweg erzählen, wie unwürdig Babel an mir gehandelt habe, und fortwährend überlief ein kalter Schauer meine Glieder; aber ich war ja ein Mann, ich suchte eine Stellung in der Gesellschaft, ich sollte — ich mußte, ja die kindische Schüchternheit mußte ich überwinden — aber mein Herz pochte trotzdem so stark, daß ich mir kaum zu helfen wußte, und es war eine gute Ableitung für meine Gedanken, als ich endlich vom langen Sitzen den Krampf in's rechte Bein bekam.

Nachdem wir in Dörfern und Flecken einige Male die Pferde gewechselt hatten, fuhren wir ungefähr um zehn Uhr des Vormittags in die Residenz ein, die mir wie ein großes Finanzministerium erschien; und es war mir, als ob die ganze Stadt auf mir läge, als wir endlich still hielten und ausstiegen. Wenige Augenblicke darauf hatte ein pfiffig aussehender Bursche mein Kofferchen auf die Schulter geladen, um mich nach dem Gasthof zu begleiten, den mein Vater mir bezeichnet hatte.

Es war ein Augenblick großer Verlegenheit — und wie viele solcher Augenblicke sollten an diesem Tage noch folgen, — als mein Cicerone mit einem: »Blitz, der ist schwer!« mein Kofferchen in die Thorfahrt eines hübschen Gasthofes niedergesetzt hatte und ein herbei eilender Kellner, nachdem er rasch einen Blick auf den Koffer geworfen hatte, mit vielen Bücklingen den Herrn Lieutenant willkommen hieß, sich erkundigte, ob der Herr Lieutenant ein Zimmer wünsche, dann voraussetzte, daß der Herr Lieutenant durch die Fahrt kalt geworden sei und endlich versicherte, daß der Herr Lieu-

tenant einen warmen Ofen im Saal finden werde, worauf er den Herrn Lieutenant ersuchte, sich herein zu bemühen. Es ist sehr möglich, daß ich bereits feuerroth aussah, als ich in den Saal treten wollte; war ich es noch nicht, so wurde ich es ganz gewiß, als mein Begleiter mich nun auf den Arm tippte und mich mit der höflichsten Miene an das Tragen von des Herrn Lieutenants Kofferchen erinnerte. Nicht ohne einige Verlegenheit brachte ich meine Börse zum Vorschein, schob einen der Ringe zurück und — bauz, da rollte der größte Theil der wohlgefüllten Börse über die marmorne Flur, große und kleine Stücke, ich weiß nicht was und wie viel, verliefen sich unter und hinter Kisten und Koffer, die da umherstanden.

Mein Begleiter mit dem pfiffigen Gesichte war mir recht behülflich im Aufsuchen der Geldstücke. Auch der Kellner half, und als ich endlich das Meinige zurückhatte, dankte der Cicerone beim Empfange eines Fünfgroschenstücks so überaus freundlich, daß einen Augenblick die unchristliche Vermuthung in mir aufstieg, ob wohl einige von den gefallenen Geldstücken in seine Tasche könnten gerathen sein. Ein Groschen kann so wunderlich rollen! Später habe ich mich nicht entsinnen können, bei welcher Gelegenheit ich zwanzig Groschen, die mir fehlten, ausgegeben hatte.

Einige Augenblicke darauf befand ich mich auf einer kalten, dumpfigen Stube, die ihr Licht von einem Fenster oberhalb der Thür empfing. Wahrscheinlich hatte man mich trotz meines unrechtmäßigen Lieutenantstitels nicht für voll angesehen, und jedenfalls würde ich mich darüber entschieden beklagt und — selbst in meiner Eigenschaft als bescheidener Aspirant — ein besseres Zimmer verlangt haben, wenn ich mich nicht einer völlig fremden Welt gegenüber und beängstigt durch die falsche Stellung, in welche ich gerathen war, so schwach wie ein Kind gefühlt hätte und überdies alle meine Kräfte hätte zusammennehmen müssen zum Gange nach dem Finanzministerium.

Wieviel Zeit ich nöthig hatte, um mich anzukleiden, weiß ich nicht; es war mir so eigen zu Muthe und meine Finger, steif

von der Kälte, konnten mit der Schnalle an meiner weißen Weste nicht zurechtkommen; auch saß mir das Haar so schlecht, dazu sprang ein Knopf an meinem Hemd, und die Halsbinde verschob sich unaufhörlich. Wahrhaftig, ich bekam starke Anfechtungen, den Gang nach dem Ministerium im Stich zu lassen und sogleich wieder nach meiner Heimath zurückzukehren. Aber glücklicherweise fehlte mir dazu der Muth. Um halb zwölf Uhr ungefähr schlich ich ganz leise hinab und es gelang mir, ohne meinem natürlichen Feind, dem Kellner zu begegnen, aus dem Hôtel und auf die Straße zu gelangen.

In Folge einer sehr deutlichen Auseinandersetzung meines Vaters fand ich leicht den Weg nach dem bezeichneten Ministerium, und obschon ich fast steif war vor Kälte, so erfreute ich mich doch an dem sehr frischen Nordostwind, der fortwährend dicke Staubwolken auftrieb und mich dadurch den Blicken der Vorbeigehenden entzog.

Und — mit einem kühnen Entschluß, den ich rasch gefaßt hatte, trat ich in das Ministerium ein.

Ein ganz gleichgültiger Mensch, der mir zufällig in der Thür begegnete, wurde mit der größten Höflichkeit von mir gegrüßt, denn ich dachte, es könnte ein Mann von Einfluß sein.

Nach einigen Augenblicken, welche ich im Vorsaal verbrachte, bemerkte ich wieder einen Mann mit einem ernsten und sehr tiefdenkenden Aussehen, und nachdem ich ihm mit dem Hut in der Hand und über die Maßen freundlich berichtet hatte, daß ich gekommen sei, um bei dem Minister eine Audienz zu suchen und meine Aufwartung bei dem Herrn Rath von Kurz und Babel zu machen, da drehte sich der ernsthafte Mann um, machte eine winkende Bewegung mit seinem tiefdenkenden Haupte und geleitete mich nach einer kleinen Stube, wo er mit dem Finger auf zwei sehr behäbige Männer zeigte, die eine Art Uniform anhatten und rauchend bei einem Ofen saßen, der rundum glühend war.

Wieder hielt ich meinen Hut in der Hand, denn obschon ich vermuthete, daß die Herren Pedelle waren, so waren es doch keine gewöhnlichen, sondern Pedelle des Ministers, Männer von Einfluß!

Ja sie hatten mich gesehen und wahrscheinlich auch die Mittheilung meines Gesuchs vernommen, aber der eine davon, der sehr roth aussah, fluchte und der andere, der auch roth aussah, sagte: »Wahrhaftig!«

Ich wagte zu bemerken: »Wollten Sie wohl die Güte haben — ?« worauf der Fluchende sich umwendete und fragte: »Was wollen Sie?«

Kaum hatte der Mann diese Frage geäußert, als hinter mir eine kräftige Stimme sagte: »Pedell, wollen Sie den Herrn von Kehl einmal fragen, ob ich ihn sprechen kann? — von Hasen!«

Der Pedell, welcher vorhin: wahrhaftig! gesagt hatte, war sogleich aufgestanden, nickte sehr diensteifrig und ersuchte den Herrn von Hasen, nur gleich mit ihm zu kommen, wenn er so gut sein wolle.

Während ich den Beiden nachsah, rieb sich der Fluchende vergnügt die Hände und fragte, während er den glühenden Ofen schürte: »Sie wünschen mein Herr?«

Zum dritten Male gab ich mein Verlangen zu erkennen, diesmal jedoch nach dem Vorbilde des Herrn von Hasen etwas weniger ausführlich und vernahm denn auch von dem Fluchenden, daß er seine Beine in Bewegung setzen und mich zurechtweisen wolle. Während des Fortgehens meinte er: »Sicher ein Aspirant, nicht wahr?«

Ich bejahte diese Frage und beantwortete möglichst höflich noch mehrere andere Erkundigungen, welche der Pedell mit ziemlicher Dreistigkeit einzog.

Drittes Kapitel.

Es währte keine zehn Minuten, so konnte ich wieder freier athmen. Ich befand mich wieder im Nordostwind, die Herren von Kurz und Babel konnte ich erst später sprechen, da sie gerade beschäftigt

gewesen waren. Mit zitternder Hand hatte ich mich für die ministerielle Audienz eingeschrieben, die erst um zwei Uhr ihren Anfang nahm. Ein alter behäbiger Herr, den ich jedoch für eine sehr einflußreiche Person hielt, hatte mir sehr gütig und wohlwollend angerathen, nur ein Stündchen spazieren zu gehen, weil die Herren eigentlich jetzt gerade frühstückten. Dieser Umstand kam mir sehr alltäglich vor und wirkte daher ermuthigend auf mich, denn obschon ich vor der Hand nur die Vorhalle des Heiligthums betreten und mit den Dienern vom niedrigsten Range Bekanntschaft gemacht hatte, so fühlte ich doch, daß der erste Schritt gethan und mein Gemüth bereits etwas erleichtert war. Es wurde mir möglich, einen Augenblick an etwas Anderes als an die Herren im Ministerium zu denken, und so dachte ich denn plötzlich an die beiden Briefe, die mir bei der Abreise zur Besorgung übergeben waren. Und wo waren sie? in der Tasche meines Rockes, den ich im Gasthof mit dem Frack verwechselt hatte. Ich mußte sie holen und wollte sie abgeben.

Mein natürlicher Feind, der Kellner, trat mir zu meinem Schrecken im Hausflur entgegen und erkundigte sich eifrig, ob der Herr Lieutenant etwas vergessen habe, und ob der Herr Lieutenant auch an der Table d'hôte diniren wolle.

Der Bursche mit seinem Lieutenant machte mich so verlegen wie ein Kind. Nein, ja, ich hatte etwas vergessen und während ich eilig die Treppe hinauf lief, gab ich im Hinblick darauf, daß ich vielleicht vierzig eben solcher natürlichen Feinde bekommen könnte, die Auskunft, daß ich eine Einladung hätte und nicht an der Table d'hôte diniren würde. Auf mein Kämmerchen gekommen, besah ich vorerst die Adressen der beiden fast vergessenen Briefe. Die erste lautete: Dem hochwohlgeborenen Herrn J. Riepel.

Die zweite lautete: An Frau Wilemine Wochenstreu, im Hintereck, zwei Thüren neben dem Schweineschlächter Zacker wohnhaftig.

Ohne Zögern beschloß ich die Briefe zu besorgen; der mit der ersten Adresse — welcher von dem Major kam, mußte vorgehen,

und ohne Aufenthalt begab ich mich wieder in den kalten Wind und suchte und fragte und fragte noch einmal und fand zuletzt die Wohnung des Herrn J. Riepel, wo ich klingelte und mit einem: »Ein Compliment von dem Major Hör« den Brief einem Dienstmädchen einhändigte, deren Wangen sehr winterlich aussahen.

Rechts umkehrt. Nun den zweiten. Aber das Hintereck —? Es lag so etwas Eigenthümliches in dieser Bezeichnung, so oft ich es wagte, Jemand anzuhalten, um ihn nach der Gegend zu fragen, so zögerte ich, die Bezeichnung zu nennen. Endlich befand ich mich in einem kleinen krummen Gäßchen; aber so viel ich auch suchte, der Schweineschlächter Zacker war nirgends zu finden. Vom Thurme schlug es ein Uhr. Es war mir, als ob mit diesem Schlag der ganze Thurm mir auf die Brust fiele, die Stunde war verstrichen. Ich nahm mir vor, meine Nachforschungen nach der Wohnung der Frau Wochenstreu bis auf später zu verschieben, und begab mich sofort — ich glaube auf einem großen Umwege — nach dem oft genannten Ministerium, um nun doch gewiß bei den hohen Herren zugelassen zu werden und dort rund weg — aber das Herz schlug mir schon wieder bis an den Hals. Zur Ableitung versuchte ich mir eine Artigkeit auszudenken, es glückte nicht, dann beim Näherkommen versuchte ich die Form des Gebäudes mir einzuprägen und begann die Fenster zu zählen, aber bald vermuthete ich hinter dem einen den Herrn Babel, am anderen den Herrn von Kurz und zuletzt gar den Minister in eigener Person zu erblicken. Glücklicherweise kam es mir mit einem Male vor, als ob die Stimme meines Vaters nahe bei mir ertönte, die mir so wie heute Morgen — es kam mir jedoch vor, als seien schon drei Tage darüber vergangen — ermahnend zurief, daß ich flink und ohne Furcht sein solle. Vorwärts also Jonas! und — eintretend grüßte ich flüchtig den Portier, der mir viel weniger wichtig erschien, als vor ein paar Stunden, fand die beiden Pedelle noch rother und bei einem noch glühendern Ofen als vorhin, beide mit vor Hitze geschwollenen Augenlidern, wie sie hintenüber gelehnt auf ihren Stühlen saßen, deren Vorderbeine

vom Boden aufgehoben waren, während die Lehnen an der Wand ruhten. So saßen sie und gähnten.

Man erkannte mich zuerst nicht, bald aber erinnerte man sich meiner und besann sich, daß ich zu den Herren von Kurz und Babel wollte. »Der Name?« — »Kranz.« — »Richtig.« Vielleicht sollte es nun glücken und der rothe Pedell, der mir nun wieder voraus-ging — er fand es verflucht kalt in dem Gange — trat in ein Zimmer und kam achselzuckend zurück: Noch nicht zu sprechen. Er ging noch in eine andere Thür hinein, kam aber ebenso schnell mit derselben Nachricht zurück. Ich sollte nur warten und er ging.

Da stand ich; aber kaum waren einige Secunden vergangen, als aus der ersten Stube ein einfaches Männchen heraustrat, und, mich bemerkend, mit einem feinen Stimmchen fragte: Ob ich vielleicht Herr Kranz sei, und ob ich dann herein kommen wolle. Ich sagte: O! und wußte nicht recht und bedankte mich und griff an meinen Hals und wollte meinen Ueberrock ausziehen und — aber das Männchen hatte die Thür schon geöffnet — ich trat hinein.

Flink Jonas, fest, rund heraus! flüsterte mein Vater; ja, ich war ja auch kein Kind mehr: Rund heraus!

An einem breiten Schreibtisch saß ein Herr von wirklich sehr einnehmendem und wohlwollendem Aussehen. Als ich mit einer Verbeugung auf ihn zutrat, stand er sogleich auf, faßte mit der Hand an einen Stuhl, der nicht weit von dem seinen stand und sagte höflich: »Wie geht es Ihnen, Herr Kranz, nehmen Sie Platz.«

»Ich danke Ew. Ex— mein Herr! Wie befinden Sie sich,« brachte ich heraus und setzte mich nieder, nachdem der Herr ebenfalls Platz genommen hatte.

»Sie wünschten?« begann er mit der freundlichsten Miene.

Dreist Jonas, fest! flüsterte mein Vater.

»Wie Sie wissen werden, bin ich sieben Jahre beim Fach,« fing ich zögernd an — ein Nicken bewies mir, daß er es wußte, — »vor kurzer Zeit habe ich ein Gesuch eingereicht, um die Einnehmer-stelle in Eldorf womöglich zu erhalten« — das Nicken war zustim-

mend — »mein Vater war deshalb hierher gereist und empfing dann so gut wie eine feste Zusage, daß ich, wissen Sie, den Posten erhalten solle. Nun aber ist —«

»Von wem erhielt Ihr Herr Vater diese Zusage?«

Durch diese Worte unterbrochen, zögerte ich eine Weile und sagte endlich: »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: es war der Herr Finanzrath Babel, wissen Sie, der —« Ein überraschter Blick traf mich, dem der Ausruf folgte: »Was sagen Sie? Babel war es?«

»Zu dienen, mein Herr!« — Rund heraus, Jonas! — »Mein Vater war recht erfreut darüber und ich nicht minder, aber gestern Abend las mein Vater die Zeitung und sieht, daß das schöne Versprechen schlecht gehalten ist, und daß — um ihnen die Wahrheit zu sagen, daß —«

»Nun was?« rief der freundliche Herr mit einem Male sehr unfreundlich.

»Daß Eldorf, sehen Sie, an einen Andern gegeben ist, an einen Andern, welcher —«

»Was, welcher? Ich ersuche Sie, deutlich zu sprechen,« fiel Herr von Kurz mir mit einem Mal, mich erschreckend, in die Rede.

Ich nahm mich zusammen: »Welcher eigentlich ein Neffe des Herrn Babel ist, und mein Vater meinte, ich solle Ihnen dies nur ganz offenherzig erzählen und fragen, ob Sie es recht fänden, daß die Neffen auf Kosten der Anderen vorgezogen werden.«

Herr von Kurz mußte, wahrscheinlich durch seine vielen Obliegenheiten abgehalten, ganz unbekannt mit dem Skandal geblieben sein, denn Ueberraschung und Verwunderung waren auf seinem Gesicht zu lesen. Ein: »Was Donner!« traf meine Ohren und darauf ein hastiges: »Weiter, weiter! Nichts mehr?«

»Zu dienen, Herr von Kurz,« erwiderte ich, und seine Entrüstung erhöhte meinen wankenden Muth, »nun wäre es mein höfliches und dringendes Ersuchen, ob Sie wohl die Güte haben wollten, um meine Anwartschaft auf die vacante Einnehmerstelle zu Kwakkersdam mit Ihrer —«

»Es ist gut, schon gut,« fiel mir Herr von Kurz mit etwas polternder Stimme in die Rede, »schon gut, Sie können gehen.«

Dieser rasche Bescheid überraschte mich, eilig stand ich auf, und während ich mit einem: »Ihr gehorsamer Diener!« den Stuhl an die Wand stellen wollte, klang mir der Befehl: »Lassen Sie den Stuhl stehen!« so heftig in die Ohren, daß ich ganz verblüfft demselben nachkam und ich weiß nicht, mit welcher linkischen Verbeugung die Stube verließ.

Puh! das war schwierig gewesen, und dem Himmel sei Dank, ich stand wieder in dem Gange. Doch während ich mir den hellen Schweiß von der glühenden Stirn wischte, überfiel mich plötzlich eine Beklommenheit, wie ich sie weder vor noch nach dieser Stunde je gehabt hatte. Ich wurde purpurroth und bebte plötzlich vom Kopf bis zu den Füßen; die Freundlichkeit des Herrn von Kurz, die so unerwartet sich in Zorn verwandelt hatte, — möglicherweise — vielleicht hatte ich — es war mir, als ob beide Männer auf mich zurückten, um mich platt zu drücken — es konnte sein, daß er, daß ich den Unrechten — — großer Gott, welch ein Augenblick! Da klang es plötzlich von der Seite in meine Ohren: »Haben Sie Herrn Babel gesprochen? Nun wollten Sie ja wohl zu Herrn von Kurz?«

Es war der fluchende Pedell, welcher grade mit einigen Acten vorbei ging, aber ich wußte nichts, gar nichts zu antworten, ich dachte auch nichts, ja doch, an's Fortlaufen dachte ich und daß ich Finanzräthe, Minister und alles im Stich lassen wolle. Ich fühlte mich elend, vernichtet.

»War das Herr Babel?« stotterte ich, während mein Finger auf die Thür zeigte, durch welche ich so eben in den Gang gekommen war.

»Gewiß war er es, wer denn sonst?« klang die Antwort.

Meine schreckliche Vermuthung war Gewißheit geworden, ich hatte einen Finanzrath in's Angesicht geschlagen, unwissend, willenlos. Aller Muth, alle Hoffnung war verschwunden, fort, fort! Als

ich mich wieder im Nordostwind befand, fühlte ich, wie mir Thränen der Reue und Scham in den Augen standen. Glücklicherweise war das Wasser, an dem ich vorüber kam, zugefroren, sonst — aber nein, das würde doch zu frostig gewesen sein!

Viertes Kapitel.

Die bestimmte Vorstellung, welche ich mir den ganzen Tag gemacht hatte, daß ich zuerst den Herrn von Kurz sprechen würde, welchem ich auf meines Vaters Befehl die fatale Beschuldigung gegen Babel beibringen sollte, diese feste Vorstellung, in Vereinigung mit der unvorbereiteten Zusammenkunft, machte meine Unvorsichtigkeit bei mir selber, wenn auch nicht verzeihlich, so doch begreiflich. Wie dem auch sei, ich fühlte mich so tief unglücklich, als wäre ich ein Mörder gewesen. So lief ich ungefähr eine Stunde in den Straßen der Residenz umher, und als nach Verlauf dieser Zeit mein Blut sich etwas abgekühlt hatte, empfand ich ein Gefühl, welches ich bis dahin kaum gekannt hatte. Ein Gefühl der Leere, eine gewisse Sehnsucht, kurz, ein Etwas, was man sehr natürlich finden wird, wenn man bedenkt, daß ich seit meiner Abreise von Hause außer einer Tasse Kaffe nichts zu mir genommen hatte. In meinem Zustand nach dem Gasthof zurückzukehren, würde eine zu gewagte That gewesen sein, ich blickte daher nach den Läden umher, wo sich mir etwas Eßbares zeigte, und wenn ich irgendwo ein Brot, oder ein Häufchen Aepfel, oder ein Stück Kuchen in einem Laden sah, dann vergaß ich für einen Augenblick den Herrn Babel und das ganze Ministerium mit meiner Schande und fühlte nichts als heftigen Hunger, aber trotzdem lief ich weiter und weiter — —

Ich weiß nur, daß ich einige Zeit später auf einem Bänkchen in einem kleinen Laden gesessen habe, und daß mir eine gutmüthige

Frau mit entsetzlich magern, bloßen Armen etwas Essig unter die Nase hielt, und daß ferner eine Anzahl Kinder mit neugierigen Gesichtern um uns her standen. Daß die Frau fortwährend: »Lieber Gott, der arme Schlucker!« seufzte und daß es arg nach Käse und Stockfisch roch. Daß ich dann ferner in einem dunklen Kämmerchen an einem Tische gesessen habe, und dieselben Kinder wieder umherstanden und mich anglotzten. Daß die Frau mit den magern Armen sagte: »Nur zu, armer Schlucker!« und daß ich mit unbegreiflicher Lust ein Butterbrot mit Scheibchen geräucherter Wurst aß.

Wenn ich mich recht erinnere, so habe ich zur höchsten Verwunderung der Frau, die nun fortwährend: »Hat man jemals so etwas gesehen!« rief und auf die Gefahr hin, den Neid der Kinder zu erregen, zwei solcher Butterbrote genossen, so daß ich zuletzt alles wieder in hellerem Lichte sah, schrecklich verlegen nach den magern Armen und nach den glotzenden Kindern sah und sagte, daß ich ein wenig flau gewesen sei und mich freundlich bedankte und fragte, wie viel ich wohl der Frau schuldig sei.

»Lieber Himmel, gar nichts!« war die Antwort, »Gott bewahre, gar nichts; hätte ich nur früher begriffen, was Ihnen fehlte, armer Mensch; nein gar nichts, denn wenn mir oder meinen Kindern so etwas begegnete, würden Sie mir gewiß auch helfen; haben Sie noch Hunger?«

»Danke, liebe Frau, wahrlich danke; es war weniger Hunger, es war mehr so eine Art Flauheit —« und während ich selbst nicht wußte, was ich denken oder thun sollte, fuhr ich fort, indem ich meine Börse suchte: »Aber für die Kinder darf ich doch, ich bin Ihnen so dankbar —«

»Ja, das ist etwas Anderes,« erwiderte sie mit einem erfreuten Blick auf ihre Sprößlinge. »Wenn es dann, will ich sagen, ein Groschen oder so etwas für Hannes sein soll — he, Hannes! — der hat eine Sparbüchse, wissen Sie.«

»Für mich auch, Mutter, und ich auch, und Lieschen auch,«

klangen einige Stimmen, aber die Mutter entgegnete: »Still Lieschen, still ihr Jungen, das ist häßlich, nicht fordern.«

Aber die Kinder ließen sich nicht abschrecken und wiederholten: »Ach, thun Sie es nur!«

Hannes stellte sich mit den Händen auf den Rücken in Positur und folgte genau jeder meiner Bewegungen. Und ich — konnte die Börse nicht finden. Ich schwitzte ärger, als am wärmsten Julitag, denn ich sah, wie alle Augen auf mich gerichtet waren und — die Börse war nicht zu finden. Nicht in dieser, nicht in jener Tasche, nicht im Rock, nicht in der Ueberrocktasche.

»Er hat nichts!« sagte Hannes.

»Still Kind,« sagte leise die Mutter und darauf laut zu mir: »Sollte der Herr seine Börse verloren haben? Gott im Himmel, was geschieht alles! Wegen Hannes lassen Sie nur stecken.«

Meine Lage war wieder nicht beneidenswerth; das Einzige, was ich in meinen Taschen gefunden hatte, war der Brief an Frau Wochenstreu. Indessen begriff ich sehr bald, daß ich den Inhalt meiner Taschen bei der Umkleidung zur ministeriellen Audienz nicht herausgenommen haben mußte, und die Börse sich also in meinem Hôtel in Sicherheit befand. Obwohl dies an sich selbst sehr beruhigend war, so versetzte es mich doch augenblicklich in nicht geringe Verlegenheit, und ich bildete mir ein, daß die sämmtlichen Kinder mit der größten Verachtung auf den kahlen Herrn hinblickten, der keinen Groschen in der Tasche und von Mutter zu essen gekriegt hatte.

»Da habe ich ja mehr!« sagte Hannes mit einem sehr dreisten Gesichte, »ich habe einen halben Thaler.«

Zum Glücke glaubte die gute Frau gern die Wahrheit, die ich ihr sogleich erzählte, und begnügte sich völlig mit meiner herzlichen Danksagung, wobei sie lächelnd die Versicherung hinnahm, daß ich ihr, eh' ich die Stadt verließ, etwas für die Kinder zu geben hoffte. Zuletzt gab sie mir noch, als ich ihre Wohnung verließ, indem sie den magern Arm ausstreckte und mit dem Zeigefinger auf ein Häus-

chen uns gegenüber wies, die Versicherung, daß dort der Schweineschlächter Zacker wohne und daß sie glaube, zwei Thüren weiter habe eine alte Wittwe mit ihrer Tochter ihre Stube — daß sie aber mit Bestimmtheit nicht sagen könne, ob die Alte Wochenstreu heiße.

Ich habe darauf wohl zwanzigmal »danke, danke« gesagt und unzählige Male den Hut abgenommen.

Das kleine Häuschen, welches ich bald darauf betrat, gehörte einem Trödler. Eine Menge altes Gerümpel sah ich schon auf dem Flur, ich stieg darüber hinweg und auf eine sehr corpulente Frau zu, die sich nur auf einige Schritte näherte und sehr freundlich mit etwas jüdischem Accent fragte, was ich verlangte, und ob ich nicht hereintreten wollte, wobei sie mir die Versicherung gab, daß es ein arges Durcheinander und das Geschäft eigentlich zu ausgebreitet für die Localität sei, daß ihr Mann ein größeres Haus in einer bessern Lage kaufen wolle, daß er aber augenblicklich ausgegangen sei, um zwei rothe Dominos für den nächsten Maskenball wegzubringen, und daß —

Ich wagte der dicken Dame in die Rede zu fallen und ihr zu sagen, daß ich zu meinem Bedauern nichts nöthig hätte, aber die Frau Wochenstreu zu sprechen wünschte, die wahrscheinlich hier zur Miethe wohne.

Das »so!« welches mir nun in die Ohren klang, schien aus einem ganz andern Organe zu kommen, ebenso die Warnung »Vorsichtig, vorsichtig!« während die Dame ihre kohlschwarzen Augen auf meinen Ellenbogen richtete, der beinahe mit einem Spiegel in Berührung gekommen wäre, aus welchem letzteren mein Gesicht bleich und verlegen heraus sah.

Ich war vorsichtig und erkundigte mich dann, ob die alte Frau zu Hause sei.

Die Versicherung der Dame, daß sie die Menschen oben nicht an der Nase hängen habe, war so wahrheitsgetreu, daß ich ihr auch den Glauben nicht verweigern mochte, als sie erklärte, daß das Ge-

laufe den ganzen Tag nicht aufhöre, und daß dort eine Treppe sei, worauf sie wieder langsam in den Hintergrund verschwand.

Es war außerordentlich dunkel auf der Treppe und beim Aufsteigen fand ich, daß sie sehr steil und schmal und obendrein ausgetreten war; als ich auf ein Vorplätzchen kam, wo es ebenfalls dunkel blieb, räusperte ich mich einige Male, und da ich nicht die geringste Bewegung vernahm, und das Räuspern erfolglos blieb, riskirte ich es, nach Verlauf von einigen Secunden, leise an eine Thür zu klopfen, welche durch einen Lichtstreifen auf dem Flur bemerklich geworden war.

»Treten Sie ein!« klang eine starke Stimme, welche schwerlich der alten Wittwe angehören konnte. Ich zögerte ein wenig und öffnete dann die Thür, welche mich in ein kleines, mit allerlei Bildern ausgeschmücktes Zimmerchen führte, wo ich einen langen, hagern und ungenirt gekleideten Herrn traf, der ziemlich bleich war und langes, straffes Haar trug.

»Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr,« brachte ich stotternd hervor, »ich dachte, daß Frau Wochenstreu hier wohnte.«

»O, die Wochenstroh?« entgegnete der lange Herr und setzte hinzu:« Sie sind hier nicht recht, mein Herr, die Dame wohnt hier nebenan; sie genirt mich oft genug in meinen Studien, weil ihre Tochter sterben wird. Ich bin erster Chorist der Oper, aber die Damen Wochenstroh lieben die Musik nicht, und wenn ich singe, so nennen sie das Lärm machen.«

»Und würden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, wo die Stube der Frau Wochenstreu ist?«

»Gleich hier nebenan,« entgegnete der Sänger, »es ist schlimm genug für mich, und ich wünschte nur, daß die Tochter, wenn sie doch einmal sterben soll, nicht gar zu lange zögerte, denn sie genirt mich in meinen Studien, und der Gedanke, daß sie am Sterben liegt, verfolgt mich den ganzen Tag und genirt mich auch.«

»Demnach,« entgegnete ich, »wenn die Tochter so sehr krank ist, wird die Mutter ja wohl zu Hause sein.«

»Allerdings,« bekräftigte der Chorsänger und fügte bei, »die alte Frau ist von der Treppe gefallen und kann schlecht laufen.«

Die traurigen Nachrichten in Bezug auf die Wittwe Wochenstreu und ihre Tochter erfüllten mich mit theilnehmenden Gedanken. Ich grüßte den Chorsänger und trat auf das Vorplätzchen zurück, wo ich, während ich seine Thür behutsam schloß, und an die Thür pochte, die ich dicht daneben bemerkte, vernahm, wie er mit gedämpfter Stimme sang: »Ja, das Gold ist nur Chimäre —«

Im Begriff, mein leises Klopfen zu wiederholen, sah ich, wie die Thür geöffnet wurde und eine wohllautende Stimme fragte: »Wer ist da?«

Die ersten Töne der Frühlingssänger, das Geräusch der ersten warmen Regentropfen nach langer Trockenheit, das erste Wort, welches zarte Kinderlippen flüstern, nichts von alldem übertrifft die Lieblichkeit dieser wohllautenden Stimme. Noch hör' ich das reizende: »Wer ist da?« ebenso wie in dem Augenblick, von dem ich rede. Nein, das konnte die alte Wittwe wieder nicht sein, und die Stimme von ihrer sterbenskranken Tochter ebensowenig.

»Wohnt hier eine Frau Wochenstreu?« fragte ich sehr schüchtern.

»Ja wohl, aber die gute Frau ist unwohl und ihre Tochter bedenklich krank,« klang wieder die Stimme, o welch eine süße Stimme!

»Ich möchte die alte Frau doch gern einmal sprechen,« flüsterte ich dagegen. »Ihr Sohn hat mir einen Brief mitgegeben und mich gebeten, ihn persönlich zu überbringen.«

Darauf blickte ein Gesichtchen aus der Thür, ein Gesichtchen, ich will es nicht beschreiben, denn man würde es alltäglich nennen können, im Vergleich zu den Beschreibungen anderer Romanheldinnen, und da ich nun durchaus nicht beabsichtige, sie, der das liebliche Gesichtchen gehörte, als eine solche Romanheldin zu schildern, so genüge die Erklärung, daß ich in meinem ganzen Leben keine Augen gesehen habe, die so lieblich glänzten, als die Augen in diesem Gesicht, und nie solche schwarzen Locken sah, wie die, welche dieses Gesicht in reizender Fülle umgaben.

Wenn ich heute noch so urtheile, so habe ich gewiß ein Recht es zu thun, denn heute bin ich nicht mehr der blöde Jüngling jener Zeit, — doch das werde ich später erzählen.

Ich glaube, daß ich mit halbgeöffnetem Mund einige Secunden lang das liebe Gesichtchen angegafft habe, bevor ich wieder ein Wort hervorbringen konnte. Eilig nahm ich den Hut ab und stotterte: »Fräulein — ich wußte nicht, nehmen Sie's nicht übel.«

»O nein, mein Herr, es ist sehr freundlich von Ihnen,« klang wieder die süße Stimme, »wenn Sie einen Augenblick warten wollen, dann will ich die alte Frau gleich —« ohne den Satz zu vollenden trat sie in die Stube zurück, und während ich über die unerwartete und an dieser Stelle fast überirdische Erscheinung ganz verzückt meine Augen auf die Thür gerichtet hielt, hinter welcher sie verschwunden war, sah ich sie mit einem Male wieder, aber nun in ihrer ganzen Gestalt, da sie mich aufforderte hereinzutreten.

Von Anfang an hatte ich bereits bemerkt, daß das wunderhübsche Mädchen nicht demselben Stand angehörte, wie die Wittwe, welche ich aufzusuchen gekommen war, und nun überzeugte mich ein Blick in die Stube von der Richtigkeit meiner Vermuthung, denn diese trug zwar das Gepräge von Reinlichkeit und Ordnung, aber auch von dem bedürftigen Stand der Bewohner. In einer Bettstelle, woran die Gardinen zum Theil geöffnet waren, schlummerte eine todtenbleiche Frau von ungefähr vierzig Jahren und nicht weit von dieser Bettstelle saß ein altes; zusammengekrümmtes Mütterchen, welches mager und eingefallen aussah. Ueber einem braunen kattunen Jäckchen trug sie ein gelbes Umschlagetuch. Ihr linkes Bein ruhte auf einem Stuhl und war von einer röthlichen Decke geschützt. Als wir ihr naheten streckte sie die dürren Finger ihrer rechten Hand über die schmerzhafte Stelle aus, als wolle sie dieselbe vor einer neuen Gefahr schützen. Ja, obgleich nur ein einfaches Kleid die schlanke Gestalt des schönen Mädchens, die mit mir gesprochen hatte, bedeckte, so blieb doch kein Zweifel, daß sie einem höheren Stand angehörte und nur hierher gekommen war, um der armen

hülfsbedürftigen Frau einigen Beistand zu leisten. Wie schön war sie! Als sie das Auge auf mich richtete und mir mit einem freundlichen Blick zu verstehen gab, daß ich die alte Frau anreden solle, da war es, als ob ich durch diesen Blick vollständig elektrisirt würde, und ich richtete meine Augen auf die arme alte Frau, gab ihr den Brief und sagte leise: »Von Ihrem Sohn, er ist ganz wohl und läßt Sie freundlichst grüßen!«

Es zeigte sich sogleich, daß die alte Frau etwas taub, etwas sehr taub war.

»Ja, ja, Gott sei Dank, recht wohl!« flüsterte sie, indem sie mit ihrer rechten Hand immerfort das Bein zu beschützen strebte und mit der anderen den zögernd empfangenen Brief in einem ziemlich großen Abstand von ihrem Gesichte hielt, um — noch ohne Brille — die Adresse lesen zu können. Darauf sagte sie: »Von Heinrich, sieh, sieh, der gute Heinrich! das ist recht, das ist recht, daß er seine alte Mutter nicht vergißt, und wenn er es thäte, wie könnte man es einem jungen Menschen wie Heinrich, der im Dienst ist, verdenken.«

Ich schätzte den Sohn, den jungen Menschen, ungefähr noch einige Jahre älter, als das Frauenzimmer, das im Bette lag. »Der gute Heinrich!« wiederholte das Mütterchen und während ich die schönen schwarzen Locken bewunderte, die um den Hals und die vollen Schultern des jungen Mädchens sich ringelten, sah ich zugleich, wie die feinsten und weißesten Händchen der Welt sich bemühten, den Brief für die Alte zu öffnen. Ach welche Händchen! Inzwischen sah die Alte nach mir hin und sagte: »Ich danke dem Herrn, ich sage Ihnen Dank, daß Sie den Brief für mich mitgebracht haben; es sind bereits zwei Briefe von Heinrich mit etwas darin verloren gegangen, und unsere Hausfrau unten sagt, daß die Post schlecht eingerichtet sei, und daß ich nicht denken soll, sie habe die Briefe angenommen. Wer sollte das auch denken! aber so ist es freilich am sichersten, denn sieh'« — und sie zog die beiden Geldscheine aus dem Brief — »da hat der gute Junge für seine alte Mutter

und die Schwester wieder etwas aufgespart. Ich danke Ihnen freundlichst, mein lieber Herr und Ihnen auch Fräulein Anna.« — Darauf wendete sich die Alte zu der Kranken und sprach ganz leise: »Clärchen, da ist ein Brief von Heinrich.«

Ich glaube, die Kranke schlug die Augen ein wenig auf und die Alte las nun halb für sich selbst, aber doch vernehmbar mit gerührter Stimme:

»Liebe Mutter!

Da ich Gelegenheit habe mit einem Freund vom Major, so schreib ich diesen Brief, daß ich noch frisch und gesund bin, hoffe solches auch von Dir zu hören, und ebenso, daß Clara, die der Corporal Jasse auch grüßen läßt, wieder auf der Besserung sein mag, denn es sollte mir leid sein, wenn dies anders wäre, da Clara immer eine gute Tochter für Dich war und Deinetwegen von dem Corporal Jasse nichts hat wissen wollen. Ein Mensch muß dem andern helfen, und besonders ein Kind seinen Eltern, denn die sind uns die Nächsten auf der Welt, das denkt Clara auch, darum halte ich mich auch von dem Trinken zurück, wofür eine Menge in's Loch kommen und spare ich die Groschen lieber, damit Ihr dafür Fleisch und Eier kaufen könnt. So habe ich nun das Beiliegende aufgespart und sende es, obgleich man Beispiele hat, daß Briefe nicht ankommen, was der Major nicht begreifen kann, aber nun mit dem Freund des Majors hat es keine Gefahr. Wie ich höre, werden wir verlegt, dies würde mir nun einerlei sein, wenn ich dadurch nicht wieder weiter von Euch entfernt würde, wenn Ihr dann was braucht, so schreibe mir nur mit der Schnellpost, denn ein Mensch muß dem andern helfen und besonders seinem eignen Blut. Nun Gott segne Euch alte Mutter, viele Grüße vom Major und der gnädigen Frau und ebenso an Schwester Clara und gute Besserung. Ich schließe nun mit der Feder aber nicht mit dem Herzen und unterzeichne den Brief mit meinem eignen Blut, als Euer ewig liebender Sohn

Heinrich.

P. S. Auch besonders Grüße an Fräulein Anna und ich sage

ihr vielen Dank für Alles, was Sie an Euch und Clara thut, die ist ein Engel.«

Während die alte Frau die letzte Zeile des Briefes und das Postscriptum mit Mühe zu Ende las, standen ihr die Thränen in den guten Augen und auf dem bleichen Gesicht der Tochter, worauf sich im Anfang ein schmerzlicher Zug gezeigt hatte, lag nun ein Lächeln, wenn auch ein trauriges Lächeln. Und sie, die Theure mit dem schönen Gesichte und den herrlichen Locken, sie hatte bei den letzten Worten des Postscriptum rasch den lieblichen Kopf umgewendet, aber ich erblickte sie dennoch in dem kleinen Spiegel und sah, wie sie erröthete. Sie sah auch mich im Spiegel und es war ein seltsamer Augenblick, als wir uns so gegenseitig im Spiegel ansahen.

»Ja ja, mein guter Heinrich hat Recht!« schluchzte die alte Frau, »Fräulein Anna ist ein Engel für uns und was wir ihr und ihrer ganzen Familie schulden, das wird der gute Gott ihr in der Ewigkeit vergelten.«

Meine innigste Ueberzeugung lehrte mich stets, daß die Ewigkeit, wenn nicht vorher, so doch ganz gewiß auf dieser Erde schon ihren Anfang nimmt, und als die alte Frau ihren Segenswunsch aussprach, belebte sich plötzlich dieser Gedanke in mir. Und ich sah darauf, wie Anna mit geschäftiger Vorsicht der kranken Tochter ihre Arznei gab — die Kranke besaß die Kraft nicht, um selbst die Tasse an die Lippen zu bringen. Mir schien, daß sie die Arznei nur nahm, weil Anna sie ihr gab und ein trauriges Lächeln um ihre Lippen bedeutete: Ich muß ja doch sterben und gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Ja das mußte sie wohl denken, und doch! wie ruhig lag sie da. Ich vermuthete wohl warum und erkannte später, daß ich mich nicht geirrt hatte. Die arme Kranke gehörte zu jenen frommen Seelen, die so muthig dem Tode entgegensehen, weil sie an die Verheißung glauben, daß des Menschen Geist nicht zu tödten ist, sondern für die Ewigkeit bestimmt, und die überall im Wechsel der Natur und in den Erfahrungen des Lebens die Lehre

erkennen, daß aus dem Geringern das Bessere entsteht, und daß der Glaube an die Unsterblichkeit das Edelste in der menschlichen Seele ist.

Ich hatte bemerkt, daß sich beim lesen von Heinrichs Brief ein schmerzlicher Zug im Gesichte der Kranken gezeigt hatte, später erst habe ich erfahren, worin er seinen Ursprung hatte.

Der Corporal Jasse, ein braver und hübscher Soldat, hatte in früherer Zeit ihr seine Hand und sein Herz angeboten, aber es hatten sich ihm unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt und die fromme aufopferungsfähige Clara hatte die Kraft gehabt, ihrem Glücke zu entsagen.

Das war die Geschichte von Clara. Während Fräulein Anna sich mit der Kranken beschäftigte, fragte mich die Frau nach einigen Einzelheiten in Bezug auf ihren Sohn. Ich antwortete, daß ich ihn diesen Morgen nur flüchtig gesehen hätte, und ihn eigentlich gar nicht kannte.

Es zeigte sich darauf, wie arg taub die Alte war, denn sie erwiderte, daß sie sehr erfreut darüber sei und daß ich dann ja wohl aus Erfahrung wissen müsse, wie brav und gut ihr Sohn wäre.

Es war rührend zu hören, als sich die alte Frau dann in Danksagungen gegen Gottes Güte erging. Es schien, daß die gute Seele viel in ihrem Leben erlitten hatte, aber sie hatte selbst im härtesten Schicksal eine weise Vorsehung gesucht und stets gefunden.

»Und sehen Sie, lieber Herr!« beschloß die alte Frau ihre oftmals abgebrochenen Mittheilungen, »daß ich ein Bißchen hartbörig von Natur geworden bin, darüber bin ich auch nicht traurig, denn hier nebenan — und sie zeigte auf die Bretterwand — wohnt ein Komödiant, der sich mit Singen durch's Leben bringt und entsetzlich schreien kann. Lieber Gott, davon brauche ich nun Nichts zu hören. Dann ist da der Zustand meines kranken Beines, woran ich wirklich viele Schmerzen habe, aber wenn ich früher die Treppen hinauf und hinunter stieg, war es mir auch lästig, und da ich nun einmal ein Unglück haben sollte, so ist es doch am besten, daß

es das Bein traf. Da kann ich doch bei meinem kranken Kind sitzen, und die guten Menschen, als sie erfuhren, daß die alte Grete ihr Bein gebrochen habe, ließen uns nicht im Stich, besonders Die da — die alte Frau zeigte auf das schöne Mädchen mit den schwarzen Locken, — der Engel, der uns selbst die letzte Stunde noch froh machen kann.

Ueber den Schmerz, den das Sterben der Tochter ihr verursachen werde, sprach die alte Frau kein Wort; sie schien nur für das Gute, das Gott ihr schenkte, dankbar zu sein, aber das Unglück und selbst der Tod hatten für sie nichts Schreckliches.

Fünftes Kapitel.

Ich erinnere mich noch recht gut, wie sehr mühsam es mir wurde, die kleine Stube zu verlassen. Mehrmals wollte ich aufstehen, aber es verzögerte sich dann doch immer wieder. Endlich befand ich mich auf der steilen finstern Treppe und das süße Stimmchen von oben klang mir in die Ohren mit den Worten: »Halten Sie Sich nur recht fest am Geländer!« Ich war besonders achtsam und hatte zuletzt den Muth ein: »Ich danke Ihnen, liebes Fräulein!« hinaufzurufen. Als ich darauf durch den Laden gegangen war, worin auf der einen Seite ein Kinderstuhl stand, während auf der andern ein Schwert hing, überkam mich eine sonderbare Bemerkung.

Es schien mir nämlich, als wäre die kleine Straße viel geräumiger geworden und der kalte Wind that mir mit einem Male wohl. Mein Vorhaben, noch denselben Abend die Stadt zu verlassen, war wankend geworden, denn ich mußte ja eine Anstellung haben und konnte daher nicht weg, ohne den Minister zu sprechen. Was konnten mir die Herren vom Ministerium auch thun. Der Finanzrath

Babel hatte die Wahrheit gehört, weiter nichts. Es war, als ob ich um Vieles leichter geworden wäre, so wie Jemand der einen Sack voll Geld weggeschenkt hat. Möglicherweise hatte ich in der kleinen Stube was vergessen, vielleicht einen Handschuh? nein, oder etwas Anderes. Jedenfalls hatte man mir zwar Grüße und mündliche Nachricht an den Bedienten des Majors mitgegeben, aber keinen Brief, wer weiß, wie gern man einen Brief mitgeben würde. Ich konnte mich zur Besorgung desselben ja noch anbieten; warum nicht?

»Da seht Ihr ihn, da ist er!« rief plötzlich von der Seite eine Stimme.

Als ich aufsah, erblickte ich Hannes, welcher von einigen seiner Kameraden umgeben, auf mich deutend, diesen die Versicherung gab, dies sei der Herr, der Nichts bei sich habe.

Hannes erschrak ein wenig, als ich ihm zurief: »Komm nur mit, Junge!« und obgleich er Anfangs zögerte, so folgte er doch der Wiederholung meiner Aufforderung, und wir erreichten in wenigen Augenblicken den Gasthof, wo ich sogleich meine Schuld zu bezahlen gedachte.

Es war gerade Essenszeit und roch nach Braten und Pudding. Hannes, der ein wenig warten sollte, meinte, daß es nach Pfannkuchen rieche. Ich kann dann nur noch melden, daß Hannes einige Secunden später einen glänzenden Blick auf etwas Glänzendes in seiner Hand warf, ein Hei! ausstieß und ohne weiteres im Galopp den Weg nach seiner Mutter einschlug.

Woher es kam, wußte ich selbst nicht recht, aber sicher ist es, daß die seltsame Entdeckung, wovon ich bereits gesprochen habe, sich mehr und mehr meiner bemächtigte und mir einen gewissen Muth oder vielmehr ein Gefühl von Selbstbewußtsein gab, wie ich es früher gar nicht gekannt hatte. Ich trat in den Speisesaal hinein und erröthete nicht, als fünfzig Augen sich auf mich richteten. Ja, ich wünschte noch mit oder vielmehr nachzuspeisen. »Ja wohl Kellner, eine halbe Flasche Wein — nichts mehr vom Lieutenant Hör, mein Name ist Kranz.«

»Ah so!« — dem dienstfertigen Menschen ging ein Licht auf.

Es war ein Herr dagewesen, der nach Herrn Kranz gefragt hatte. Bei der Entgegnung, daß kein Herr dieses Namens angekommen sei, war er sehr verwundert gewesen, und hatte rasch ein Brieschen niedergeschrieben, um es dem Herrn zu übergeben, wenn er noch kommen sollte. Dieses Brieschen lautete:

»Geehrter Herr!

Es würde mir Vergnügen machen, den Freund meines werthen Vetters, des Major Hör, bei mir zu sehen. Nehmen Sie heute an unserm einfachen Tisch fürlieb. Wenn Sie eine Stunde vor Tisch nach dem Casino kommen, werde ich Sie selbst in meinem Hause einführen. Lassen Ihre Geschäfte Sie nicht so früh abkommen, so erwarte ich Sie später bei mir.

Ihr ergebener
Riepel.«

Die Einladung kam leider zu spät, aber sie klang so gastfreundlich und artig, daß ich, obgleich ich keine große Lust verspürte, doch beschloß, dem Vetter unseres Majors Hör meinen Dank abzustatten.

Der einzige Besuch, den ich eigentlich diesen Abend noch machen wollte, sollte der Wittwe Wochenstreu gelten, wo ich mich zum Mitnehmen eines Briefes erbieten und zugleich einmal nachsehen wollte, ob ich das, was ich dort verloren zu haben glaubte, wiederfände.

Was wir an der Table d'hôte zu essen bekamen, weiß ich nicht, und eben so wenig weiß ich, wer neben mir oder mir gegenüber saß. Doch — mir gegenüber saß ein liebliches Mädchen mit blitzenden Augen und schwarzen Locken — aber nein! ich will mich nicht lächerlich machen, denn es waren ja keine Damen am Tische. Das weiß ich noch, daß ich den festen Entschluß faßte, am nächsten Tage ernsthafte Schritte wegen meiner Anstellung zu thun.

Es schneite gewaltig, als ich zum zweiten Male an der Hausglocke des Herrn Riepel zog. Das Dienstmädchen mit den winter-

haften Wangen öffnete wieder die Thür und versicherte, der Herr und die Madame seien nicht zu Haus und sie brauche nicht zu fragen, weil der Herr und die Madame ganz gewiß bei der Madame ihren Verwandten vor der Stadt seien, um dort der alten Madame ihren Geburtstag zu feiern. Worauf sie schloß: »Wenn Sie aber der Herr sind, auf den wir mit dem Essen gewartet haben, ob Sie dann so gut sein wollten hinauszukommen.«

Dazu hatte ich wenig Lust, und eben hatte ich dem Mädchen meine Entschuldigung und viele Grüße aufgetragen, als ich hinter mir einen Fußtritt im Schnee vernahm und den Herrn Riepel die Vermuthung selber äußern hörte, daß ich wohl der erwartete Freund seines Vetters sei, worauf er mich mit unwiderstehlich dringend gutmüthiger Weise völlig in Beschlag nahm. An der Seite meines höflichen Entführers weitergehend, fühlte ich mich bald wieder in der Gewalt meiner natürlichen Feindin, der Schüchternheit, die ich kurz vorher noch so muthig bekämpft hatte. Kein Wunder! Herr Riepel sprach fortwährend und ich fing aus seinem Gespräche die Worte auf: Geburtstagsfeier, junge Leute, ganz ungenirt, Bekanntschaft machen und ich weiß nicht, was sonst noch.

Denke Dir, mein Leser, daß ich, Jonas Kranz, der schüchterne Fremdling, ganz unvorbereitet unterwegs war nach einer glänzenden Gesellschaft in der Residenz. Habe Mitleiden, wenn ich Dir erzähle, daß ich an Weglaufen dachte. Aber es währte nur einen Augenblick, welcher, Dank einer kürzlich in mir entstandenen eigenthümlichen Wahrnehmung, bald vorüberging.

Genug, keine zehn Minuten später befand ich mich in einem glänzend erleuchteten Saal und bei dieser Beleuchtung erblickte ich um mich her ein buntes Gewimmel von Erscheinungen, vor denen ich mich fortwährend verbeugte. Ich erblickte seidene Kleider, zierliche Lackstiefel, kleine weiße Glacéhandschuhe und kleine Schuhe von vergoldetem Leder.

»Darf ich Sie nun meinen Schwiegereltern vorstellen!« sagte Herr Riepel, der an meiner Seite ging.

»Ich wollte soeben darum bitten,« war meine Antwort.

»Mama und Papa, hier ist Herr Kranz, wie Sie wissen, ein Freund vom Onkel Hör!« klang Riepels Stimme, und da ich nicht aufzusehen wagte, bemerkte ich wieder nur ein schwarzseidenes Kleid und ein Paar schwarze Pantalons. Ich verbeugte mich tief und sagte etwas von Freundlichkeit und Gebrauchmachen.

»Ei ei, Herr Kranz, wie befinden Sie Sich?«

Wie ich mich befand?

Schlecht, unaussprechlich schlecht, denn ich litt in diesem Augenblicke entsetzlich Schiffbruch. Wenn Herr Riepel mich in einen Mehlsack gesteckt und auf seinem Rücken zur Thür hinausgetragen hätte, so würde ich mich wohler gefühlt haben, als nun, gegenüber diesem: »Wie befinden Sie Sich?« in diesem geräumigen und schön erleuchteten Saal. Möget Ihr so dreist und vermessen sein, wie Ihr wollt; was würdet Ihr gefühlt haben, wenn Euer Gastfreund derselbe Finanzrath gewesen wäre, den Ihr diesen Morgen in das Gesicht geschlagen? — ja, er war es, der Herr Babel und — ich befand mich — jammervoll.

Und er sprach, als ob ihm mein Versehen gänzlich entgangen wäre, es war ihm angenehm, den Sohn eines ehemaligen Schulfreundes bei sich zu sehen, um so mehr, da ihm derselbe durch seinen Freund und Schwager Hör empfohlen war.

Der Mann, gegen den mein Vater so ausfahrend geurtheilt hatte und auf dessen Namen sich der Major nicht besinnen konnte, war also der Schwager des letzteren. Die ältliche Hauswirthin war die Schwester des Majors — ich stotterte etwas wie eine Entschuldigung und begriff nicht, wie Alles zusammenhing.

»Ich hoffe, daß Sie Sich ein wenig amusiren werden, Herr Kranz!« sprach mein großmüthiges Schlachtopfer zu mir — ich weiß zwar nicht, ob der Ausdruck Schlachtopfer in diesem Augenblicke auf Herrn Babel so recht paßte — »dort,« fuhr er fort und deutete auf eine Gruppe von jungen Leuten, »dort stehen meine Töchter. Jacques,« rief er dann, »stelle unsern jungen Freund den Mädchen vor!«

Die Aufforderung würde mir zu jeder andern Zeit wenig angenehm gewesen sein, denn was konnte mir daran liegen, von einigen Schönen der Residenz wie eine Merkwürdigkeit beguckt und hinterher bespöttelt zu werden. In diesem Augenblick jedoch war es mir sehr erwünscht, den Augen des Hausherrn mich entziehen zu können, denn die brannten mir auf der Seele, wie wenn die Sonne durch ein Brennglas auf ein Stück Schwamm scheint.

Als wir uns der Gruppe genähert hatten, wagte ich meinen Blick nur bis zur Höhe von Gürteln und Westknöpfen zu erheben. Riepel nannte einige Namen, deren Eigenthümer wahrscheinlich über den blöden Burschen gelächelt haben werden, und während er sich zwischen zwei junge Damen drängte, fuhr er fröhlich fort: »Und hier sind die beiden Schwestern, Herr Kranz, Julie mein liebes Weibchen,« — leise sagte er dann zu ihr: »Wie geht es Schätzchen?« und während er dem jungen Mädchen, das neben seiner Frau stand, die Hand drückte, setzte er hinzu: »Dieß ist Schwester Aennchen, Herr Kranz, die das bessere Ich der ganzen Familie genannt werden kann.«

»Pfui Jacques, sei nicht so unartig! es ist mir eine angenehme Ueberraschung, Sie hier zu sehen, Herr Kranz!«

Mein Blick mußte nach oben. Großer Gott! Befand ich mich denn in einer Zauberwelt, oder lag ich am Ende gar ruhig in meiner elterlichen Wohnung zu Bett und träumte da einen bangen, aber doch so seligen Traum? Nein, ich träumte nicht, es war mir mit einem Male, als sähe ich das alte Schwert und das übrige Gerümpel in der Bude des Trödlers und dann wieder sah ich die herrliche Erscheinung in dem Stübchen der armen Wittwe. Ja, ja, sie war es, ich sah die schönen schwarzen Locken sich um den weißen Hals ringeln und bis zu der sanft gerundeten Schulter niederfallen. Ich starrte ihr in die Augen voll Reinheit und Gluth und sagte: »Wie hätte ich hoffen dürfen, daß mir der Zufall diesen Abend noch so günstig sein würde, und daß ich Sie als die Tochter meines freundlichen Wirthes wiedersehen würde!«

Für Jemand, dessen Herz wie ein Hammer klopft, war diese Anrede so schlecht nicht, und mit Ausnahme des Wörtchens Zufall, welches Fräulein Anna gewiß nicht gut hieß, fühlte ich später keine Reue darüber. Uebrigens halte ich es für unmöglich, die Erlebnisse dieses Abends wahrheitsgetreu zu schildern, denn mehrmals verfiel ich in die thörichte Idee, daß Alles, was ich sah und hörte, nur Einbildung sei. Später, als ich auf einem Stuhle neben dem Sopha saß, worauf Anna mit einigen ihrer Freundinnen Platz genommen hatte, und sie bei den Klängen des Claviers mich leise fragte: ob ich nicht fände, daß Julie — sie war ja ihre Schwester — unvergleichlich spiele, wußte ich nichts zu sagen, als »ganz gewiß,« und als sie fragte, ob ich auch etwas von Musik verstände, antwortete ich: »Ja, ein wenig.« Und Alles dieses war mir wieder, als ob ich eine wunderschöne Geschichte läse — ich schwärmte. —

Und ängstlich, aber doch mit einer Selbstbeherrschung, die ich — so fremd es auch klingen mag — mir die Freiheit nehme, bewunderungswürdig zu nennen, habe ich mich später an das Piano gesetzt und — mit dem Rücken nach meinen Zuhörern gekehrt — gespielt und gesungen, so gut es mich Herr Bach, unser Musiklehrer, gelehrt hatte und meine Stimme es zuließ.

Das Thüringer Volkslied:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann;
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!

Du hast die Seele mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein' And're lieb',
Als dich allein!

Das beliebte Thüringer Volkslied, welches mir im vorigen Sommer ein Vetter aus Liebenstein mitgebracht hatte, machte der ansprechenden Melodie wegen große Wirkung, so daß, als ich geendigt hatte, der größte Theil der Anwesenden um meinen Stuhl ver-

sammelt war. Es folgte ein lebendiges Applaudissement und ein Stimmchen erklang, ein wohlklingendes Stimmchen: »Ich bitte, singen Sie da capo!«

Der Leser wird begreifen, daß ich meiner Muse ein Zeichen gab, nochmals zu beginnen, und daß ich einen dankbaren Blick auf Diejenige warf, die das Lied da capo verlangt hatte.

Und ich sang den zweiten Vers des hübschen Liedes:

Blau ist das Blümelein,
Das heißt Vergiß—nicht—mein,
Das Blümlein leg' an's Herz
Und denk' an mich.

Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Wir sind an Liebe reich,
Denn die stirbt nie in mir,
Das glaube mir!

Darauf wollte ich wieder aufstehen, aber — das konnte, das durfte ich nicht, und auch der letzte Vers mußte noch gesungen werden:

Wär' ich ein Vögelein,
Wollt ich bald bei dir sein,
Scheut Falk und Habicht nicht,
Flög' schnell zu dir.

Schöss' mich ein Jäger todt,
Flög' ich in deinen Schooß,
Sähst du mich traurig an,
Gern stürb' ich dann!

Und sieh, darauf sagte man mir, daß ich eine prächtige Stimme hätte, und daß ich wunderschön gesungen, und — einige Augenblicke lang glaubte ich, daß man mich zum besten hielt. Eine Dame, die so ungefähr die Mitte ihres Lebensalters überschritten hatte, sagte, es sei ein allerliebstes Liebesliedchen, worauf die langen schwarzen Locken der schönen Anna fast meine Wangen streiften und ich ihre Frage: »Es ist das Thüringer Volkslied, nicht wahr?« zustimmend beantworten durfte. Ich fühlte ihren Athem und ihre

Nähe erfüllte mich mit einer Seligkeit, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte.

Darauf habe ich eine junge Dame bewundernswürdig singen hören. Auch habe ich selbst später noch einmal am Piano gesessen, und als es bei einer sanften Modulation so recht still um mich geworden war, klang es aus dem anstoßenden Zimmer ganz laut: »Coeur ist Trumpf!« worüber ich so verwirrt wurde, daß ich Mühe hatte, mein Stück ordentlich zu Ende zu spielen.

Obschon ich versichern kann, daß ich den vielfachen Speisen und Getränken nur sehr mäßig zusprach, so war ich doch später nicht im Stande, genau zu erzählen, was sich weiter bei der Gesellschaft im Hause des Herrn Babel zutrug. Eins nur weiß ich noch, und das werde ich nie vergessen: die schöne Anna fragte mich mit ihrer lieblichen Stimme, ob ich ihr eine Abschrift des hübschen Thüringer Volkslied geben wolle und später beim Weggehen hat auch der Hauswirth selbst noch mit mir gesprochen und gesagt: »Sie waren uns ein angenehmer Gast, Herr Kranz« — hierauf folgte etwas Schmeichelhaftes über meinen Gesang, und dann setzte er mit sanftem Tone hinzu: »Bringen Sie dem Major Hör meine herzlichen Grüße und sagen Sie Ihrem Vater, daß ich sicher an Ihre Angelegenheit denken werde, aber außerdem — daß ein Vorgesetzter erst dann ganz rechtschaffen handelt, wenn er auch die Gesuche und Verdienste Derjenigen nicht übersieht, die er Verwandte nennt, und stets nur das Rechte erkennt und ausführt. Wenn auch nicht gleich, so hoffe ich doch bald Ihr Gesuch berücksichtigen zu können.«

Damit bin ich nach Hause gegangen, das heißt nach dem Gasthofe. Er hatte Recht und — nicht gleich, aber bald sollte mein Gesuch berücksichtigt werden. Tag in der Residenz, Tag voll Angst, dein Abend war schön!

Wenn Dein Leben voll Sorgen und Mühen gewesen ist, dann wünsche ich Dir, mein Leser, solch einen Lebensabend. Schuldgefühl! Die Hoffnung auf zukünftiges Glück! Liebe! Ein gnädiges und gerechtes Urtheil! Dies Alles in unendlich umfangreicherer Bedeutung.

Sechstes Kapitel.

Beim Schreiben dieser Erinnerungen kommt mir Alles, was auf diesen Tag folgte, eben so natürlich vor, wie, daß ich heute meine Lieblinge des Morgens beim Frühstück wieder finde. Freilich, in der Nacht als ich auf dem Stübchen, mit dem Fenster über der Thür, logirte, war dies anders und die gewöhnliche Redensart »zufällig« konnte ich nicht von mir abweisen.

Zufällig, ja sehr zufällig war es, daß Jonas Kranz als Gast in das Haus des Finanzraths kam, den er des Morgens unwillkürlich beleidigt hatte, ganz zufällig, daß er die Schöne aus dem Zimmer über der Trödelbude des Abends als die Tochter des Wirthes wieder sehen mußte. Zufällig? — doch nein — der gute Major Hör, der um meinetwillen seine Verwandtschaft mit dem Herrn Babel vor meinem Vater geheim hielt, nachdem er dessen ungünstiges Urtheil über denselben gehört, hatte in den Brief an seine Verwandten noch einige Zeilen zu meiner Empfehlung eingeschlossen und denselben gebeten, mich freundlich zu empfangen und mir womöglich weiter zu helfen.

Nicht zufällig! die Familie Hör gehörte zu Denjenigen, welche die guten Dienste treuer Menschen nie vergessen. Die Gemahlin des Finanzraths — man weiß, daß sie die Schwester des Majors Hör war — sah es gern, daß ihre Anna die alte Dienerin aus dem elterlichen Hause tröstete und unterstützte, während der Major bereits seit vielen Jahren den Sohn der Alten, den guten Heinrich, als Aufwärter in seinem Dienst hatte.

Als ich an jenem Abend das Licht ausblies, war mein Tag in der Residenz zu Ende; aber soviel ich mich auch drehte und wendete, schlafen konnte ich doch nicht.

Nochmals durchlebte ich diesen schlimmen, diesen fröhlichen, diesen seltsamen Tag. Ich dankte Gott und meine Augen schlossen

sich, aber sie öffneten sich auch sogleich wieder; mein Blick wurde nach oben gezogen und siehe da, es war, als ob der Himmel sich geöffnet habe. Ein kalter Luftstrom erfrischte meine glühenden Wangen, ich sah Licht durch das Fenster und weiße Gestalten schwebten hin und wieder, Geister, gute Geister; wie lange ich danach gesehen habe, weiß ich nicht.

Als ich des andern Morgens erwachte, war mein Nacken ganz steif von Erkältung, und als ich aufwärts sah, bemerkte ich, daß das Fenster offen geblieben war. Durch dasselbe hatte ich auf den Boden blicken können, wo die Wäsche zum Trocknen aufgehängt war. Mein abgematteter Geist hatte sich seltsam geirrt; aber trotzdem glaube ich an gute Geister, auch an böse, aber von diesen rede ich jetzt nicht.

Gute Geister, Ihr seid es, die uns forthelfen und uns zur Seite stehen auf dem Weg durch das Leben, der oft mühsam und dornenvoll genannt wird!

Ihr Theuren, die Ihr bereits in das Jenseits hinüber gegangen seid, Du, der vor Allen den Samen der Wahrheitsliebe und Treue mit Wort und Beispiel in mein jugendlich Herz streute, und Du, die so viele Schmerzen und Leiden von der Wiege bis zum Grabe zu tragen hatte und die Gott dankte, wenn ein Strahl der Frühlingssonne auf ihr Krankenbett schien — Ihr guten Geister, Ihr seid schon lange ferne von hier, aber dennoch sehe und höre ich Euch!

Still, da sitzt mir einer gegenüber; früher hatte eine arme alte Frau mir gesagt, daß es ein Engel sei; ja, wenn es Engel auf dieser Erde giebt, dann ist meine Anna ein solcher. Sieh, der Kleinste von unsern vier Kindern, ein Junge von zwanzig Monaten, liegt halb entkleidet vor dem Zubettgehen auf ihrem Schooß und spielt mit den schwarzen Locken seiner Mutter. Sieh, jetzt zerrt er etwas stark daran und ein schmerzlicher Zug giebt sich auf dem lieben Gesichte der Mutter zu erkennen; sie streicht die Locken zurück und küßt das Kind, denn das Büblein weiß ja nicht, daß es ihr wehe gethan.

Da sitzt meine Anna und in weniger als zehn Minuten verbessert sie zum zwanzigsten Mal denselben Fehler, den die kleine Julie bei ihrer Arbeit gemacht hat: »Nur Geduld, liebe Julie, nun wird es gehen!«

Da sitzt das liebe Frauchen und Karl, mein ältester Knabe, und Minna, seine gute Schwester, küssen ihre Mutter in dankbarer Liebe; sie haben ihre Aufgabe gekonnt und nun — nun sollen sie zur Belohnung dem armen kranken Maurerlehrling eine Stärkung bringen dürfen.

Meine Anna, mein Weib, mein guter Geist! Wenn ich Dich mir so gegenüber sitzen sehe, dann muß ich aufstehen von meinem Stuhl, meine Hand legen auf Dein glänzendes Haupt, Dich und die Kinder küssen und dann treten mir Thränen in die Augen, Thränen der Liebe und Dankbarkeit.

Und nun weißt Du, Leser, wie der Tag in der Residenz mir das höchste Glück gebracht, welches der Mensch finden kann. Du kennst sie, die mir forthalfen. Zu ihnen gehörte in späteren Tagen auch der streng rechtschaffene Finanzrath Babel. Wenn der junge Kranz im Anfang Geduld haben und warten mußte, der zukünftige Schwiegersohn mußte es eben so gut; aber dann, als die Zeit gekommen war, daß ihm mit Recht die gewünschte Anstellung zu Theil werden konnte, da zögerte der Finanzrath auch nicht, das Gesuch, welches der Freund seiner geliebten Tochter einreichte, ganz besonders zu befürworten und ihm das zu verschaffen, was er so sehnsüchtig verlangte.

Heinrich schrieb ja an seine Mutter: Ein Mensch muß dem andern helfen und besonders seinem eigenen Blut.

Und wer noch denken sollte, daß mein guter Vater einer andern Lehre zugethan gewesen wäre, der verzeihe mir, wenn ich sein Urtheil oberflächlich nenne. Freilich protestirte er gegen die Beförderung von Verwandten, aber s e i n Sohn — mußte voraus — selbst g e g e n das Recht.

Im Begriff, mit Anna zu unserm guten Onkel Hör zu gehen,

um den Abend dort zu verbringen — der Onkel ist Oberst und Commandant der Stadt, wo wir wohnen — woraus zu schließen ist, daß Jonas Kranz keinen schlechten Posten hat — in Begriff also, den Pathen unsers kleinen Wilhelm zu besuchen, empfange ich eben einen Brief von meinem Vater, der ein Postscriptum enthält, welches folgendermaßen lautet: Man sagt, daß Dein Schwiegervater Finanzminister werden soll, Junge, da gratulire ich Dir.

Hildebrand.

Die Familie Stastock.

I.

In dem kleinen Städtchen D., an einem Mittwoch im Monat October, ungefähr um ein Uhr Nachmittags, wurde der steile eiserne Tritt von einer gelben Diligence, welche von C. nach E. über D. hin und zurück fuhr, niedergelassen und aus dem Wagen stieg Niemand anders, als des Lesers unterthäniger Diener Hildebrand. Er war gereist mit einer bleichen Dame, die sich das Rauchen verbeten und sich fortwährend mit ihrem Boa zu schaffen gemacht, dann einmal geseufzt hatte, dann einmal eingeschlummert war, dann cölnisches Wasser genommen, dann wieder geschlafen hatte, und dabei immerfort häßlich geblieben war. Auf derselben Bank mit ihr hatte ein junges Mädchen gesessen, die in einen blauen karrirten Mantel nicht eingehüllt, diese Vorstellung ist zu weit, sondern eingesteckt war; ein Mantel, der nach einer lang vergessenen Mode von hinten durch ein kleines Läppchen von demselben Stoff in der Form eines Steges, der über zwei Perlmutterknöpfchen ausgespannt war, zusammengehalten wurde. Dasselbe junge Mädchen hatte einen Strohhut auf, der mit blauem Band mit braunen Streifen in der Weise verziert war, daß das Band, steif aufgesteckt, große Schleifen bildete; auch trug sie ein knallgelbes Halstüchelchen umgebunden. Das junge Ding war sehr bange vor der bleichen Dame neben ihr und hielt

sich in einem scheuen Abstand; manchmal zeigte sie den guten Willen derselben im Zurechtrücken der Boa zu Hilfe zu kommen und einmal hatte sie sogar ein dickes rothfingeriches Händchen mit einem Ringe, der fast wie Messing aussah, herausgestreckt, aber die bleiche Dame hatte sie angeblickt und darauf hatte sie ihre Nase geschnäuzt, nach einem in der Unterhaltung sehr passenden Gebrauche, in Folge dessen die Nase alle Ungeschicklichkeiten und Mißgriffe entgelten muß.

Dies war ungefähr das Personal der hintersten Bank gewesen; auf der zweiten hatte eine Jüdin gesessen, gleich einem orientalischen Edelstein von zwei Christen eingefaßt, sie verbarg unter einem grünen Tuchmäntelchen ein kleines Kind, das ihr ganzer Stolz war, weil es nicht schrie, selbst nicht, als sie es ungefähr auf dem halben Wege in eine reine Windel hüllte. Das Kind war sehr klein und hatte einen sehr großen Sauger im Mund. Außer den beiden Christen saß noch ein mürrischer großer dicker Mann im Wagen, den ich selbst nicht anzureden wagte, weil er aussah, als ob er eben von einem Gefechte käme und mit jedem, der ihn anreden werde, aufs Neue ein Gefecht beginnen wolle. Unzweifelhaft war er ein Polizeicommissair oder etwas dergleichen. Neben ihm schlummerte ein junger Mensch, an dessen gescheiteltem Haar und sorgfältig für das Reisen eingerichteter Kleidung man den Geschäftsreisenden erkennen konnte. Neben ihm, — aber wozu soll ich mein Talent in der Beschreibung einer Reisegesellschaft zeigen, die durchaus nicht pikant war, und der ich schon beim Beginne dieser Erzählung Lebewohl gesagt hatte? Kurz und gut, ich stieg vom Tritt, fiel beinahe in die Arme eines schnurrbärtigen Herrn mit steifen Beinen und gelbem Rocke, der die blasse Dame erwartete, und in der Furcht, Jemand anders könnte ihr die Hand zum Aussteigen reichen, die seine schon ausgestreckt hielt; bog unter der Leiter durch, die man gegen das Dach des Fuhrwerks gelehnt hatte, mit dem ich gekommen war; rief dem Knechte zu: »Der schwarze Koffer mit dem H.,« gab dem Conducteur ein Trinkgeld und sah mich nach Jemand um, der meine Sachen tragen

könne, ohne versucht zu werden, sie an seine eigene Adresse zu befördern.

»Sein Sie Herr Willebram, wenn ich fragen darf?« fragte ein dünnes piepiges Stimmchen, das deutlich Jemand angehörte, der noch nie einen Unbekannten von der Post abgeholt hatte. Die Frage war aber an einen meiner Reisegefährten gerichtet; »Bist Du toll, Kerl?« antwortete derselbe.

»Soll er aus diesem Wagen kommen?« fragte ein anderer Herr mit höflichem Tone.

»Das werde ich wohl sein,« sagte ich, indem ich eine fernere Beobachtung der Sorge aufgab, mit der eine Reisegefährtin ihre Hutschachteln überwachte, indem sie beständig den Stoßseufzer ausstieß: »Aber Condelteur, ist das eine Art mit meinen Sachen umzugehen?«

Das vor mir stehende Männchen hatte seine Erziehung wahrscheinlich in einem Waisenhause begonnen, und vollendete sie nun in einem Armenhause. Es hatte hohe Schultern und steife Kniee, trug einen langen braunen Friesrock, der auf dem Aermel mit dem Zeichen seines Asyls versehen war, und unter dem Arme eine alte abgenutzte Ledertasche, wie man sie zum Austragen der Bücher einer Lesegesellschaft braucht.

»Ich mußte eine Besorgung machen,« sagte das Männlein, das ich ungefähr 68 Jahre alt hielt; »und da sagte der Herr, ich sollt gleich enmal mit zur Dülleschanze gehen, und nachsehen, ob der Herr gekommen wären. Der Herr müssens nich übel nehmen, daß ich dieselben nich erkannt habe.«

Da ich nun der unmenschlichste Henker hätte sein müssen, wenn ich es hätte übel nehmen wollen, daß mich Jemand nicht erkannte, der mich noch niemals gesehen, so schenkte ich dem guten Männlein in diesem Punkte meine vollkommene Verzeihung, ließ mein Köfferchen im »ruhenden Mohren« und schlenderte mit meinem neuen Bekannten dem Hause meines Onkels zu. Unterwegs hatte ich noch den Vortheil, von ihm auf das Freundlichste über die Bestimmung

eines großen Gebäudes mit gothischen Thüren und Fenstern unterrichtet zu werden, auf dem ein Thurm mit einer wirklichen Galerie, Kugel und Wetterhahn stand, und welches, wie er sagte, »die Kirche« sei, sowie über einen Streifen grün gefärbter Flüssigkeit, der sich zwischen zwei hohen gemauerten Wällen zeigte, den er erklärend: »die Gracht« (Canal) nannte.

»Und dieses ist das Haus,« sagte er, seine alten Beine auf einen Vorplatz setzend, und an einer langen Klingel stark ziehend, mit dem Gesichtsausdrucke, der bei einem alten Manne sagt: ich kann es doch nicht hören, ob sie laut oder leise tönt.

II.

Es dauerte ein paar Augenblicke, ehe ein eigenthümliches Schlurren im Vorhause die Ankunft einer alten Küchenmagd verrieth, die natürlich erst die Kartoffel hatte fertig schälen müssen, mit der sie eben beschäftigt war, dann aber die Schüssel von ihrem Schooß, die Füße von ihrem Schemel heben, ihre rothen Pantoffeln anziehen, ihre Nase mit der äußeren Seite ihrer Hand abwischen, ihre Schürze schief umschlagen mußte, bevor sie den langen Weg antreten konnte, der von der Küchenthür bis zur Thürmatte sechsundzwanzig Schritte erforderte. In dieser Zwischenzeit betrachtete ich den vorderen Giebel des Hauses.

Das Haus war bürgerlich, wie mein Onkel, und war es auch älter als er, so gehörten doch Beide einem frühern Jahrhunderte an. Es hatte noch einen Stufengiebel, und in der obersten Etage kleine, in Blei gefaßte Fensterscheiben. Ferner hatte es eine Vorderstube mit zwei Schiebefenstern, deren Scheiben von mittler Sorte waren. Grüne Gardinchen von Gaze, auf breite Messingstäbe geschoben, verzierten sie, und waren in der Mitte etwas offen gelassen, um das Licht freundlich einzuladen, zwei Blumentöpfe meiner Tante zu be-

scheinen, jedoch unter strengem Verbote, sonst irgend etwas im Zimmer zu erleuchten oder zu verbleichen. Ich war neugierig, ob ich wohl jemals Zutritt zu dieser Stube erhalten würde. Für's Erste war es gewiß, daß ich wohlbehalten in den Hausflur gelassen wurde, von dem ich auch bald in eine Stube trat, die das Licht von oben erhielt, und daß ich zugleich in die unmittelbare Gegenwart meines Onkels und meiner Tante kam.

Ihr Empfang war sehr herzlich und die guten Leute, die in ihrem ganzen Leben noch nicht das Vergnügen gehabt hatten, mich zu sehen, schienen sehr erfreut zu sein, daß es ihnen nun zu Theil wurde. Doch schien diese Freude dem Ersteren etwas durch den Umstand verbittert zu werden, daß ich gerade an einem Donnerstage ankam, »wo man immer hinten heraus sitzen müsse, weil es der Reinmachetag der Vorderstube sei.« Dagegen bemerkte meine Tante, der Neffe würde gewiß so vorlieb nehmen, und in seinem elterlichen Hause auch manchmal hinten heraus gesessen haben; worauf der Neffe erwiederte: es sei eine sehr hübsche Hinterstube und er habe überhaupt die Hinterstuben gerne. Worauf Onkel wieder entgegnete, daß er sie nicht gern hätte, Tante und Neffe aber übereinkamen, daß sie sie wohl gern hätten. Nun näherte sich ihnen der Onkel, indem er zugab, daß er sie des Abends gern hätte; Tante und Neffe aber gestanden zu, daß sie sie Abends am liebsten hätten; so daß demnach mit Stimmeneinheit beschlossen wurde: eine Hinterstube mit Deckenlicht zeige sich des Abends am vortheilhaftesten. Ich fühle mich gedrungen hinzuzufügen, daß diese ganze Discussion in der freundlichsten und wohlwollendsten Weise geführt wurde, während Onkel seine Pfeife mit einem Schwefelholze wieder in Ordnung brachte, und Tante liebevoll lächelnd die Tassen des Kaffeegeschirres mit einem bunten Theetuche abtrocknete. Sie stapelte sie grade auf dem Kaffeebrette auf, als sie fragte: »Aber, Herr meine Zeit, Hildebrand, willst Du nicht eine Tasse Kaffee haben?«

Nun wüßte ich Nichts, was ich in dem Augenblicke feuriger verlangt hätte als eine Tasse Kaffee; da ich aber meine Tante in

dem Verdacht hatte, daß sie das Mittel, den Kaffee zu vermehren, in der Kunst ihn zu verdünnen suchen würde, so dankte ich ihr edelmüthiger Weise, und sagte, ich würde später »einen Bittern« mit Onkel nehmen, was Onkel zu erklären veranlaßte: daß er ihn immer tränke, wenn der Postwagen um zwei Uhr vorbeiführe.

Mit dieser Aussicht rückte ich meinen Stuhl dem Kamine etwas näher, an dem mein Onkel immer saß, wenn er in der Hinterstube war, obgleich nie darin vor dem ersten November geheizt wurde, und er demnach auch jetzt ohne Feuer war. Ich begann nach meinem Vetter Peter zu fragen.

Mein Vetter Peter studirte in Utrecht Jura; aber wiewohl ich bei mancherlei Gelegenheiten Studenten der verschiedenen Facultäten gefragt hatte: ob sie meinen Vetter Stastock kennten, so wurden mir doch immer so ungenügende Antworten zu Theil, daß ich endlich, ungewiß über die Ursache dieser Unbekanntschaft, anfing, nicht mehr nach meinem Vetter Stastock, sondern nach einem gewissen Studenten Stastock zu fragen.

»Du mußt ihn ja schon gesehen haben, Neffe Hildebrand,« sagte der ältere Stastock, »da er ausging, um Dich abzuholen.«

»Um Dich abzuholen,« wiederholte meine Tante, ließ ihr Strickzeug auf ihren Schooß fallen und blickte über ihre Brille nach mir hin: »Er muß Dich gewiß verfehlt haben, wird aber wohl bald wieder hier sein. Er hat jetzt so viel für sein Examen zu thun, daß ich fürchte, er studirt zu viel. Er faßt so schnell, weißt Du?«

Und kaum hatte ich noch Zeit, mein feuriges Verlangen kund zu geben, diese seltene Vereinigung von Fassungskraft und Arbeitsamkeit, den jüngeren Stastock, zu sehen, als die Klingel ertönte, die Pantoffeln des Küchenmädchens schlurrten, und der Schritt des Utrechter Studenten gehört wurde.

Wenn ich bis dahin auch nicht die mindeste Nachricht über meinen Herrn Vetter gehabt hätte, so würde ich ihn doch gleich durch und durch haben kennen müssen, so wie er nur in die Stube trat. Seine ganze Erscheinung sprach Collegiahören aus, sein ganzer

Körper dictirte Dictaten. Die bleiche Farbe, der gebückte Kopf, die stählerne Brille, das theetuchartige Halstuch, der zugeknöpfte Rock mit der doppelten Brust, der Uhrschlüssel, die weder engen noch weiten Pantalons, die vorgeschuhten Stiefel, die florettseidenen Handschuhe, der schwarze Caplanstock mit den beiden naseweisen Quäştchen —, das Alles bezeichnete den Studenten, der vom Universitätsleben nichts kennt, als Collegienstuben und Professorenthees; von den Studenten nur seine Stadtgenossen und die Senatoren, die ihn vom Fuchs zum Studenten machten, von den Bürgern Niemand als seine Wirthsleute. Den Studenten, der roth wird, wenn er zwei Studenten begegnet, und ein paar Straßen umgeht, wenn es eine Gesellschaft von sechsen ist; der darüber klagt, daß so wenig Brüderschaft unter den Studirenden herrscht, und nicht weiß, daß etwas wie »Studentenlust« besteht. Den Studenten, der immer einen Disputirverein gründen möchte, von dem aber Niemand Mitglied sein will; der, weil er nicht den Muth hat, sich bei einem Mittagstisch vorstellen zu lassen, täglich seine fünf Teller Essen vom Koch geschickt bekömmt; einen mit aufgeschnittenem Fleisch, einen mit eingelegtem Portulak, einen desgleichen mit Endivien, einen mit Salzkartoffeln, und einen mit Reis und Johannisbeersaft. Der Student, der im Club tausend Aengste aussteht, daß Jemand grade die Zeitung verlangen könnte, hinter die er sich versteckt hat, und dessen Namen die Studenten zum ersten Male hören, wenn sie zufällig in einem Colleg anwesend sind, wo er zum Respondiren aufgerufen wird. Ein solcher Student war ohne allen Zweifel mein unbekannter Vetter Peter Stastock.

»Wie kömmt es nur, Peter! daß Du den Vetter Hildebrand verfehlt hast?« frug ihn meine Tante verwundert.

Der Student Peter Stastock drehte sich um, damit er seinen Stock in die Ecke stellen konnte, und erwiederte: die Diligence sei wunderbar zeitig angekommen; ein Umstand, der um so wunderbarer war, da wir unterwegs durch das Stoßen eines Pferdes einen Aufenthalt von einer halben Stunde gehabt hatten. Er sei nur noch

schnell beim Buchbinder herangegangen, der das Binden seiner »Institutionen« besorgen sollte, und dann grades Wegs zur Post, wo er zu seinem Erstaunen gehört, die Kutsche sei schon lange da, und ich mit dem Diener fortgegangen u. s. w.

Die Sache war aber, daß er, in der Furcht, eine falsche Person für mich anzureden, lieber noch um die Stadt gegangen war, bis er sicher sein konnte, daß ich schon lange unter dem Dache seines Vaters eingerichtet sei. Wenn er einen Andern statt meiner angeredet hätte, er wäre sechs Wochen lang ein verlorener Mann gewesen!

»Nun müssen nur die Vettern gute Bekanntschaft miteinander machen,« sagte meine Tante, welche zu den freundlichsten aller besorgten Hausmütter gehörte: »sie sind ja doch alle Beide Studenten.«

»Ja!« sagte Peter, weit entfernt, mit dem Gedanken »Freundschaft machen zu sollen,« befreundet zu sein; »ja, aber in verschiedenen Fächern.«

Bevor die Unterhaltung weiter ging, kam das alte Männchen, das, wie ich bei dieser Gelegenheit hörte, mit dem Namen »Keeschen« geschmückt war, mit der Nachricht herein, der Zwei-Uhr-Wagen führe so eben vorbei. Darauf erhob sich Tante, öffnete ein Schränkchen, nachdem sie erst ihre Brille abgenommen hatte, brachte daraus ein Fläschchen zum Vorschein mit: »van der Veens Elixir, ein Fläschchen, stärker als die Cholera,« und drei Gläser.

Der weitere Verlauf dieses Morgens war so wie es bei einem ersten Bekanntwerden zu sein pflegt. Wir gefielen einander gegenseitig, und ich schloß mit Peter gute Freundschaft. Des Mittags stahl ich das Herz meiner Tante noch einmal dadurch, daß ich Schwarzwurzeln liebte, und rührte meinen Onkel fast bis zu Thränen durch die Begeisterung, mit der ich von einer geschmorten Kabeljaumilch sprach. Um Peter auch zu erfreuen, verrieth ich einige Kenntniß seines Faches, indem ich eine Erklärung von justitia und ususfructus anzubringen wußte. Nach dem Essen machte mein Onkel ein

Schläfchen am kalten Kamine, und meine Tante ging hinauf. Darauf tranken wir recht behaglich zusammen Thee und sahen die Hinterstube auf das Vortheilhafteste.

Mein Onkel war ein Mann, dessen Vater und Großvater eine sehr blühende, und der selbst eine recht blühende Bandweberei gehabt hatte. Um die volle Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß er sie noch hatte, daß aber durchaus nicht mehr darin gearbeitet wurde. Auf dem Boden lag noch eine ganz ansehnliche Menge Zäckchenband, weil er es lieber verfault, als unter dem Preis verkauft sehen wollte. Er gehörte also zu den Menschen, die sich von ihren Geschäften zurückgezogen und den Aussichten auf ferneren Gewinn entsagt haben, sich aber mit einem recht artigen Einkommen, der Haarlemer Zeitung und einem unüberwindlichen Widerwillen gegen Dampfmaschinen zufriedenstellen. Im Laufe des Abends zeigte es sich, daß er eine besondere Vorliebe für die Einschiebeworte: »sage ich es gleich selbst,« hatte, die nur von der Zuneigung seiner Ehefrau für den Ausruf: »Herr, meine Zeit!« übertroffen wurde. Ich muß hinzufügen, daß, wenn das Ehepaar diese Ausdrücke auch ungewöhnlich liebte, es sie doch zuweilen mit anderen anmuthigen Zwischensätzen vertauschte. Der Student Petrus Stastockius junior hatte dagegen nichts in die Wagschale zu legen als seine geliebte Versicherung, »wahrhaftig!« wobei ich indessen, um billig zu sein, anerkennen muß, daß er durchaus keinen Mißbrauch davon machte.

III.

Des andern Tages erwachte ich um sieben Uhr, und als ich die grünseidenen Bettgardinen aus einander schob, um zu sehen, was für Wetter sei; wie erstaunte ich, als ich bemerkte, daß Peter — wir schliefen auf derselben Stube — sich bereits erhoben hatte und

mit der Brille auf der Nase beschäftigt war ein paar reine Strümpfe anzuziehen.

Der ältere Stastock war ein Mann nach der Uhr und stand demzufolge um sechs Uhr auf, damit er um halb acht beim Frühstück sein konnte, und da er durchaus nichts zu thun hatte, so füllte er die Zwischenzeit mit Pfeifenrauchen aus. Auffallend ist es, daß der Mensch je weniger er zu thun hat, um so ängstlicher seine Zeit eintheilt. Wenn man dem guten Peter Stastock sen. die schwere Frage über den Sitz des Willens vorgelegt hätte, so würde er, wenn er dazu Geistesgegenwart genug gehabt hätte, seinen Zeigefinger auf zwei Zoll Abstand von seinem Magen gelegt haben, um anzudeuten, daß dort dasjenige seiner Eingeweide liege, welches er seine goldene Taschenuhr nannte. In Wahrheit, wenn ich mich durch eine goldene Taschenuhr regieren lassen müßte, so möchte ich am liebsten von einer solchen regiert werden, denn es war eine große, gute und dicke Uhr mit einem doppelten Gehäuse und da sie jeden Morgen punkt neun Uhr nach der Thurmuhr gestellt wurde, ging sie durchweg sehr gut.

Ich fand meinen Oheim in dem Vorderzimmer, als er gerade aus den Händen des Barbiers hervorging. Er hatte seine Schlafmütze noch auf dem kahlen Kopfe, da er gewohnt war, sie nicht vor elf Uhr mit der Perrücke zu vertauschen.

»Schönes Wetter, Neffe Hildebrand!« rief er mir zu, »es ist schönes Wetter, sage ich's gleich selbst«.

Meine Tante, welche bereits beim Stricken saß, nahm ihre Brille ab, um meinen Schlafrock zu betrachten und nach einem: »Herr, meine Zeit! sind die Dinger wieder in der Mode?« begann sie einen Bericht über all die Schlafröcke, die ihr Vater und ihr Mann in früheren Jahren getragen hatten und die, wie sie versicherte, noch oben in einem Schranke hingen.

Nach dem Frühstück ging Peter an die Arbeit, um sich zu seinem Examen vorzubereiten und ich folgte ihm auf sein Zimmer, wo ich bis zur Kaffeezeit mich mit einigen Büchern beschäftigte. Nach

der Kaffeestunde war der Augenblick gekommen, wo mein Vetter mich mit der Stadt und die Stadt mit mir bekannt machen sollte. Wir gingen zusammen aus und besahen die Hauptstraßen und darauf die Börse und dann zwei Kirchen, worin sich Denkmäler befanden, so- wie Küster, die ein Trinkgeld in die Hand nahmen; in einer der Kir- chen war eine Orgel, welche eine der schönsten in der Welt sein sollte, eine Ehre, welche ich in verschiedenen Städten der betreffenden Orgel zuerkennen hörte. Wir erstiegen sogar mit Lebensgefahr den Thurm einer der Kirchen und machten daselbst die Beobachtung, daß es sehr windig war und daß rund um die Stadt viel Wiesenland, viel Wasser und viele Mühlen waren. Dann begaben wir uns nach dem Stadthaus, wo wir fanden, daß unsere Vorfahren besser malten und gesunder aussahen als wir; in seinem Eifer, mir Alles zu zeigen, führte Peter mich sogar nach der Fleischhalle und über den Fischmarkt und endlich zu einem großen viereckigen Entenpfuhl, den er den Ha- fen nannte. Im Weitergehen erkundigte er sich sehr eifrig nach den Verhältnissen der juristischen Facultät zu Leiden, fragte nach den Eigenthümlichkeiten gewisser Professoren und den Gewohnheiten des Studentenlebens; und als ich das Gespräch zur Abwechslung auf etwas heitere Gegenstände lenkte, kam es heraus, daß er, Peter Sta- stock, ohne große Gewissensbisse wohl einmal ein Domino oder Bil- lardspiel riskire.

Da wir nun grade vor einem Kaffeehause standen, nöthigte ich ihn, sich in letzterer Kunst mit mir zu messen.

Peter Stastock hatte weder den Muth, noch die Gewandtheit, mir etwas anzubieten, darum bestellte ich ein Glas Bier für mich selbst und er that dasselbe für sich. Es waren ziemlich viele Menschen in dem Kaffeehaus, aber da wir nur mit dem Billard zu thun hatten, und keiner von ihnen spielte, so störten sie uns durchaus nicht. Peter ersuchte den Marqueur sehr höflich um ein gutes Queu; der Marqueur gab ihm natürlich das beste, das im Gestelle war und wir zogen, wer zuerst spielen solle. Die Ehre fiel mir zu und die Par- tie begann. Vorher schürzte Peter die Aermel seines Rockes auf,

so daß man die großen steifen Manschetten seines Hemdärmels sehen konnte.

Wir hatten kaum einige Stöße gemacht, als ein lautes Rufen: »Pot, meine Herren!« all unsere Seligkeit störte. Das Rufen kam von einem jungen Advocaten, welcher kürzlich erst von Utrecht angekommen war und nun die Zwischenzeit von seinem Austritt aus dem dortigen Studentenclub bis zu seiner Aufnahme in den Privatclub zu D. dazu benutzte, um täglich in dem Kaffeehaus zum Nordstern einen Pot zu spielen.

»Vierundzwanzig, meine Herren!« rief der Marqueur uns zu, und indem er das Körbchen schüttelte, worin er die Potbälle hatte, bot er sie uns an. Ich zog einen davon und mit einem Gesichte, worin sich etwas Verlegenheit spiegelte, griff Peter mit muthiger Hand in den Korb. Darauf kamen alle die Potstammgäste aus ihren Ecken hervor, ließen sich Queus reichen und der junge Advocat nahm selbst die Kreide, um anzuschreiben. »Wer von den Herren hat das Aß?« »Ich,« rief eine barsche Stimme, welche Niemand anders angehörte, als dem Herrn aus der Diligence, den ich für einen Polizeicommissair gehalten hatte. Ich erfuhr nun, daß er dies durchaus nicht war, wohl aber der Director des kleinen Theaters und Vorsteher der kleinen Reitbahn, welche in D. bestanden.

»Wer von den Herren hat zwei?«

Peter Stastock ging selbst an die Tafel, um dem jungen Advocaten zuzuflüstern, daß er diese Nummer habe.

»So? wollen Sie denn auch Pot spielen?« frug der junge Advocat, der meinen Vetter sehr gut kannte. Peter wurde bleich. Die drei hatte ich, die vier hatte ein bejahrter Premier-Lieutenant der Infanterie, die fünf hatte ein Chirurgengehülfe, der viel Zeit zu haben schien, die sechs ein kurzer dicker Mann mit grauem Stoppelhaar, den ich für einen Getreidehändler hielt, die sieben ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren, der Student gewesen war, aber seines schlechten Betragens wegen nach Haus geholt wurde und vor welchem Peter sehr bange war, um so mehr, da jener ihn sehr

vertraulich behandelte, er schien der Busenfreund des bejahrten Lieutenants der Infanterie zu sein. Der Advocat selbst hatte die acht und die neun war in den Händen eines jungen Menschen von drei und dreißig Jahren, welcher aus der Tasche seiner Mutter lebte, einen Hund hielt, nie etwas gethan hatte und in großer Achtung stand bei dem Wirthe des Kaffeehauses zum Nordstern.

Als der junge Advocat die Namen sämmtlicher Herren hübsch aufgeschrieben hatte, nahm der Billardjunge die Kreide in die eine und den Bock in die andere Hand und schrie mit all der Kraft, die ein Kind von vierzehn Jahren übrig behalten kann, wenn es den ganzen Tag und die halbe Nacht mitten zwischen der Ausdünstung von Menschen und Pfeifen auf den Beinen steht: »Aß acquit, zwei spielt!«

Peter Stastockius jun. mußte also auf den Acquit spielen und bereitete sich auf diese Arbeit vor. Zu diesem Ende legte er seine Pfeife nieder, machte die Spitze seines Queus wohl einen halben Fuß weit weiß, legte den Ball mit der linken Hand auf drei Viertel, drückte sodann die Hand eine Handbreit von dem Ball auf das Billard, zog den Daumen etwas ein und begann mit der rechten Hand das Queu zwischen Daum und Finger hin und her zu bewegen.

Soweit ging Peters Wissenschaft, um auf den Acquit zu spielen und die Sache hatte ihren Verlauf ohne besondere Störung. Peter mußte sich viele Scherzreden gefallen lassen und sämmtliche Theilnehmer des Spieles schienen sich das Wort gegeben zu haben, den blöden Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Er spielte, daß ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne stand und ich mehrmals befürchtete, die Brille möchte ihm hinweggeschwemmt werden. Sämmtliche Spieler amüsirten sich weidlich über seine Ungeschicklichkeit, und jemehr sie darüber scherzten und lachten, um so verlegener wurde der pedantische junge Mann.

Als wir später wieder auf die Straße kamen, kehrte sein Muth zurück und er sagte: »Es waren gute Spieler darunter, aber wahrhaftig kein einziger, der sich besonders auszeichnete. Ich hatte ein

krummes Queu«, fügte er hinzu, »und die Ecklöcher zogen entsetzlich.«

Als wir zu Hause ankamen, stand das Essen bereits auf dem Tische, aber Peter hatte keinen Hunger.

Drei Tage hatte ich nun schon bei der Familie Stastock verlebt und war in dieser Zeit mit Keeschen sehr gut Freund geworden. Ein paar Mal hatte er mich durch die Stadt begleitet, um mir die Wege zu zeigen, wenn ich Besorgungen machen wollte. Da er nun plauderhaft war, und ich zuweilen dies Gebrechen theile, das vielen alten Menschen eigen ist, so hatten wir schon recht viel miteinander abgehandelt. Keeschen war ein einfaches, braves, gutherziges Männlein. Von seinem Vater, der Bürstenbinder gewesen war, und große silberne Schnallen auf seinen Schuhen getragen hatte, war ihm eine schwache Erinnerung geblieben. Doch erinnerte er sich von ihm, diese Schnallen ausgenommen, nur noch seines Todes und daß er mit einem großen runden Trauerhute und langem weißen Halstuche hinter dem Leichenwagen hergegangen war, dann zu Hause wieder angekommen, hatte er ein schwarzes Tuch über dem Spiegel hängen gesehen, und so viele abgeriebene Brötchen essen dürfen, wie er nur gewollt. Eine lange Muhme war bei dieser Gelegenheit auch dagewesen und hatte so viel Wein getrunken, daß ein dicker Oheim gesagt hatte: »Du kriegst nichts mehr.« Seine Mutter hatte er nie gekannt. Aber besagter dicker Oheim hatte ihn dann in das Waisenhaus gebracht, wo er buchstabiren lernte. Von da kam er zu einem Zimmermanne in die Lehre, weil er aber für dieses Handwerk zu schwach war, brachte man ihn bei einem Apotheker unter, um Faschen zu spülen und zu stoßen, eine Laufbahn, die nicht eben reich an glänzenden Aussichten ist. Dort hatte er fünfzehn Jahre gedient. Da er aber nur sehr wenig lesen konnte, und oft zwei halbe Nößelflaschen, drei Kindergläser, eine Latwergenbüchse, ein Päckchen Pulver und ein Pflaster austragen mußte, so hatte er endlich einmal das Versehen begangen, Jemanden der an Obstruction litt, den Saleptrank, und einer an Diarrhoe kranken Dame die Pulver mit

Jalappenharz zu bringen; worauf er, als zu unwissend, fortgeschickt wurde. Danach ward er Laufbursche eines Comptoirs, dann bei verschiedenen Leuten Hausknecht, von denen einige gestorben, andere ruinirt waren; und so hatte ihn endlich das Waisenhaus an das Armenhaus überliefert. Nun, in seinen alten Tagen wurde er von meinem Onkel und einigen anderen Leuten desselben Schlages zum Schuhe putzen, Kleider ausklopfen, Zeitung holen, in einem Worte, zum Besorgen unbedeutender Geschäfte gebraucht. Was aber, zu Folge der Erklärung meines Onkels, des Mannes Laufbahn am meisten beeinträchtigt hatte, war seine weitgehende Einfalt und eben so starke Menschenfurcht.

Außer der uns schon bekannten Hinterstube mit Deckenlicht, die vor der Küche lag und hinter dem Nachbarhause hervorsprang, befand sich in dem Hause des Petrus Stastockius senior noch eine andere Hinterstube, in die ich den Leser später einzuführen gedenke. Sie wurde nicht mit Unrecht die Gartenstube genannt, da sie auf einen kleinen Garten sah. Trat man aus der Hausthüre, so mußte man erst eine Art drei Schritt breiten Trottoirs von harten gelben Backsteinen überschreiten, dann einen hoch gepflasterten Streifen (rollage) eben solcher blauer Backsteine, an dessen jenseitigem Rande drei eiserne Fußabstreicher angebracht waren, und dann endlich betrat man mit einem Male das kleine Elysium meiner Tante. Da sah man einen Apfelbaum, an dem zuweilen mehr als ein Dutzend Reinetten grün wurden, mehrere Rosenbeete, um die im Frühlinge ein Kranz gelber Crocusse blühen mußte, verschiedene Fliederbüsche, zwei Goldregen, eine gefüllte Kirsche, an der einen Seite der Mauer einen Weinstock, und an der andern einen Maulbeerbaum. Die Wege waren statt mit Rasen, mit weiß und rothen Tausendschönchen und mit Seegras umsäumt. Zu dieser Zeit standen noch einige Asterstöcke und zwei bis drei Georginen in Blüthe. Im Hintergrunde befand sich auch eine kleine grün angestrichene Laube mit Pfeifenblatt, Jelängerjelieber, Raupen und Spinnen. Daran grenzte die Fabrik, an welche, der Laube gegenüber, ein kleiner Schuppen angebaut war, auf dessen

kleinem eingegitterten Höfchen Keeschen seine Hausarbeit verrichtete.

In dieser kleinen Laube nun suchte ich Sonnabend Morgen nach dem Frühstücke, ein Buch unter dem Arme, den Sonnenschein auf. Warum ich das Buch nicht öffnete wird man sogleich erfahren.

Ich hatte kaum die Bank mit meinem Schnupftuche abgestäubt, mich bequem niedergesetzt, die Augen auf den kleinen Schuppen, das Höfchen und Gitterchen gerichtet, und begonnen, mich an dem Gedanken zu erquicken, wie gut Alles bei Onkel und Tante im Oelanstrich erhalten sei, als die Hofthüre aufging und Keeschen erschien. Da er durch den ganzen Garten mußte, um zu seinem Bestimmungsorte zu gelangen, und beinahe siebzig Jahre auf den Schultern trug, so hatte ich Zeit genug, zu bemerken, daß ihm etwas fehlte. Zuerst stolperte er fast über das hohe Steinpflaster, das er nicht erwartet zu haben schien, wiewohl er seit Jahren jeden Morgen halb zehn Uhr darüber hinschreiten mußte. Dann ließ er den Sonntagsrock meines Onkels, den er über dem Arme trug, auf dem Rande schleppen, und ließ, noch ehe er am Apfelbaume vorüber war, die Bürste zwei Mal fallen, die er in der Hand hielt. Als er näher kam, sah ich, daß seine Wangen unter dem nicht sehr gepflegten Backenbarte sehr welk und blaß waren. Sein ganzes Gesicht erschien verdüstert, seine Augen trübe, und als er zu mir kam, nahm er nicht mit dem gewöhnlichen: »Schönes Wetterchen, Herr Hillebrand,« sondern mit Stillschweigen seinen Hut ab und humpelte weiter, seinem Höfchen zu. Mit einem tiefen Seufzer zog er dann seinen Rock aus, so daß ich, als er in seiner engen schwarzen Aermelweste dastand, die ganze Magerkeit und Gebücktheit seiner Gestalt sehen konnte. Die rothe blecherne Schnupftabacksdose, die halb aus einer Westentasche hervorsah, blieb unangerührt und mit einem zweiten tiefen Seufzer hing er den Rock meines Onkels über den Kleiderstock. Immer tiefer seufzend griff er nach der Bürste, fuhr, ganz in Gedanken, gegen den Strich an und begann endlich den Rock zu bürsten, indem er mit den Schößen anfing.

»Wie steht's, Keeschen? Gehen die Geschäfte nicht gut?« rief ich ihm zu.

Keeschen bürstete immer fort, er war etwas taub.

Es ist ganz unmöglich, einen Satz, den man mit einem gewissen theilnehmenden Tone gesagt hat, mit denselben Worten zu wiederholen. Ich stand auf, trat einen Schritt näher und fragte etwas lauter:

»Was fehlt Euch, Keeschen?«

Keeschen erschrak, sah sich um, heftete seine starren Augen einen Augenblick auf mich, und erfaßte dann wieder den Aermel von meines Onkels Sonntagsrock, den er auf's Neue zu bürsten begann. Eine Thräne lief dabei über seine Wange.

»Pfui, Keeschen, das darf nicht sein, ich glaube gar, ich sehe Euch Wasser ziehen.«

Keeschen wischte seine Augen mit seinem Westenärmel ab und sagte: »'s ist en scharfer Wind, Herr Hillebrand.«

»Ei was, Keeschen,« erwiederte ich, »der Wind ist gar nicht scharf. Aber Euch fehlt etwas; habt Ihr vielleicht eine Zeitung verloren?«

Keeschen schüttelte den Kopf und fuhr hartnäckiger als je zu bürsten fort.

»Kees,« sagte ich, »Ihr seid zu alt, um Kummer zu haben. Läßt sich nicht etwas für Euch thun, mein Freund?«

Der alte Mann sah mich erstaunt an, als er das Wort »Freund« hörte. Ach! es war ihm vielleicht in seinem neunundsechzigsten Jahre noch ganz neu. Ein nervöses Lächeln, das etwas Trauriges hatte, zog über sein Gesicht; seine Augen erhellten sich, wurden dann wieder trübe und füllten sich mit Thränen. Sein ganzes Gesicht sagte: »Ich will Dir vertrauen,« und seine Lippen fragten:

»Hören Se, Herr Hillebrand: kennen Se klein Klaaschen?«

Obgleich nun ein besonders guter Freund von mir Nikolas getauft ist und Keeschen ihn auch wohl möglicherweise einmal gesehen haben konnte, so ließ sich doch schlechterdings nicht die Bezeich-

nung »klein Klaaschen« auf erwähnten Nikolas anwenden, da er ein sehr langer blonder Bursche ist. Auch würde ich nimmermehr von ihm glauben können, daß er, wie ausgelassen er auch zuweilen ist, die Ursache von Keeschen's Thränen sein könnte. Ich antwortete daher, daß ich »klein Klaaschen« nicht kennte.

»Hat ihn denn nicht Herr Peter Ihnen gezeigt? Die ganze Stadt kennt klein Klaaschen. Er kriegt Geld genug,« fuhr Keeschen fort.

»Aber was für ein Mann ist er denn?« frug ich.

»Er ist gar kein Mann,« sagte Keeschen, »'s ist en Zwerg, en Zwerg, so wahr ich hier vor Ihnen stehe. Sie können ihn sehen lassen. Aber 's ist en böser Geselle. Ich kenn' ihn gar gut.«

Ich wünschte herzlich, daß in Keeschen's Bericht etwas mehr Ordnung sein möchte.

»Er ist aus dem Armenhaus,« fing er wieder an, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte; »er läuft wie en Narr über die Straße, er gewinnt Geld mit seinem Buckel. Wenn 'ne Schule aus is, legen de Jungens Pfenn'ge zusammen und lassen klein Klaaschen tanzen. Dann springt er um 'nen Stock; grad wie so'n Affe, und dann macht er seinen Buckel nochmal so groß. Ich hab kein'n Buckel, Herr Hillebrand!« ließ er mit einem Seufzer folgen.

Ich verstand wohl, daß Keeschen weniger neidisch auf den Buckel, als auf die Pfennige war, die derselbe einbrachte.

»Ich wollt',« fuhr er mit traurigem Tone fort, indem er den Rock viel schärfer bürstete, als für Tuch von neun Gulden dienlich war: »ich wollt', daß ich 'nen Buckel hätte. Ich thät nichts thun und doch Geld kriegen, Se sollten über mich lachen . . . Aber ich thät nich trinken,« sagte er dann mit plötzlich verändertem Tone, und darauf den Satz umkehrend wiederholte er, noch einmal den Rock sehr bedächtig vom Kleiderstock nehmend und zusammenschlagend, »nein, trinken thäte ich nich.«

»Keeschen,« sagte ich, »als Ihr durch den Garten kamt, und ich Euch anredete, wart Ihr betrübt, nun scheint Ihr aber böse zu sein; ich sehe Euch lieber betrübt!«

In die alten Augen schossen wieder Thränen; er streckte seine dürren Hände nach mir aus, und ich erfaßte sie, als er sie beschämt über seine Zutraulichkeit zurückziehen wollte, und ließ sie erst wieder nach einem ermuthigenden Händedrucke fahren.

»Ach,« sagte er, — »ach, der Herr Hillebrand wissen das so nich; — aber ich bin — bin viel betrübter als böse. Aber klein Klaaschen hat mich mißhandelt. Klein Klaaschen is schlecht. De Menschen,« fuhr er fort, sich nach der Schuhwichse bückend, »de Menschen denken oft daß'r närrisch is, aber er is schlecht.«

»Hört, Keeschen!« sagte ich, ein Klappbrett auf einen eisernen Fuß aufschlagend; »kommt, setzt Euch einmal hier her, und erzählt mir ordentlich, was Euch klein Klaaschen gethan hat.«

»'S kann nichts helfen,« erwiederte Keeschen, »aber ich will's thun, wenn Sie's Niemand wieder sagen wollen. Kennt Herr Hillebrand das Haus?«

»Welches Haus?«

»Das Armenhaus.«

»Ich habe es im Vorbeigehen gesehen.«

»Gut. 'S is en häßlichs Haus, is es nich? en häßlichs Haus mit rothen Thüren und Fenstern; und inwendig Alles roth und Alles dunkel. Nu, Herr Hillebrand weiß wohl, daß wir da Alle gleich arm sein, — ich kann's nich anders sagen, grad genau so, denk ich, wie auf'm Kirchhof. Ich und Einer oder der Andere verdient was, abers 's hilft uns nichts. Wir bringens zum Vater, und der Vater gibt uns alle Wochen Taschengeld. Das is gut, das is sehr gut. Wenn ich alt werde, verdien' ich kein' kupfernen Heller mehr, krieg aber doch mein Taschengeld. Hier,« sagte er, ein bunt kattunenes Taschentuch hervorziehend, »dies,« und auf seine Tabacksdose klopfend, »und diese hab' ich von meinem Taschengelde gekauft.«

Es war rührend, einen Mann von neunundsechzig Jahren sagen zu hören: »wenn ich alt werde.«

»Klaas,« fuhr er fort, — »kriegt, wie Herr Hillebrand wohl begreift, auch sein Taschengeld, aber was thut Klaas? Klaas thut

nichts. Nur hier und da jät't er für Jemand das Gras in der Straße. Klaas stellt sich närrisch. Klaas tanzt mit seinem Buckel, und wenn er Geld kriegt von den Leuten und den Kindern, geht'r vor's Thor. Kennt Herr Hillebrand 's fette Topftuch?«

»Nein, Keeschen.«

»'S is 'ne Herberge in der Hasenallee. Da trinkt Klaas 'nen Schnaps und wohl zwei und wohl drei.«

»Und wenn er dann nach Hause kommt?«

»Oh, er kann sich verstellen. Zuweilen merkt's d'r Vater. Dann kriegt'r 'nen Block an's Bein, denn er is zu alt, um auf'n Bock gelegt zu werden, und man kann'n auch nicht auf sein'n Buckel schlagen; aber was ist's weiter, mit 'nem Block laufen? Da sagt man den Kindern: Pst Jungens! Klaas is unartig g'wesen; Klaas hat'n Tröpfchen g'trunken, und d'r Vater hat Klaaschen alle sein Geld abg'nommen. Herr Hillebrand begreift wohl, daß man dann noch mehr kriegt.«

Ich begriff es vollkommen.

»Aber das sein seine Sachen,« fuhr Keeschen fort, einen Schuh meines Oheims, den er putzen wollte, aufnehmend und gleich wieder hinstellend: »aber warum muß'r mich unglücklich machen? Wissen Se was es is? Ich will's Ihnen erzählen. Ich hatt' Geld, — ich hatt' viel Geld, — ich hatt' zwölf Gulden!«

»Und wie kamt Ihr dazu, Keeschen?«

»Mit Gott und mit Ehren. Ich hatt's gespart, als ich in de Aptheke war. Wenn ich manchmal en Tränkchen vor de Stadt bracht, oder in 'en Garten oder 'en Landhaus, da sagt d'r Herr oder de Madam: »Gebt dem Laufburschen 'en Groschen, 's is schlecht Wetter.« So hatt' ich zwölf Gulden zusammen. Ich durft's im Armenhaus nich haben. Aber ich hob se auf meinem Herzen auf.«

»Und wozu bewahrtet Ihr sie? hattet Ihr das Geld nöthig, oder thatet Ihr es nur um des Vergnügens willen, es zu haben?«

»Ach, Herr Hillebrand,« antwortete der Armenhäusling, den

Kopf schüttelnd, »wenn ich's so sagen darf, 's wissen's de reichen Leute so nich, und de Directers wissen's auch nich, denn se haben keine Sorge drum. 'S geht Alles gut bei solchen Menschen, beim Leben und Sterben. Hören Se, wir haben's gut im Hause, de Directers sein gut; auf Fastnacht krieg'n wir Einback mit Butter, in drei Wochen, wenn g'schlacht wird, kriegt das Haus 'nen Ochsen, ich weiß nich von welchem großen Herrn, der lang todt is. Dann essen wir Alle Hackebraten, und de Herren haben alle en Fest und essen Ochsenzunge. Wir haben's da ganz gut; aber en Mensch denkt doch immer an sein' Tod.«

»Ich denke doch, daß Ihr es nach Eurem Tode auch ganz gut haben werdet, Keeschen,« sagte ich.

»Ich hoff's, Herr; im Himmel is Alls gut; aber das mein ich nich. Ich wollt meine Leiche verbessern, wissen Se.«

»Was meint Ihr damit, Keeschen?«

»Hören Se, wenn wir todt sein, legen se uns auf Stroh, und wir kriegen de Sachen vom Hause grad' so, als wenn wir leben und dann kommen wir auf'n Kirchhof in de Grube; und das wollt ich nich. Ich wollt, wenn ich todt bin, keine Armenhaussachen anhaben.« . . .

Er schwieg einen Augenblick und die Thränen kamen wieder.

»Ich wollt' in meinem Sarg liegen, ich weiß nich, — ich wollt' nur sagen, so wie ich mein' Vater drin hab' liegen sehen, in eignen Sachen; ich hab' nie en eigen Hemd g'habt, en eignes Todtenhemd wollt' ich haben.«

Ich war gerührt. Man spreche mir nicht von Vorurtheilen. Die Reichen dieser Erde haben ihrer Tausende, dieser arme Mann konnte Alles ertragen; magere Kost, hartes Bett, und im Vergleiche mit seinen Jahren harte Arbeit. Er hatte kein eigenes Haus, er sollte kein eigenes Grab haben; er verlangte nur die Gewißheit, daß sein allerletztes Gewand sein eigenes sei!

»Der Herr begreift wohl,« fuhr er etwas heiser fort, »daß die zwölf Gulden dazu bestimmt waren. 'S war viel zu viel; aber ich

wollt' noch mehr, ich wollt' anständig begraben werden. Ich hab' keinen Verstand von de Sache, aber ich hab' g'rechnet vier Gulden vor's Linnen und dann zwei Gulden vor de Menschen, die mich einsargen sollten, und 'nen Stüber vor's Tragen vor zwölf Träger. Wär' das nich schön g'wesen? Der Apthekersgehilfe hat's so aufgeschrieben; 's Geld war in en Papierchen und alles in en ledern Säckchen; das hab' ich dreißig Jahre auf'm Herzen getragen . . . und nu is es weg.« . . .

»Hat es Klaas gestohlen?« fragte ich.

»Nein,« sagte er aus dem traurigen Nachdenken erwachend, in das ihn seine eigenen letzten Worte versetzt hatten; »aber er is dahinter gekommen, daß ich's hatt'. Sein Bett steht neben meinem Bette. Ob er's g'sehn hat, als ich mich auszog od'r als ich mich anzog, od'r als ich krank war, od'r ob ich laut davon g'träumt hab', denn ich denk' immer dran, weiß ich nich. Aber letzten Dienstag hat's den ganzen Vormittag g'regnet; Klaas hat kein Geld gekriegt. 'S war zu schlecht Wetter. De Jungens hielten sich nich mit'm auf. Sein Taschengeld war weg, und 'r hat ne rasende Lust, in's fette Topftuch zu gehn. »Kees,« sagt er nach'm Essen, »borg mir sechs Pfennige.« »Klaas,« sagt' ich, »das thu ich nich, denn Du thust se nur versaufen.« »Kees,« sagt'r wieder, »ich muß se haben,« sagt'r; ich sage: »Nein Du kriegst se nich, hörst De.« »Weißt De was,« sagt'r, »Kees,« sagt'r, »wenn De se mir nich gibst, werd' ich dem Vater sagen, was De unter'm Hemde trägst, hörste?« Ich wurde wie'n Tuch und gab ihm de sechs Pfennige. Aber ich sagt' dabei, »Klaas, De bist'n Schurke,« sagt' ich. Ob'r nu darüber falsch g'worden is, kann ich nich sagen, aber gestern muß'r betrunken g'wesen sein, denn als ihm d'r Block ang'macht wurde, hat'r wie en Narr geschrien und gesungen: »Kees hat Geld, Kees hat Geld! unter seinem Hemdchen hat'r Geld!« De Brüder haben's mir erzählt, als ich in's Haus kam. Ich war wie'n Todter. Wir gingen in den Schlafsaal und zogen uns aus. Klaas lag schon und schnarchte wie'n Ochse. Als se Alle schlief'n, that ich meine

Hand unter mein Hemd, um's Säckchen wegzunehmen und wenn's ginge, in's Stroh von meinem Pfühl zu versteck'n. Aber eh ich's noch los hat, ging de Thür auf und d'r Vater kam in den Saal mit 'ner Laterne. Ich fiel auf mein Kissen hinten über, mit dem Geld in d'r Hand und starrte wie'n Verrückter nach d'r Laterne. Jeden Schritt, den d'r Vater machte, fühlt' ich auf'm Herzen. »Kees,« sagt'r, sich über mich bückend: »Du hast Geld, Du weißt, daß Du hier in's Haus kein Geld verstecken darfst;« und zugleich zog er's mir aus d'r Hand. — »'S is vor en Todtenhemd,« stotterte ich und fiel in de Bettlade auf de Kniee. — aber's half nich. »Wir werden Dir's aufheben,« sagt' d'r Vater und macht's Säckchen auf; und zählt's Geld ruhig durch. Meine eignen Augen hatten's nich g'sehn, seitdem ich's eing'näht hat'; 's war dreißig Jahre her; 's war mein eigens, lieb's Begräbnißgeldchen. »Ich schwör's, daß ich damit nichts thun werd', als mich ehrlich begrab'n lassen,« heult' ich. »Davor werden wir schon sorgen,« sagt d'r Vater und fort ging'r mit Geld und Laterne. »Klaas,« schrie ich'm nach, »hat's erzählt, wie'r . . .« aber was thät's mir helfen, und hätt' ich auch g'sagt, weil'r en Lump is? und was thäts mir helfen, wenn ich'm erzählt hätt', daß Klaas alle Tage in's fette Topftuch ginge? ich hätt's Geld dadurch doch nich wieder gekriegt. Ich hab' de ganze Nacht kein Auge nich zugemacht. — Das will was sagen!« . . .

»Sollte man nicht bei den Directoren etwas für Euch thun können, Keeschen?« fragte ich ihn tröstend.

»Nein, Herr Hillebrand, nein,« schluchzte er, seine Brust mit der Hand reibend, als suche er noch das Geld. »'S Geld mußte fort, das is en Gesetz, so alt wie's Haus, und's Haus is so alt — so alt wie de Welt.«

»Das ist doch etwas viel gesagt, Keeschen,« sagte ich, »und wenn« . . .

Er ließ mich nicht ausreden.

»Viel gesagt? 'sis gar nich viel gesagt; sein denn nich immer arme Leute, wie ich, gewesen, die in's Armenhaus kamen und dort

Essen und Trinken kriegen thaten, und Bett und Lager und begraben wurden? — aber ich wollt' von mein eigen Geld begraben sein — und ich wollt' gewiß sein, daß ich von mein eigen Geld begraben würd'; und das war mein größter Trost und darum that ich's grad' auf meinem Herzen tragen. — Oh, wenn Klaas wüßt', daß'r mich umbringt!«

»Hört mich, Keeschen,« sagte ich. »Ihr sollt und müßt das Geld wieder haben, ich verspreche es Euch; ich will darüber mit meinem Onkel sprechen; er kennt gewiß die Directoren und wir wollen doch sehen, ob sie nicht einmal das Gesetz für einen alten braven, gehorsamen Mann, wie Ihr, übertreten werden. Verlaßt Euch darauf, Kees, Ihr sollt das Geld wieder haben.«

»Soll ich?« fragte der arme Mann, durch meinen bestimmten Ton beruhigt. »Soll ich wirklich?«

Und seine Augen mit heiterer Miene abwischend, gab er mir die Hand, — und fragte, in dem Bedürfnisse mir auch etwas Angenehmes zu sagen: »Putz' ich de Stiefeln vor Herr Hillebrand sauber genug?«

»Ganz herrlich,« erwiederte ich.

»Und is d'r Rock gut genug gebürstet?« frug er weiter, »Herr Hillebrand muß's nur sagen, wenn was dran fehlt.«

Das versprach ich ihm und ging in das Haus. Aber er kam mir noch einmal nach, den linken Arm in einem Stiefel Peter's und in der rechten Hand die Schuhbürste. »Verzeih'n Se, Herr Hillebrand, daß ich so frei sein thue, aber darf ich Se um noch was bitten?«

»Ja wohl, Keeschen.«

»Wenn Herr Hillebrand zu de Directers geht, muß Herr Hillebrand so thun, als ob Se von nichts wissen thäten.«

»Das verspreche ich, Keeschen!«

Ich ging zu meinem Onkel und wußte es dahin zu bringen, daß er zu den Directoren ging. Der Präsident ließ den Vater zu sich kommen und dann zu den anderen Directoren herumgehen, um

sie zu einer Extraversammlung einzuladen. Bei dieser Versammlung mußte Kees erst hereinkommen und dann draußen stehen; darauf mußte der Vater hereinkommen und dann auch draußen stehen. Darauf wurde eine Stunde lang deliberirt, die vorzüglich damit ausgefüllt wurde, daß der Präsident fortwährend sagte, er überlasse die Sache den Herren, und die Herren beständig erwiederten: sie überließen sie dem Präsidenten.

Da es nun aber nicht dabei bleiben konnte, so sprach endlich der Präsident die Meinung aus: daß es wohl eines Theils thunlich sei, Keeschen sein Geld wiederzugeben, da er ein Mann von ausgezeichnetem Betragen sei und gewiß sein Geld bis zu seinem Ende so gut aufheben würde, wie es nur der eifrige Schatzmeister selbst thun könnte (worauf sich »der eifrige Schatzmeister« verbeugte). Daß aber anderer Seits der eifrige Schatzmeister es wieder ebenso gut wie Keeschen bewahren würde, und daß es demnach durchaus nicht nöthig sei, Keeschen in seinem Vorurtheile zu befestigen, als könne er sein Geld besser aufbewahren und zu seinem Zwecke anwenden, als der eifrige Schatzmeister; und daß dies seine Meinung sei.

Der Secretär meinte indeß mit einigem Rechte, dies löse den Knoten nicht und stellte demnach unmaßgeblich vor, sich für die eine der beiden Maßregeln zu entscheiden. Was zur Folge hatte, daß der eifrige Schatzmeister selbst den Edelmuth besaß, dem Verwahrungsrechte der in Frage stehenden Pfennige zu entsagen, worauf dann mit Stimmeneinheit beschlossen wurde: Keeschen sollten seine zwölf Gulden, gehörig in dem Ledersäckchen eingenäht, zurückgegeben werden.

Keeschen hat noch zwei Jahre lang sein Geld »grad' auf'm Herzen« getragen. Und als ich vergangenes Jahr den D'schen Kirchhof sah, war es mir ein süßes Gefühl, denken zu können: dort in dem allgemeinen Grabe der Armen schlummert ein Mann, der ehrerbietig von zwölf Brüdern seiner Wahl dahin getragen wurde, nachdem er, und das etwas durch mein Dazuthun, in der Beruhi-

gung entschlafen war, daß man ihn in sein eigenes Todtenhemd hüllen werde.

Hat er vielleicht noch in seinen letzten Augenblicken an Hildebrand gedacht?

IV.

Am Sonntag Abend war die Gartenstube in ihrer strahlendsten Pracht.

Man stelle sich ein geräumiges viereckiges Zimmer vor, mit einem viereckigen Tische in der Mitte, von dem die grüne viereckige Decke abgenommen und durch ein silbernes viereckiges Kaffeebrett ersetzt ist, auf dem ein gediegenes, altmodisches Porcellanservice prangt. Um den Tisch geordnet stehen fünf Stühle mit hohen Rücken und Sitzen von grün geblümtem Plüsch, von einer Güte wie er jetzt gar nicht mehr gemacht wird. Blickt man unter den Tisch, so sieht man zwanzig feurige Augen von den vier Fußbänkchen mit Feuer;*) das fünfte funkelt nicht, weil es eine steinerne Platte hat; daran, wie an der Stellung des Theegeschirres und dem lackirten Wasserkessel, der neben dem Stuhle steht, erkenne ich den Platz meiner Tante. Mitten auf dem Tische steht ein kostbares Kunstwerk, es ist eine erstaunlich große Lampe von Bronce, die ein Elephant trägt, in dessen Fußgestelle eine Spieluhr verborgen ist. Bei dieser besonderen Gelegenheit brennt schon vor dem ersten November ein zierlich aufgebautes Torffeuer in dem hell polirten Kamine, das nur als Vorwand angemacht wurde, um die Stühle der Herren darumstellen zu können. Den schmalen marmornen Kaminsims ziert eine Stutzuhr, die einen Negersclaven vorstellt, mit goldner Schürze, weißen Augen und runden Nasenlöchern, der auf unge-

*) In Holland sind bekanntlich die Feuerfußbänkchen (stoof genannt) in allgemeinem Gebrauch, es sind meist viereckige Holzkästchen, oben mit fünf Löchern, in die man ein irdenes Gefäß mit glühendem Torf stellt.

zwungene Weise ein Zifferblatt unter dem Arme trägt. An jeder Seite steht eine kleine Vase mit bunten Blümchen unter Glasglöckchen, so klein und niedlich, daß man sie für die kaum gebornen Kinderchen der großen Glasglocke mit ausgestopften Vögeln halten könnte, die, dem Kamine gegenüber, auf einem braunen Tischchen mit einer Schublade prangt.

Was aber dem festlichen Saale nicht bloß jetzt, sondern zu jeder Zeit den größten Glanz verleiht, ist ohne allen Zweifel die prächtige Tapete über dem hohen grauen Lambris mit vergoldeten Leisten. Da sah man in herrlichen Landschaften Spaziergänger mit ungeheuren Stöcken und dreieckigen . . . Doch, was war ich im Begriff zu sagen? Ja, sie hatten einst dreieckige Hüte gehabt, aber diese Zeit ist längst vorüber, denn als vor einigen Jahren die Stube aufgefrischt wurde, glaubte Herr Petrus Stastokius senior den Beweis liefern zu müssen, daß, wie altmodisch er auch in vieler Hinsicht selbst erscheine, er dennoch mit seiner Zeit fortschreite; demzufolge hatte er alle Trachten modernisiren lassen. Nach dem neuesten vom Hutmacher geholten Modelle hatte ein geistreicher Maler auf seinen Befehl alle Hüte verändert, allen Spaziergängern braune, gelbe oder gestreifte Pantalons mit Stegen gemacht, alle Perrücken verbannt. Die Damen, die bisher den deutlichsten Beweis geliefert hatten, daß sich unsere Großmütter auf ihren Spaziergängen viel entblößter trugen, als unsere Schwestern es auf Bällen thun, hatten hohe Kleider mit Tüchern, weiten Aermeln mit langen Taillen bekommen; und selbst das Haar der halbnackten Kinder war im Namen der Bildung verschnitten worden. Freilich ist nicht zu leugnen, daß in mancher Hinsicht diese Modernisirung noch viel zu wünschen übrig ließ, besonders in Bezug auf die Spazierstöcke, die Sonnen- und Regenschirme, die alle ihre frühere Form behalten hatten; dafür aber waren alle Fächer in Blumensträuße verwandelt, und somit bestand von dieser Seite durchaus kein Anachronismus mehr.

Als Onkel und Tante die Sache solcher Gestalt mit Weisheit hatten in Ordnung bringen lassen, glaubten sie sich ihrer Pflicht

entledigt und dem Moloch des 19. Jahrhunderts ein so großes Opfer gebracht zu haben, daß sie für ihre Personen berechtigt wären, das Jahrhundert auf alle Art zu höhnen und zu verleugnen. Denn um die Wahrheit zu gestehen, waren jetzt die Herren und Damen der Tapete dem Herrn und der Dame Stastock um ein gutes Stück voraus, obgleich Letztere an diesem gedenkwürdigen Abende auf's Schönste gekleidet erscheinen, erstens weil Sonntag ist und zweitens weil Gesellschaft erwartet wird.

Wir lassen die Tante sich setzen um Thee zu machen, etwas ermüdet von all den Anordnungen, und richten unterdessen unsere Augen auf Peter junior, der eben hereintritt. Auch er hat sein bestes Zeug an. Ich muß gestehen, daß er durchweg nach der Mode gekleidet ist; schwarze Beinkleider mit Stegen, eine schwarze Atlasweste, ein blauer Frack mit glänzenden Knöpfen, — und dennoch sieht er höchst altmodisch darin aus. Das Beinkleid ist so kurz und die Stege so lang, die Weste ist so tief ausgeschnitten und so weit um den Leib, und der Kragen des Fracks ist so schmal und der Rücken so breit; und warum besteht er nur darauf, sich durch eine braunseidene Halsbinde auszeichnen zu wollen, anstatt, wie alle anderen anständigen Menschen, eine schwarze umzubinden?

Onkel sieht ein paar Mal nach der Uhr und beklagt sich über die Freunde, die nicht wie er Leute nach der Uhr wären.

Es dauerte indessen nicht mehr lange, bis ein bescheidenes Klingeln die Ankunft des ersten Gastes verkündete. Wir wollen ihn, wie alle Anderen, erst Mäntel und Paletots ablegen und Keeschens Händen übergeben lassen, der besondere Erlaubniß hat, diesen Abend spät nach Hause kommen zu dürfen; dann mögen sie über die Mühe u. s. w. Complimente machen und sich ein Stündchen unterhalten über das Wetter, die Kälte in der Kirche, die Vorzüge eines Kamins vor einem geschlossenen Ofen, den Stand der Papiere, die Handarbeiten der Damen, die letzte Häuserversteigerung und den Plan des Stadtrathes, eine Brücke über ein Wasser zu bauen, das schon vor zehn Jahren einer Brücke benöthigt gewesen.

Nachdem die Gesellschaft versammelt ist und die Herren sich gruppirt haben, stehe ich, in der Erwartung, mit den Damen nähere Bekanntschaft zu machen, wie auf Kohlen.

»Die Herren werden wohl lieber bei dem Weinstocke bleiben,« sagt meine behäbige Tante, sich freundlich umblickend und einen weiten weißen Kessel aufhebend: »Peter, trinkst Du vielleicht ein Täßchen Thee?«

»Das kann ich auch wohl thun, liebes Tantchen,« sagte ich, zu ihr tretend, um ihr den großen Kessel erst etwas leichter zu machen, mit dem sie unmöglich einschenken konnte. Und wißt Ihr, wem ich eingoß?

Einer gar stattlichen Dame, die gleich meiner Tante strickte, aber dennoch viel moderner als diese gekleidet war, der gesetzlichen, viel jüngeren Ehegattin eines der anwesenden Herren, der Naslaan hieß; sodann einer Schwester dieses Gatten, von ungefähr vierzig Jahren, die bei ihr lebte, Mietchen hieß und das Vorrecht genoß, die Wäsche der Schwester besorgen, deren Strümpfe stopfen, deren Hüte aufputzen und deren Kleider abtragen zu dürfen. Ferner ihrem Töchterchen Linchen, einem Mädchen von (wie ich glaube) siebzehn Jahren, das mit seinem braunen gescheitelten Haare und rosenrothen Kleidchen ganz allerliebst aussah. Und endlich noch außer Tante und mir selbst, der sehr modernen Gattin eines Mäklers, welche eine Haube mit feuerrothen Bändern und eine ungeheure Schnalle an ihrem Gürtel trug.

Ich hatte von dieser letzteren wie von Jemand sprechen hören, der sehr schön Gedichte hersage, was ich wohl glauben konnte, da sie stark declamirte und sehr rollende braune Augen besaß.

Die liebe Siebzehnjährige, die sehr wenig sprach, ausgenommen, redeten die drei Damen fast alle zu gleicher Zeit und die Herren am Kamine sangen die zweite Partie dazu. Wie zum Beispiel:

»Hören Sie einmal, meine liebe Frau Stastock,« sagte Frau Naslaan, ihr Strickzeug niederlegend und ihren Zeigefinger auf meiner Tante Arm drückend: »hören Sie einmal, liebe Frau Stastock, Sie brauchen mir nichts davon zu sagen, ich weiß (hier kniff sie ihre Augen

auf interessante Art zu), ich weiß das Alles ganz gut, ich kenne diese Menschen durch und durch und sobald ich hörte, daß Käthchen das im Kopfe habe, wußte ich auch, wie die Gabel im Hefte stak.«

Hierauf nahm sie ihr Strickzeug wieder zur Hand und zählte die Maschen nach, die sie eben gestrickt hatte.

»Ja, aber Linchen,« schwatzte Frau Dorrbein mit der schönen Haube über Mietchen Naslaan wegsprechend und ihr so mit ihren rothen Bändern vor den Augen funkelnd, daß die gute Seele am andern Morgen erklärte: sie hätten ihr davon weh gethan; »Du kannst gar nicht begreifen, wie viel Dorrbein zu thun hat; das geht vom Morgen bis zum Abend. Da war noch heute Morgen Herr von der Helm (man muß wissen, daß dies der vornehmste Mann der Stadt war, dessen Geschäfte Dorrbein besorgte); da war noch diesen Morgen vor dem Frühstück Herr von der Helm bei uns. Er ging auf die Jagd und wollte vorher Dorrbein sprechen. Nun ist es bei uns glücklicher Weise sehr accurat, so daß nichts darauf ankam, ob Dorrbein schon angekleidet war oder nicht; aber so geht es Tag für Tag. Ich habe freilich auch vielerlei Arbeit mit den Kindern, aber ich sage zu Dorrbein: Weißt Du was, ich werde es schon einrichten. Damit ist er immer zufrieden und findet Alles gut, wie ich es mache.« . . .

»Fräulein Mietchen, noch ein Stückchen Kuchen?« frug meine Tante, — »Du auch nicht Linchen? Ei, Kind! wie lange ist's doch her, daß ich Dich nicht hier sah. Ich erinnere mich noch, wie Du mit Peter spieltest. Ja, ja, kleine Leute werden groß, Linchen!«

»Das sage ich so oft,« fiel Frau Naslaan ein. »Wo bleibt die Zeit? das wiederhole ich so oft, je älter man wird, je mehr fliegt die Zeit. Aber die jungen Jahre, Kind, sage ich alle Tage zu Linchen, lerne das von mir, die kommen nie wieder.«

Das Gespräch der Herren war unterdessen ebenfalls lebhaft geworden. Herr Dorrbein machte zuletzt eine komische Bemerkung, worüber alle Herren lachten. Seine Frau erhob ihr feuerflammerdes Haupt und sagte mit einnehmender Stimme:

»Lieber Dorrbein, gieb doch auch den Damen etwas zum Besten.« Alle sahen ihn schweigend an.

»Bester Schatz,« entgegnete Dorrbein mit lieblichem Lächeln, als es ganz stille geworden war — »sie haben ja schon das Beste von mir.«

»Wie so?« frug seine Frau.

»Nun, haben sie Dich denn nicht, meine Liebe, und bist Du nicht die beste Hälfte von mir?« antwortete er ganz trocken komisch.

Alle lachten und nur das liebe siebzehnjährige Linchen etwas gezwungen, darum fand Frau Dorrbein es passend, ihr lachend zu bemerken: »Ach Linchen, so ist er immer, heirathe nie, Kind, denn die Männer lassen ihre Frauen beständig anlaufen.«

Peter hatte sich unterdessen hinter Linchen's Stuhl gestellt; bei diesen Worten wurde er blaß. Er fühlte, daß er niemals Jemand werde anlaufen lassen können, viel weniger eine Frau, am allerwenigsten die Seinige.

Da nun einmal die Schranke gefallen war, die Männer und Frauen bei dergleichen Zusammenkünften scheidet, und nun so zu sagen eine Art Verbrüderung beider Geschlechter stattgefunden hatte, Frau Dorrbein aber auf ungesuchte Weise ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden war, so fand es mein Onkel an der Zeit, mit einer Bitte hervorzurücken, die er schon lange auf dem Herzen hatte.

»Nun, verehrte Frau, Sie werden uns und den Freunden doch wohl ein Vergnügen machen wollen?«

»Gewiß, Herr Staſtock,« und sich schnell mit der Bescheidenheit, die großen Genies eigen ist, an Frau Naaslan wendend, sagte sie: »Was der Kragen für ein hübsches Muster hat, den Sie da um haben.«

»Ja, ich sage immer: theuer gekauft, gut gekauft. Denn ich finde, die beste Waare hält am längsten. Ich sah ihn bei Drommelen im Laden liegen und sagte zu meinen Kindern: wenn mein Geburtstag wieder kommt« . . .

»Höre,« sagte mein Onkel Staſtock zu Dorrbein, »Du mußt machen, daß Deine Frau etwas declamirt, hörſt Du wohl?«

»Herr meine Zeit, ja, Sie müſſen ganz gewiß nachher etwas declamiren,« sagte meine Tante zu Frau Dorrbein mit einiger Unruhe und auf das Wort »nachher« ſo viel Nachdruck legend, wie ſie nur in aller Beſcheidenheit konnte.

»Ach bitte,« ſagte Linchen mit einem allerliebſten Ausdruck ihrer Augen.

»Ei ja,« ſagte Mietchen mit den Kalbsaugen.

»Wir dürfen Frau Dorrbein nicht drängen,« meinte meine Tante.

»Nein,« ſagte Frau Dorrbein etwas bleich werdend: »wenn es denn doch ſein muß, ſo iſt es am beſten jetzt gleich. Was wollen Sie hören?« und ihre Schere aufnehmend, um ſie bei jeder neuen Strophe aufzumachen und beim Einfallen des Rhythmus zuzudrücken, begann ſie mit einer durch Befangenheit etwas heiſeren Stimme, die immer ſchärfer wurde, ein oft gehörtes Gedicht herzuſagen.

Als ſie einen Theil deſſelben geſagt hatte, hielt ſie ihr Schnupftuch vor den Mund und hatte einen heftigen Huſtenanfall. Sie begann auf's Neue genau in demſelben Tone, brachte es aber wieder nicht weiter als vorher, ſo daß Frau Naſlaan gleich dahinter kam, ihre Ahnung, daß es mit dieſem Huſten eine eigene Bewandtniß habe, ſei ganz richtig geweſen.

Frau Dorrbein wurde ſo roth wie ihre Bänder, ſtarrte in die Lampe und begann dann noch einmal, als wollte ſie dadurch wieder in Gang kommen, mit der letzten Zeile:

Es brach des Eiſes Feſſeldecke —

Neue Stille.

»Die Feſſeldecke feſſelt Deine Zunge, meine Liebe,« bemerkte Herr Dorrbein trocken komiſch.

»O! pfui, nun hatte ich es eben und Du bringſt mich wieder davon ab.«

Sie begann wieder und diesmal kam sie glücklich über die Fesseldecke hinaus und fuhr fort, das an sich sehr hübsche Gedicht durch die Art ihres Vortrags zu verderben. Bei dem dritten Verse begann sie mit den Augen zu rollen, und bei dem vierten rollten sie so sehr, daß ich fürchtete, sie würden über die Wangen herabrollen. So war sie rollend und grollend, singend und schrillend an den letzten Vers gekommen.

»Ach, du lieber Augustin, Augustin, Augustin!« erscholl es da plötzlich über den Tisch.

Es war das Spielwerk in der Lampe, welches meine Tante aufgewunden hatte, als sie anscheinend Theelöffel in dem Löffelkästchen gesucht hatte, das vor dem Elephanten stand. Jetzt begriff ich, warum ihr vorhin so viel daran gelegen war, daß Frau Dorrbein ihre Declamation aufschieben möchte.

Frau Dorrbein's Augen, die grade im Begriff waren, heftig fortzurollen, rollten mit der Geschwindigkeit einer Dampfmaschine zurück.

»Was ist das?« rief sie aus.

»Ach!« flehte meine Tante, »nehmen Sie es nur nicht übel, ich hatte es aufgezogen. Es ist das Spielwerk in der Lampe. Sonst ist es so artig, wenn es, eine Weile nachdem es aufgezogen ist, ganz unerwartet zu spielen anfängt. Ich wollte die Freunde damit überraschen und hoffte, Sie würden etwas später anfangen zu declamiren und nun kommt es grade so ungeschickt dazwischen.«

Meine Tante hätte am liebsten in diesem Augenblicke großer Verlegenheit dem Bronceelephanten den Kopf eingedrückt, aber es war nichts zu thun und er fuhr im blinden Eifer mit seinem »Ach du lieber Augustin« ungestört fort.

Es war ein beleidigendes Getön für Frau Dorrbein; innerlich bebte sie vor Zorn, hielt sich aber dennoch gut und sagte, nachdem sie ein Täßchen Thee ausgetrunken hatte:

»Oh, das Gedicht war so gut als beendet, die Freunde verlieren nicht viel dabei. Nun wird uns Linchen wohl auch etwas zum Besten geben.«

Linchen erröthete und sagte, ihre Augen auf ihre Mutter richtend:

»Ich kann nichts, nicht wahr, Mutter?«

»Still,« fiel Dorrbein ein, »die Melodie verändert sich:«

„Où peut on être mieux?"

Und wahrlich, da der Elephant drei Melodien inne hatte, so konnte kein Anderer früher Gehör erlangen, bis das größeste der vierfüßigen Thiere alle seine Künste gezeigt und mit einem kräftigen Geklingel geschlossen hatte.

Mama Naslaan schien einer entgegengesetzten Meinung zu sein, als ihr liebliches Kind eben mit den süßesten Lippen bekannt hatte. Sie glaubte vielmehr, ihr Linchen könne nicht nur etwas, sondern sogar recht viel und nickte ihr demnach zu, auch etwas vorzutragen; worauf Frau Dorrbein sagte:

»Wohlan, Linchen, laß Dich auch einmal hören, ich habe meine Pflicht gethan!«

Tante rief: »Ach ja, sei doch so gut!«

Und Mietchen, die nichts bedeutete, sagte wieder: »He ja,« und der alte Stastock sagte: »Fang an,« und der junge Stastock erkühnte sich, hoch erröthend zu sagen: »Ach, wenn es Ihnen gefällig wäre!«

Aber das liebe Kind erröthete so stark und war so voll Angst und entschuldigte sich so bittend, daß Tante Mitleid bekam und sagte:

»Linchen ist vielleicht vor dem fremden Herrn bange; ich glaube, wir thun ihr einen Gefallen, wenn wir es ihr diesmal zu Gute halten.«

»Dann sollte uns aber auch der fremde Herr dafür schadlos halten,« bemerkte Frau Dorrbein in freundlichem Tone, ihre Augen fest auf den Rüssel des Elephanten geheftet. »Herr Hildebrand wird ja wohl eine Kleinigkeit auswendig wissen.«

»Ja, das ist gut,« riefen Alle und mein Onkel wendete sich um, nach seiner Uhr zu sehen; denn er wollte für sein Leben gern, daß es sich nicht bis in die Nacht hineinzöge.

Die Herren setzten sich; Herr Naslaan mit einem Seufzer, Dorrbein mit dem Auge eines Kenners, Peter mit dem eines Verächters, mein Onkel mit dem eines Mannes, der eben nach seiner Uhr gesehen und 9½ Uhr darauf bemerkt hat. Ich setzte mich so, daß ich das liebe Gesichtchen Linchens grade vor Augen hatte; denn man will doch auch etwas für seine Mühe haben.

Eben hatte ich begonnen, als die Thür langsam aufging, und hereinkam — die fünfzigjährige Dienstmagd in ihrer reinlichen Kleidung, belastet und beladen mit den »belegten Butterbröten,« einem wahren Schatze von Brötchen mit Käse und Rauchfleisch und einer wahren Unzahl von Stern-, Kranz-, Kleeblattkringel und fischförmigem Gebäck. Frau Dorrbein konnte ein Lächeln der Befriedigung nicht unterdrücken.

Es ward herumpräsentirt und ich rächte mich wegen dieser Unterbrechung an einem »belegten Brötchen.« Als es aber verzehrt war, fing ich muthig wieder an, obschon die Wirkung der ersten Strophe verdorben war.

Nachdem ich das Gedicht gesprochen hatte — es war die Uebersetzung einer bekannten Romanze von Victor Hugo — sahen die Zuhörer gerührt auf mich. »Ach, Herr meine Zeit, Neffe!« rief meine Tante, »das war schön.«

»He, ja;« sagte Mietchen mit den Kalbsaugen, die dieses Mal vielen voraus war.

»Ja wohl,« stimmte Frau Dorrbein bei; »das Gedicht war allerliebst,« sie legte Nachdruck auf die Worte: Das Gedicht war allerliebst! als wollte sie damit sagen: Was den Vortrag betrifft, nun der hätte wohl besser sein können.

Linchens glänzende Aeuglein und bleichere Wangen sagten genugsam, daß sie die Schönheit der Poesie verstanden und gefühlt hatte.

Das Gespräch wurde bald wieder allgemein und lebendig. Ich beschäftigte mich viel mit der Siebzehnjährigen und Peter wich nicht von ihrem Stuhle. Ich versuchte immer wieder, ihn zum Declamiren zu bewegen oder zum Singen, oder sonst etwas zu thun, aber er

sagte stets mit einem verdrießlichen Gesichte: »Ach was!« oder: »Ich kann wahrhaftig nichts.« Ich wollte nicht zu sehr in ihn dringen, weil Onkel noch einmal nach seiner Uhr sah. So wurde denn nichts daraus; und ich muß auch bekennen, daß die Familie Stastock vermittelst des musikalischen Elephanten zu viel zum Vergnügen dieses Abends beigetragen hatte, als daß man noch mehr von ihr hätte verlangen können.

Der Abend lief nun fröhlich und gesellig zu Ende, und nachdem alle Damen und beide Herren dem Herrn und der Frau Stastock für den freundlichen Empfang und Peter für seine angenehme Gesellschaft gedankt und Herr und Frau Stastock darauf feierlich versprochen hatten: »bald zu kommen« und beide Herren ihre Hüte gegenseitig aufhatten und Tante allen Damen mit eigenen Händen ihre Mäntel umgegeben hatte, wobei denn nach der Wahl die Kragen oben herüber gethan, oder »wenn's gefällig ist nur Alles darunter« gelassen wurde (Linchen ausgenommen, der ich hierbei zu helfen nicht unterlassen konnte), ging man, ungefähr um halb zwölf Uhr gegenseitig recht zufrieden auseinander. Nur das Dienstmädchen hatte noch ein Vergnügen zu erwarten, indem es sich die Trinkgelder wohlgefallen ließ, die es beim Weggehen der Gäste scheinbar zufällig in seine Hand gelangen fühlte.

Onkel war schläfrig, wenn er es gleich nicht sagte! Tante hatte noch ganz schrecklich viel zu thun. »Wahrhaftig,« war knurrig. Unter solchen Umständen ging ich zu Bett.

V.

Die Verdrießlichkeit, mit der Peter zu Bett gegangen war, hatte für mich durchaus nichts Räthselhaftes. Man wird wohl bemerkt haben, daß er während des Abends nicht besonders viel sprach, da er doch sonst unter den Freunden seines Vaters Redefluß und Pedanterie genug entwickelte. Aber zwei kleine Umstände hatten ihn ge-

hemmt und gehindert: die Liebe und der Haß. Es war mir nämlich nicht im Mindesten entgangen, daß er immer stille Blicke auf Linchens weißes Hälschen geworfen hatte und ihrem Angesichte gar zu gerne gewisse öffentliche Blicke zuwerfen wollte, aber den Muth nicht finden konnte, ein ordentliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Ferner war es mir nicht schwer geworden, zu entdecken, wie sehr ihn der Beifall verdroß, den die schönen Verse Victor Hugo's (wie mittelmäßig auch übersetzt und wie schlecht vorgetragen) bei ihr gefunden hatten. Er beneidete mir sowohl die Freimüthigkeit, mit der ich mich darauf mit ihr zu unterhalten wagte, als auch das freundliche Lächeln, das mir dabei zu Theil wurde. Er hatte sich von diesem Abend, wie ich glaube, sehr viel für sein verliebtes Herz versprochen; aber Linchen war gegangen wie sie gekommen war, ohne daß es ihm hätte gelingen mögen, auch nur ein süßes Wörtchen an sie zu richten. Er war fortdauernd in Verlegenheit gewesen, hatte seinem eigenen Vorsatze und dem, was er für seine Leidenschaft hielt, gegenüber eine recht dumme Rolle gespielt; was Wunder, wenn er übler Laune wurde.

Ich wollte die Sache noch weiter treiben. »Guten Morgen, Peter;« rief ich am andern Tage, als die Küchenmagd wie gewöhnlich um sechs Uhr an der Stubenthür angeklopft hatte.

»Guten Morgen, Vetter,« antwortete er, auf dem Rande seines Bettes sitzend und noch ohne Brille.

»Ich habe wirklich von Linchen Naslaan geträumt.«

»So,« sagte er.

»Ja,« sagte ich. »Es ist ein sehr schönes Mädchen.«

»Findest Du?« frug Peter, seinen zweiten Strumpf anziehend und zum Waschtisch gehend. »Ach ja, es ist ein ganz hübsches Gesichtchen, aber so sehr schön kann ich sie grade nicht finden.«

»Nicht?« rief ich, mich verwundert aufrichtend.

»Nein, wahrhaftig nicht!« sagte er.

Liebe, die ihren Gegenstand verleugnet, verräth sich unwidersprechlich.

»Ich möchte das Mädchen wohl etwas näher kennen lernen,

Peter! Gibt es nicht eine Möglichkeit, ihr zwischen heute und übermorgen noch einmal zu begegnen?«

»Ich weiß nicht,« entgegnete Peter, mach' ihr doch eine Visite.«

»Das geht nicht, mein Junge!« antwortete ich, »aber weißt Du denn nichts Anderes?«

»Nein doch,« sagte Peter.

»Aber ich weiß etwas,« rief ich, aus dem Bette springend. »Sag' einmal, Peter,« fuhr ich fort, ihn straff ansehend, »wie kommt es, daß Du Deine Brille vergessen hast? — sieh, wir haben diese Tage herrliches Wetter; wir wollen einen Kahn miethen und dann Linchen und noch ein anderes junges Mädchen Deiner Bekanntschaft oder noch besser Verwandtschaft einladen, uns die Ehre zu erzeigen, eine Wasserfahrt mit uns zu machen.«

»Zu Wasser fahren?« frug Peter mit dem Tone der alleräußersten Verwunderung.

»Ja wohl, zu Wasser fahren, das ist zum Sprechen viel passender, als zu Wagen fahren.«

Peter wollte anfänglich nicht recht auf den Plan eingehen; endlich aber war er damit zufrieden. Beim Frühstück wurden die Eltern auch eingeweiht.

Wir gingen dann aus, um einen Kahn zu miethen. Wir fanden einen sehr guten, den wir für einen Gulden auf den ganzen Nachmittag miethen konnten. Wir thaten es also für den folgenden Tag und entledigten uns dann unserer Einladungen, die mit der einnehmendsten Art angenommen wurden. Mama Naslaan war im Namen ihrer Tochter sehr geehrt und dachte, wie ich glaube, es stecke noch mehr dahinter und dieses Mäuschen würde wohl auch ein Schwänzchen haben. Die alte Tante hoffte aber zehn Mal in einer halben Stunde, daß es auf dem Wasser nicht zu kalt sein möchte, was wir auch hofften, wiewohl wir das Gegentheil fürchteten. Außer Linchen hatten wir noch Cousine Christinchen eingeladen, ein junges Mädchen von dreiundzwanzig Jahren.

Wir machten mit einander aus, daß Linchen mehr unter Pe-

ter's besonderer Fürsorge stehen und ich mich gleich zu Christinchen's Cavalier aufwerfen sollte. Ich konnte gar nicht edelmüthiger sein. Peter war denn auch vollkommen guter Laune, und lieb Tantchen packte uns noch denselben Tag ein Körbchen voll Rheinwein und Apfelsinen, eine Erfrischung, die allerdings im Monat October ziemlich frisch war. Die Damen hatten wir indessen ersucht, Mäntel mitzunehmen.

Der andere Tag war ein wunderschöner Herbsttag, Alles versprach uns Vergnügen. Als aber Peter nach Hause kam, der noch einige Besorgungen für seinen Anzug gemacht hatte, war sein Aussehen gar traurig verändert. Er warf die Thüren zu, warf seinen Hut auf den Tisch, warf seinen Stock auf den Boden, warf seine Handschuhe in die Ecke.

»Was gibt's?« fragte ich erschrocken.

»Ach, der elende Dolph!« rief er, sich an seine Mutter wendend.

Nun war gewiß in allen fünf Welttheilen kein Menschenname, der geeigneter gewesen wäre, der Frau Debora Stastock und allen zärtlichen Müttern der gesammten Stadt D. größeren Schrecken einzujagen, als der Name Dolph. Den nichts Arges ahnenden Leser wird er freilich an nichts Andres denken machen als an dessen ursprüngliche Form, wie Rudolph, Adolph oder zur Noth Ludolph. Den zärtlichen Müttern D.'s aber erschien er, wie schon gesagt, wie ein kurzer Inbegriff der Ehrentitel: Straßenläufer, Verschwender, Leichtfuß, Taugenichts, Nichtsthuer und Lump. Denn er gehörte dem Herrn Rudolph van Brammen, der erst in seiner Knabenzeit für einen unartigen Schlingel bekannt war, mit dem es Eltern und Lehrer nicht aushalten konnten, der alle Abende Streit anfing, und alle Mädchen um Küsse bat, der dann ein paar Jahre in Leyden unter dem Titel eines stud. juris verbrachte, ohne daß sein Vater gewußt hätte, was er that, viel Geld verzehren ausgenommen, später aber entdeckte derselbe, daß er sich, außer dieser Liebhaberei, auch noch mit Schuldenmachen beschäftigt hatte. Nach dieser Zeit hatte er nun schon im dritten Jahre auf seines Vaters Kosten (der glück-

licher Weise ein wohlhabender Mann) einen andern Beruf ausgeübt, den man gewöhnlich mit der ehrenden Bezeichnung »bummeln« bezeichnen würde, zum großen Aergernisse der Einwohner D.'s, die viel neugieriger waren, was einst aus ihm werden würde als der Herr Rudolph van Brammen selbst. Er beging indessen kein öffentliches Unrecht, er war bei allen öffentlichen Vergnügungen, bis zum Aufziehen der Wache und dem Ausroden der Bäume auf den Stadtpromenaden herab, äffte allen öffentlichen Personen nach, ging unendlich viel spazieren und spielte ebenso viel Billard, wurde immer dicker, machte viele Späße und war sehr populär.

Man wird sich daher nicht wundern, daß meine Tante schon einen kalten Schauer fühlte, als sie nur den Namen dieses Unmenschen nennen hörte. Ich glaube in der That, daß ihr die Haare unter ihrem Häubchen zu Berge standen.

»Was ist denn nun wieder mit ihm geschehen?«

»Geschehen!« rief Peter trübselig aus, und seine Augen funkelten unter seiner Brille. »Er will mit uns rudern.«

Und er sah mir fest in das Gesicht, um mir alles Furchtbare dieser Hiobspost fühlbar zu machen.

»Wenn er nur eine Dame mit sich bringt,« sagte ich, »so ist's mir recht.«

»Ja, davon kommt es eben her. Seine Schwester, die alberne Person, ist Schuld daran! Christinchen hat ihr erzählt, daß sie mit Linchen, mir und einem Leydner Studenten ausfahren würde, und da wollte sie nun mit aller Gewalt auch mit. Wenn ich nur ein Mal etwas unternehmen will .....!«

»Linchen und mir und einem Leydner Studenten!« Peter würde in jedem anderen Falle gesagt haben: Linchen, ein Leydner Student und ich; aber er war verliebt und unter diesen Umständen gefiel es ihm, die Plätze also zu vertheilen.

»Höre,« sagte Tante, durch das Mitgehen der Schwester wieder beruhigt, die bei der Bevölkerung D.'s eine Entschuldigung für die Gegenwart des Bruders war. »Malchen ist ein ordentliches Mädchen, das

sich in der Schule und sonst überall immer sehr gut betragen hat. Gegen sie darfst Du nichts sagen. Es hilft nichts, sie müssen nun mit.«

»Ach, mein Vergnügen ist schon wieder verdorben,« brummte Peter, und verließ die Stube, um in seiner Verzweiflung noch etwas an seinen Tabellen herumzupfuschen.

Ich hätte wohl die Begegnung der beiden contrastirenden Herren, Peter und Dolph, mit ansehen mögen. Ich bildete mir ein, der Exstudent hätte den Auftrag von seiner Schwester Amalie gehabt, uns ihre und seine Person nicht etwa gleich aufzudrängen, sondern nur, wenn er Peter zufällig begegnen sollte, hin zu horchen, ob es uns vielleicht angenehm wäre, wenn sie mit uns führen, was sie Christinchen in jedem Falle »versprochen hatte.« Man begreift leicht, daß Dolph eben so überzeugt war, Peter »in jedem Falle« zu begegnen, wenn sich Peter auch nur einen Augenblick auf die Straße wagte, da er gewöhnt war, mehrere Stunden des Tages einem Spaziergange durch die Stadt zu widmen, bei welcher Gelegenheit er den hübschen Dienstmädchen Blicke zuwarf, und besonders auf alle schönen Hunde achtete. Nun trug es sich zu, daß er Peter begegnete, als dieser eben in dem schon erwähnten Laden von Drommelen ein paar prächtige pflaumkernfarbene Glacéehandschuhe gekauft hatte, über die Drommelen schon lange in Verlegenheit war, weil sie Niemand kaufen wollte, darum drang er sie Peter, als nach der letzten Mode, auf. Ich stelle mir vor, wie das Gespräch damit begann. »Ihr wollt also zu Wasser fahren?« und sehr bald darauf folgte: »Jungens, dazu könntet Ihr mich und meine Schwester auch wohl einladen.« Worauf Peter, ohne an eine mögliche Entschuldigung zu denken, unzweifelhaft gleich geantwortet hatte: »'S ist gut.«

»Wie spät fahret Ihr?«

»Halb vier.«

»Das ist freilich sehr früh, aber ich werde da sein. Adieu bis zum Nachmittag.«

An diesem Tage geschah etwas in dem Haushalte meines Onkels, was noch nie geschehen war; die Eßstunde wurde verschoben.

Und daß zum Theil für den Neffen Hildebrand, der beim Onkel einen Stein im Brette hatte. Als wir gesättiget waren, ging Peter unter vielen Ermahnungen, nur ja vorsichtig zu sein, zu Linchen und ich zu Christinchen, um sie abzuholen.

Von allen jungen Mädchen, die bei alten Tanten leben wollten oder sollten, paßte Christinchen am wenigsten für diesen Beruf. Sie war in ihrem Herzen ein rechter »Springinsfeld« und schien sich nicht vor jeder Kleinigkeit zu scheuen. Sie faßte meinen Arm mit so kräftigem Griffe und lachte so lustig über das schöne Wetter und den angenehmen Plan und das frische Wasser, daß ich recht viel von ihr erwartete, und nur fürchtete, sie möchte zu viel Vergnügen erwarten.

Wir hatten das Schiffchen an der Promenade anlegen lassen, wohin auch Keeschen den Rheinwein geschleppt hatte. Ich kam mit Christinchen grade zum Rendezvous, als auch Peter erschien, Linchen neben ihm, mit Mühe seinen großen Schritten nachkommend; er hatte nicht den Muth gehabt, ihr seinen Arm anzubieten.

Die Verdrießlichkeit Peter's schien sich etwas gelegt zu haben, als er aber den jugendlichen van Brammen mit seiner Schwester und einem Dienstmädchen, das in der einen Hand einen großen Hausschlüssel und in der andern ein marmorirtes pappnes Guitarrenfutteral trug, aus dem Thore und über die Brücke kommen sah, schien sie mit erneuter Nachhaltigkeit wieder zu erwachen. Dolph hatte für diese Gelegenheit einen gelben Strohhut hervorgesucht, der ihm recht schlecht stand, trug blau gegitterte Pantalons und einen grünen zugeknöpften Rock mit blinkenden Knöpfen. An seinen Stiefeln glänzten ein paar Schrauben statt der Sporen, die er, als bei dieser Fahrt weniger passend, zu Hause gelassen hatte, was er aus demselben Grunde mit dem gelben Degenstocke hätte thun können, den er in der Hand trug. Amalie war sehr eigenthümlich gekleidet. Sie trug einen Spencer von lila Seide, unter dem ein grüner Rock hervorkam, und ein Hütchen von gleichem Stoff und Farbe, wie der Rock, auf dem sie einen weißen Schleier trug, mit einem breiten

Rande von der Farbe des Spencers. Ihre kleinen Füße staken in gelben Gamaschen, die ihre feinen Enkel sehr gut hervortreten ließen. Diese kleinen Füße und feinen Enkel machten mit ihren kleinen Händchen die vorzüglichsten Schönheiten der mageren Amalie aus, die ein langes, blasses Gesicht, mit großen grünlichen, schwimmenden Augen hatte, die sie indessen, weil sie kurzsichtig war, oder scheinen wollte, so dicht zukniff, daß man hätte wetten mögen, sie sehe gar nichts. So wie sie nun neben ihrem corpulenten Bruder dahinschritt, erinnerte sie mich lebhaft an den ersten Traum Pharao's.

Die Begrüßung der drei Damen war sehr herzlich und liebevoll, die van Brammen's sehr fröhlich.

»Hört mal!« sagte Dolph, in das Schiffchen springend. »Ich bin der Dickste und habe heute Mittag viel gegessen, ich werde nachher auch mit rudern, das versteht sich von selbst, aber Ihr müßt anfangen, sind Sie damit zufrieden, Hildebrand!«

»Gut,« entgegnete ich, während Peter ihm einen giftigen Blick zuwarf.

Ich übernahm die Rolle des Ceremonienmeisters und setzte mich auf die hinterste Bank. Peter sollte vor mir sitzen und dann auf den Seitenbänkchen zu seiner Rechten das schöne Linchen, seine erste Liebe, und zu seiner Linken Amalie mit der Guitarre unter der Bank. Neben ihr oder Linchen, nach eigener Wahl, das fröhliche Christinchen, die mit Allem zufrieden war, und Dolph am Ruder.

»Mach' ihn nur immer los, Freundchen!« rief Dolph Keeschen zu; »brav, Mann, das hast Du gut gemacht,« und den Haken aufnehmend, stieß er vom Ufer ab und lenkte mit vieler Geschicklichkeit nach der Mitte.

Peter und ich fielen in die Ruder, aber es zeigte sich, daß Ersterer entweder noch gar nicht, oder nur vor langer Zeit gerudert hatte.

Das Rudern ist aber keine Hexerei, und indem ich Peter etwas zu Hilfe kam, brachte ich ihn dahin, daß er bald recht gut Tact mit mir hielt. Wir ruderten aus dem Stadtwasser in den kleinen Fluß,

der den Stolz und Ruhm D.'s ausmacht, und waren bald im Freien, wo das Rudern noch viel leichter wurde. Die Damen fanden es auf dem Wasser sehr lustig. Linchen war allerliebst, Christinchen fast ausgelassen und Amalie ganz sentimental. Selbst Peter erholte sich wieder; was ihm aber recht fatal sein mußte, war, daß die beiden Ersteren so zu sagen an Dolph's Munde hingen, der allerlei Späße erzählte, und daß die Mädchen für ihn, der doch ein mauvais sujet war, viel mehr Aufmerksamkeit hatten, als für Peter, der nächsten Tag sein Candidatenexamen machen wollte, summa cum laude; eine Klage, die schon von manchem ehrsamen jungen Menschen in ähnlicher Lage laut wurde. Die Damen werden besser als ich wissen, wie es kommt, daß sie Veranlassung dazu geben. Aber selbst das sittsame Linchen hörte mit allen Zeichen des Wohlgefallens und Vergnügens zu, wenn Dolph bald ein Liedchen sang, bald den Vorsänger der großen Kirche nachahmte, jetzt seinen Strohhut auf komische Weise in die Luft warf, dann wieder eine Anekdote erzählte, und ihr oft dazwischen mit vieler Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit ein Compliment machte; und wirklich mußte ich selbst ihn von Zeit zu Zeit ganz angenehm finden.

Da nun aber Dolph's Schwester viele seiner Späße kannte, und auch der nahen Blutsverwandtschaft wegen weniger bezaubert als die anderen beiden Damen war, so trug es sich zu, daß sie Peter in ein eben so poetisches als eifriges Gespräch über die lieblichen Umgebungen verwickelte. Sie überströmte den guten Peter, der sich unterdeß vor Eifersucht verzehrte, mit einem wahren Regen edler, zärtlicher, heiliger und schmelzender Gefühle, wobei sie ihre Augen so aufzuschlagen verstand, als wenn sie einen guten Freund im Monde suchte, der schon wie ein weißes Wölkchen am Himmel stand. Dann seufzte sie dazwischen, wie Menschen thun, die einen heimlichen Kummer haben, und sah dann wieder bei einem buchartigen Ausspruche über Peter's Schulter nach mir hin, der ich bei dem Nachtheile, auf der hintersten Ruderbank zu sitzen, doch auch den Vortheil hatte, das Gespräch, so oft ich wollte, nicht zu hören.

»Aber wollt Ihr Euch nun nicht ablösen lassen, Ihr lieben Galeerensclaven?« frug Dolph mit Herzlichkeit, nachdem wir eine gute halbe Stunde gerudert hatten. »Ich sitze hier nur so Cigarren rauchend am Steuer.«

»Hört!« rief ich ihm zu, »Ich will Ihnen sagen, was für einen Plan wir haben. Peter hat mir von einem Bauernhof gesprochen, bei dem wir anlegen können, um uns etwas geben zu lassen, und bei dem müssen wir bald sein.«

»Ja wohl, bei Treuwis,« fiel Dolph ein, mit der Schnelligkeit einer Person, die alle dergleichen Einrichtungen kennt.

»Und so lange wollen wir nur an den Rudern bleiben. Dort ruhen wir aus, und kehren dann langsam nach dem Bassin zurück, an dem wir so eben vorbeigekommen sind, und wo wir uns etwas treiben lassen können.«

»O ja,« rief Amalie, »das ist köstlich, ich kenne nichts Angenehmeres, als sich vom Wasser treiben zu lassen.«

»Ja,« fuhr ich fort, »und dann werden wir alle Wonnen vereinen, wir werden sehen, was in unseren Körbchen übrig blieb, und was in Ihrem Guitarrenfutterale ist.«

»Das ist herrlich!« riefen die Damen, »ja, Amalie, Du mußt spielen und singen.«

»Nun gut,« sagte Dolph, »aber weißt Du was, ich will auch singen, hörst Du's, ich kann allerliebste Lieder. Du darfst nicht zu viel für den Mond schwärmen, Amalie, hörst Du?«

Amalie seufzte über ihres Bruder gefühlloses Herz.

Noch eine fünfzig Schläge und wir waren am Bauernhofe.

Wir stiegen, zu nicht geringem Vergnügen Peter's, der von dem Rudern und Amalie erlöst war ans Ufer. Das Erstere erfreute ihn fast noch mehr als das Letztere, denn er hatte den Unverstand gehabt, mit seinen pflaumkernfarbnen Glaceehandschuhen rudern zu wollen, die nun als Lumpen um seine Finger hingen, und da er die Ruder viel zu fest gehalten, so hatte er recht ansehnliche Blasen in den Händen bekommen. Dolph half den Damen aus dem Bote

steigen, wobei er die Gelegenheit benutzte, Christinchen etwas recht Schmeichelhaftes über ihre Füße zu sagen, und Röschens Händchen einen sanften Druck zu geben, was Beide gewiß sehr unartig aber doch nicht unangenehm fanden. Die Sorge für seine Schwester überließ er aber dem unglücklichen Peter.

Das Bot wurde festgelegt, und aus dem Hause kam eine reinliche Bäuerin gelaufen, um uns willkommen zu heißen und herein zu nöthigen. Wir zogen indeß vor, uns ein Tischchen an das Ufer setzen zu lassen, um so viel als möglich in der frischen Octoberluft zu sein. Dies geschah denn auch, und obgleich man im Winter, wenn Schlittschuh gelaufen wurde, dort Alles bekommen konnte, so war doch jetzt nur Milch zu haben, die denn auch im Uebermaße aus großen Gläsern floß. Der Wein wurde, auf Anordnung der Damen, ganz epicuräisch für die treibende Seligkeit aufbewahrt. Dolph bat unter vielen Possen um ein wenig Wachholderbranntwein mit Zucker, und Peter feuchtete sein Schnupftuch in einer Tasse Milch an, um die besänftigende Flüssigkeit an seine Hände zu halten.

Auf der andern Seite des Hauses war eine Schaukel. Dolph lud die Damen zu diesem Vergnügen ein, Christinchen hatte ungeheure Lust dazu, Linchen ging auch mit, und Peter folgte natürlich. Amalie liebte das Schaukeln durchaus nicht, bekam davon »so heftiges Seitenstechen.« Ich blieb deshalb, um ihr Gesellschaft zu leisten, mit ihr an unserem Tische sitzen, was mir wundervoll gefiel, weil ich vom Rudern müde war und noch viel Arbeit voraussah.

Für ein sentimentales Mädchen war nicht viel auf diesem Ufer zu sehen. Wir saßen an einem sehr farblosen Tischchen, von dessen Beinen nur drei den Boden berührten, der von Hähnen und Hühnern umgewühlt, und von drei Seiten mit einem kleinen Erdwalle umgeben war. Unsere Aussicht ging auf eine grasgrüne Entenpfütze, einen Schuppen, und noch nach einem andern kleinen Gebäude.

Es währte geraume Zeit, bis ein kleiner häßlicher Mopsbastard und ein Spitz ganz aufhörten, feindliche Ausfälle gegen uns zu wagen; was aber der Scene etwas Malerisches gab, waren drei

Kinder, von denen das älteste, ein sechsjähriges Mädchen, das jüngste, ein Würmchen von eben so viel Monaten, auf dem Schooße hatte, während das dritte, ein Junge von ungefähr fünf Jahren mit schneeweißen Haaren, auf dem Rücken am Boden lag. Diese Gruppe befand sich am Rande der Entenpfütze, und sah bald schüchtern zu uns hinüber, bald vertraulich zu den Enten hin.

Diese lieben Kinder waren es, die Amalie veranlaßten, die ganze Lieblichkeit ihres sanftgestimmten Gemüthes zu offenbaren; sie zog den kleinen linken Handschuh von der kleinen linken Hand und faßte den Entschluß, mit ihnen auf die einnehmendste und entzückendste Art zu sprechen.

»Ei, Ihr Liebchen, blickt Ihr so nach den Entchen?«

Die Kinder sahen sie starr an, antworteten aber nicht.

»Wie viele solcher lieben Geschöpfchen habt Ihr wohl?«

Keine Antwort; aber eine Art Verwunderung in den Augen des sechsjährigen Mädchens, denn auf dem Lande nennt man eine Ente nicht »ein Geschöpfchen.«

»Liebst Du die Entchen sehr?«

Dieselbe Stille.

»Ist das Dein jüngstes Schwesterchen?«

Stille des Grabes.

Amalie sah, daß sie mit diesen arkadischen Kleinen nicht weiter kommen konnte, zuckte die Achseln und schwieg.

»Unsre Sau hätt ferkelt,« sagte mit einem Male das Mädchen von selbst.

Amalie erröthete, in so fern ihre Haut dazu im Stande war.

»Se sein in de Schür,« sagte der kleine Junge, sich aufrichtend und eine Pferdeblume abpflückend, mit der er mehrere Male den Boden antickte: »Verzehn.«

Amalie verbarg ihre Verlegenheit, indem sie sich den Anschein gab als habe sie nichts verstanden.

Ich schlug ihr jedoch vor, die Wöchnerin zu besuchen, da ich es

pikant fand, ein sentimentales Mädchen in einen Bauernschuppen zu einer Sau mit vierzehn Jungen zu bringen.

Sie hatte keine Lust dazu und schien sogar etwas entrüstet über diesen Vorschlag zu sein.

Unterdessen kamen die Schaukler zurück, roth wie die Bauern.

»O,« sagte Christinchen, ihre Stirne abwischend, »das war hübsch, aber Dolph hätte uns beinahe fallen lassen. Es ging schrecklich hoch.« Peter hatte nicht mitgeschaukelt, weil ihm die Blasen an seinen Händen, das Festhalten der Seile nicht gestatteten.

Als die Damen etwas ausgeruht hatten, schlug ich vor, wieder an Bord zu gehen, um so bald als möglich zum Bassin zu rudern, wo wir treiben, trinken und schwärmen wollten. Dolph mußte auf die hinterste Ruderbank, ich auf die vorderste, und Peter mit seinen Blasenhänden an's Steuer. Christine, die durch das Schaukeln ganz ausgelassen geworden war, hatte rasende Lust zu wippen, aber die Bitten, und das nervöse Aufschreien Amalien's hielten sie davon ab, und da Dolph ein guter Ruderer war, der gehörig Tact hielt, so waren wir recht bald am Bassin der Freuden angekommen. Schon hielt ich die Ruder ein und ließ Dolph nur noch mit den seinen spielen, schon gab ich Peter meine Anweisungen, wie er das Steuer wenden müsse, um in das Bassin einzulaufen, da fielen plötzlich am rechten Ufer der liebreichen Amalie sechs blühende Vergißmeinnichtpflänzchen in's Auge und sie rief aus:

»Ach mein lieber Herr Stastock, wenn Sie mir einen recht großen Gefallen thun wollen, so steuern Sie doch zu den Vergißmeinnichtchen, ich bin ganz verliebt in Vergißmeinnichtchen.«

Ihr Wunsch wurde erfüllt, und wir waren augenblicklich bei den himmelblauen Blumen, von denen die Rede war. Amalie pflückte alle, bis auf eine, ab, und vertheilte sie an die Theilnehmer der Gesellschaft, so daß in einem Augenblicke jeder von uns mit einem solchen lebenden Stammbuchsblättchen im Gürtel oder Knopfloche prunkte.

Als wir nun so geschmückt waren, wollten wir wieder fort,

aber das Bot schien ein noch viel größerer Liebhaber von »Vergißmeinnichtchen« zu sein, als selbst Amalie, denn seine Anhänglichkeit erstreckte sich von dem Busch, von dem sie gepflückt waren, bis auf den Boden, dem sie entsproßten, mit anderen Worten: wir saßen auf dem Grunde fest.

Vergebens suchten wir uns loszumachen, das Schiff saß und blieb sitzen; es schien unbeweglich zu sein. Amalie that es »schrecklich leid,« die Ursache dieses Aufenthalts zu sein. Christinchen hingegen fand es »wunderhübsch,« wir Männer arbeiteten uns halbtodt, und ruhten dann wieder einen Augenblick aus, um neue Kräfte zu schöpfen.

»Hören Sie, Linchen,« sagte Dolph in einer dieser Pausen, »wenn wir hier ewig bleiben müssen, so heirathe ich Sie!« und er machte eine Bewegung, um ihre Hand zu küssen.

In diesem denkwürdigen Augenblicke war es, daß Petrus Stastockius einen Simsonsseufzer ausstieß, den Haken in edler Entrüstung aufnahm, gegen das Ufer stemmte und mit so vieler Kraft und Gewalt dagegen drückte, daß das Schiff mit einem Rucke flott wurde und zurückfuhr, während der vortreffliche Urheber dieses Vorfalls selbst vornüber in das Wasser stürzte. Da lag er, nur seine Stiefeln waren noch am Bord; die Schöße seines Röckchens schwebten über den Wellen, und der merkwürdige Petrus Stastockius junior hob nur noch mit Mühe sein schlammiges aber noch bebrilltes Angesicht über dem Wasser empor, während er sich mit den Händen auf dem Boden aufstemmte. Sein Hut schwankte auf den ungewissen Wogen. Es war entsetzlich.

Jeder, der nur ein Mal die Seligkeit einer Wasserfahrt mit dem schönen Geschlecht getheilt hat, fühlt, welchen Eindruck das plötzliche Untertauchen unsers Petrus auf die Damen machen mußte. Er hört sie alle aufschreien, er sieht sie alle aufstehen, einander und selbst auch uns bei den Armen fassen und rufen: »O Gott!« Seine Einbildungskraft beobachtet alle Versuche, die sie vereint anstellen,

um womöglich ein noch weit größeres Unglück anzurichten. . . . . Nun wohl, dann hat er eine Idee von unserm Zustande.

»Setzen!« riefen Dolph und ich zu gleicher Zeit; »in des Himmels Namen, bleiben Sie sitzen!« und in einem Augenblicke steckten wir die Ruder auf der Backbordseite in den Grund, um dem Weitertreiben des Schiffes zuvorzukommen. »Peter! Junge, Du bist nun doch einmal naß; wir werden Dir mit dem Schiffe folgen, so daß Du die Beine nicht nachzuziehen brauchst, krieche nur auf Deinen Händen an's Land.«

Er that, wie ihm geheißen wurde, und befand sich in einem Augenblicke auf dem Platze der gesegneten Vergißmeinnichte.

Peter war bis zur Mitte naß. Er sah herzzerreißend aus; sein triefendes Haar, sein blasses verwildertes Gesicht, seine schwarzen, schlammigen Hände! — Er erregte allgemeines Mitleid, selbst Dolph theilte es. Der Untergetauchte wurde in's Schiff aufgenommen und man beschloß, zum Bauernhof zurückzufahren, um ihn zu trocknen. Freilich würde es dann zu spät werden, um noch im Bassin zu treiben, daher wollten wir unsere Erfrischungen beim Bauer einnehmen, und dann tüchtig graden Wegs nach Hause rudern. Erst wurde noch Peter's Hut eingeholt, und bald sah uns die freundliche Bäuerin wieder.

Es war unterdessen halb sechs Uhr geworden, und wenn auch noch ganz hell, so war dennoch die Sonne schon untergegangen, an deren kalten Nachglanz wir uns noch allein erfreuen konnten. Jetzt zeigte es sich, welch tolles Unternehmen es eigentlich war, im Monat October eine Wasserpartie am Nachmittage zu unternehmen; es erhob sich ein sehr kühler Wind, und wir beschlossen, hineinzugehen. Wir wurden demnach in das beste Zimmer des Hauses gelassen. Hier setzten wir uns nun auf die geflochtenen Rohrstühle nieder, und nachdem sich Amalie, der, ihrer Aussage nach, der Schreck auf die Nerven gefallen war, etwas erholt hatte, begannen wir unseren Rheinwein zu trinken und Apfelsinen zu essen, als ob es ein lauer Juniabend sei.

Darauf ward die Guitarre hereingeholt, die in unserem Zustande wirklich eine rechte Aushilfe war, denn wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß manche recht angenehme Zusammenkunft durch Musik und Gesang gestört und verdorben wird, so muß man doch auch anerkennen, daß es nichts Besseres giebt, um eine mißglückte Partie, oder nicht angenehme Gesellschaft unterhaltend zu machen, als eben Spiel und Gesang.

Amalie sang verschiedene deutsche Romanzen und that es wirklich recht gut, aber sie brachte dabei, zu ihrem Nachtheile, alle die kleinen coquetten Naivetäten mit an, die einem schönen Mädchen gut stehen, ein häßliches, wie Amalie, aber nur noch häßlicher, und wirklich lächerlich machen. Kaum hatte sie eines ihrer überspanntesten Lieder gesungen, als eine derbe Bauerndirne außerhalb ein lustiges Lied sang, bei dessen Melodie Dolph seine Schwester um den lilaseidenen Spencer faßte und herumschwang. Christinchen und Linchen kicherten noch darüber, da öffnete sich die Thüre und der lustige Dolph van Brammen schoß mit Ausgelassenheit auf Peter's stattliche Person zu, der angethan mit einer weißen Friesjacke, einem rothen Shawl von Treuwis, und einem in ein Tuch gebundenen Päckchen nasser Kleidungsstücke unter dem Arme, hereintrat. Unmittelbar Peter's linke Hand ergreifend, schlang er seine eigene rechte um dessen Leib, und galoppirte mit ihm, der sich vergebens frei zu machen rang, durch die Stube.

»Laß mich los, van Brammen!« rief Peter, zum ersten Male, seit ich ihn kannte, seine Männlichkeit zeigend, und mit kräftigem Rucke den auf solche Kraftanstrengung nicht gefaßten Dolph von sich fortschleudernd, daß er beinahe an die Wand flog, während Peter selbst vor Wuth funkelte. Dolph nahm, ohne seine Kaltblütigkeit einen Augenblick zu verlieren, seinen Degenstock auf, streckte den Griff dem über sich selbst erstaunten Stastock entgegen und rief ihm zu:

»Willst Du fechten, Bürschchen? Auch gut. Zieh ein Mal an diesem Stocke. So, Du den Degen und ich die Scheide; komm

heran, en garde! droit au fond, wenn's gefällig ist.« Und sich in die Stellung eines Fechters werfend, begann er einige Paraden zu machen.

Die Damen waren sehr entsetzt, aber Christinchen konnte das Lachen doch nicht lassen, und Amalie war halb erfreut, einem so romantischen Vorfalle beizuwohnen.

Bei dem Allem lieferte Peter, mit seiner feinen stählernen Brille, seinem Shawle und der weiten Friesjacke, wie er dastand und das aufgedrungene Rapier so ungeschickt in der Hand hielt, ein höchst wunderliches Schauspiel. Indessen dauerte die Pause nicht lange.

»Ich will keinen Streit veranlassen,« sagte der edelmüthige Peter.

»Da hast Du recht,« antwortete Dolph.

In diesem wichtigen Augenblicke hörte man ein Geräusch, als würde eine Flasche entkorkt, und darauf ein anderes, als würde ein Glas eingeschenkt. Noch eine Secunde und Hildebrand bot den beiden Kämpen zwei ungleiche Becher an, und ein ehrenvoller Frieden wurde getrunken.

Inzwischen war es hohe Zeit geworden, abzufahren.

Christine wollte für ihr Leben gerne rudern, und Amalie gab vor, gern am Ruder sitzen zu wollen.

Dolph ging auf die hinterste Bank. Auf die vordere kam die fröhliche Christine, um mir zu helfen, und nahm eins der Ruder sehr geschickt auf; sie konnte ihren Mantel bei dieser Arbeit nicht brauchen, und bestand darauf (ich glaube mehr aus Rachsucht, als aus Mitleid), daß ihn der Untergetauchte noch über seine Jacke ziehen sollte. Es war ein bunter, schottischer. Peter ließ sich bewegen und setzte sich in diesem Costüme an Linchens Seite im Schiffe nieder.

Amalie blickte zu dem lieben Monde und den lieben Sternen auf. Dolph ruderte und rauchte um die Wette. Christine hatte

mit mir allerlei Neckereien und lustige Einfälle. Peter war demnach mit dem Gegenstande seiner Gewogenheit so gut als allein. Linchen schien gegen ihn recht freundlich zu sein, half ihm mehrere Male, sich besser in die Falten des Mantels zu wickeln, und ich sah, daß sie ihn mehr als ein Mal mit innigem Mitleiden ansah. Er rückte denn auch in der That immer dichter und vertraulicher an sie heran, sein Gesicht erhellte sich, und er schien wirklich ein zärtliches und rührendes Gespräch mit ihr angeknüpft zu haben, wie ich aus den sinnreichen Worten schloß, die ich zuweilen auffing; als da sind: »Wissen Sie wohl noch wie ....« »schöne Tage ....« »niemals wieder so glücklich werden .....« »viel daran denken ...« und dergleichen mehr.

Dies dauerte so lange bis das Unglück wollte, daß der Herr Dolph van Brammen seine letzte Cigarre geraucht hatte, und daher eines anderen Zeitvertreibes bedurfte.

»Ei seht doch an!« rief er, den Ueberrest in's Wasser werfend, »seht doch an, da sitzt Peter wahrhaftig und schneidet die Cour.«

Peter erröthete und warf einen grimmigen Blick zur Seite auf den Sprecher, grade wie ein scheues Pferd, dem auf der Chaussee ein Hundewagen entgegenkommt. Linchen erröthete auch, wendete sich um, und frug unmittelbar darauf Christine, ob sie nicht müde vom Rudern wäre.

Und vorbei war es mit der Seligkeit des Petrus Stastockius junior. Niemals habe ich wieder von einem Einverständnisse zwischen ihm und Linchen Naslaan gehört, aber wohl, daß Linchen Naslaan sich im vergangenen Herbste auf der silbernen Hochzeit ihres Vaters feierlich mit einem jungen Weinhändler aus der Nachbarstadt verlobte. So glaube ich denn, daß hier zugleich die traurige Geschichte der ersten zärtlichen Liebe und der ersten Courmacherei des Petrus Stastockius junior, Studenten des Rechtes an der Universität zu Utrecht, ihr Ende erreichte.

Wir waren bald zu Hause und mit dieser interessanten Wasserfahrt fanden denn auch meine Erlebnisse in D. ihren Abschluß. Als ich des anderen Tages um elf Uhr wieder in dem gelben Postwagen saß, der von E. nach D. über C. fährt, hatte ich für lange Zeit von Onkel und Tante Stastock Abschied genommen, wie von allen Bekanntschaften, die ich in D. gemacht hatte. Die letzten, von denen ich Abschied nahm, waren indessen Keeschen, der meinen Koffer gekarrt, und Peter, der mich zum »ruhenden Mohren« begleitet hatte.

Vor das Thor gekommen, wurde mir noch die Gelegenheit, dem Herrn Rudolph van Brammen einen Gruß aus dem Fenster zuzuwerfen, der sich schon dort befand, um den Morgenübungen einiger ungeschickter Recruten beizuwohnen.

J. J. Cremer.

Der Vetter vom Lande.

I.

Wir haben das Vergnügen, dem geehrten Leser Herrn und Frau von Middelnesse vorzustellen. Wie man sieht, ist Herr von Middelnesse niedlich, klein und mager von Person, mit sehr distinguirten Manieren, seine Haare und der kleine Backenbart sind zierlich gelockt und seine Hände können aristokratisch fein genannt werden. Auf der Straße trägt Herr von Middelnesse stets farbige Glaceehandschuhe. Er hat eine wirklich ausgezeichnete Anstellung beim Finanzministerium; außerdem hat er auch noch ein kleines Privatvermögen, speculirt zuweilen ein wenig in Effecten — enfin — und von Seiten der gnädigen Frau — enfin, enfin. Nicht wahr, man wohnt charmant im Haag? Namentlich dicht beim Wäldchen. Des Sommers ist das höchst angenehm; aber es ist auch ein schöner Garten dabei, alles allerliebst.

Frau von Middelnesse, geborene Silber, ist wirklich ein angenehmes Frauchen, obschon sie ein wenig kleiner ist als ihr Herr Gemahl, repräsentirt sie doch mehr. In ihrem Kreise — sehr distinguirt, obschon in der Residenz nicht vom ersten Rang — hat sie den Ruf einer hübschen Frau, und ganz besonders, wenn man berücksichtigt, daß sie während ihrer zwölfjährigen Ehe dem Herrn von

Middelnesse sechs kleine Middelnesschens geschenkt hat, allerliebste Kinder, drei Jungen und drei Mädchen.

Wie man sieht, sind Herr und Frau von Middelnesse reisefertig. Zum ersten Male seit ihrer Verheirathung ist die gnädige Frau, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, ohne kleine Kinder; das jüngste ist über zwei Jahre alt, und ohne Beschwerde hat sie daher dem Wunsche ihres lieben Mannes Gehör können geben, um einmal mit ihm eine kleine Reise an den Rhein, nach Köln bis zum Drachenfels und dann durch Gelderland nach Hause zurückzumachen.

Wir geben dem Leser die Versicherung, daß für die Kinder prächtig gesorgt ist. Die drei jüngsten gehen zur Großmama von Middelnesse auf dem Prinzengracht, und die drei ältesten bleiben mit der sehr vertrauungswürdigen Gouvernante nebst einem ausgezeichneten Domestikenpersonal in der elterlichen Wohnung am Wäldchen.

Die Thür des Wagens wird durch den Hausknecht vorsichtig zugemacht, zwei von den Kindern weinen, weil sie nicht mitdürfen, auch die gnädige Frau weint, obgleich sie nun doch einmal fort will, und sieht noch einige Male durch das kleine Fenster des Wagens, ohne jedoch etwas von den lieben Kindern sehen zu können.

Der Hausknecht kehrt mit den Mägden in die Küche zurück, preßt Doris, die dicke Köchin, die »laß los!« schreit, in seine Arme, drückt Linchen, dem niedlichen Hausmädchen, die »pfui!« sagt, einen Kuß in den Nacken, springt auf den Tisch und ruft: »Nun sind sie fort, nun kommen wir an die Reihe, Doris! heute Abend Puffer!« und Doris sagt: »Nur still, ihr sollt es gut bei mir haben;« worauf Linchen wieder einen Kuß bekommt, in Folge dessen sie: »Scher' Dich fort« sagt.

Herr, mein Gott! wird der Leser seufzen.

Aber nein, lassen wir die Herrschaft ruhig reisen, was man in der Küche sagt, ist nichts Anderes als was der Herr und die gnädige Frau gar oft gesagt haben, »man muß doch einmal frei sein.«

Herr und Frau von Middelnesse haben wirklich viel Genuß, da sie

nun einmal auf der Reise sind, denn sie sind so empfänglich für Naturschönheiten und auf der Reise ist man so ungezwungen. Die Kinder sind vortrefflich aufgehoben, den folgenden Tag kommt poste restante Nachricht, daß Alles in Ordnung sei — der Rhein — allerliebst.

Es ist nicht unsere Absicht, das Ehepaar auf seinem »Zuge durch Deutschland«, wie Herr von Middelnesse es nennt, zu begleiten; wir berichten nur, daß er während des Besteigens des Drachenfels mit einem Lächeln erklärte: man werde auf der Reise vollständig sans gêne, denn wirklich, er sitze mit bloßen Händen auf dem Esel.

Das Dampfboot, welches das Ehepaar auf niederländischen Boden zurückführt, naht sich Arnheim, der Hauptstadt von Gelderland. Herr und Frau von Middelnesse sitzen unter dem Zelte auf dem Verdeck und trinken nach Tische anstatt Thee eine Tasse Kaffee, ganz nach deutscher Manier.

»Wo liegt das B. doch?« fragt Herr von Middelnesse mit einem Gesichtsausdruck, als stelle er sich im Geiste die ganze Karte des Königreichs der Niederlande in ihrer vollen Größe vor.

»B., nun auf dem Wege nach Nymwegen,« antwortete die gnädige Frau, »ein wenig zur Seite; wir können einen Wagen nehmen, weißt Du; Du würdest ihnen eine ungemeine Freude machen, Papa pflegte seiner Zeit viel auf ihn zu halten, ich erinnere mich noch, der Vetter war damals ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren und Papa nannte ihn stets Cousin.«

»Aber er ist doch nicht blutsverwandt mit Dir?« fragt Herr von Middelnesse.

»Das heißt, nein — oder eigentlich ja,« erwiedert die Gattin, »noch ein wenig; sein Vater war ein Halbbruder meiner Mutter.«

»So, also doch ein Halbbruder? Du sagst, er habe ein Colonialgeschäft, nicht wahr?«

»Ja, aber ganz im Großen, und Landbesitz und Vieh und Butter- und Käsehandel. Mama erhielt stets ihre Butter vom

Vetter, auch später noch als Papa bereits von dort nach Utrecht berufen war.«

»Nun, was mich betrifft, mir kann es einerlei sein,« entgegnet ihr Mann, und dann, nachdem er langsam seinen Kaffee geschlürft hat, setzt er hinzu: »Aber früher hast Du mir nie gesagt, daß Vetter Jansen auch ein Colonialgeschäft habe.«

Die gnädige Frau erröthet etwas und antwortet: »Nun ja, ich erwähnte es nicht besonders, aber, Schatz, der Hase und die Feldhühner, die er jedes Jahr schickte, schmeckten Dir doch immer ausgezeichnet; er ist wirklich ein guter Mensch, und siehst Du, ich bin in B. geboren; es war Papas erste Gemeinde und ich habe noch immer eine Anhänglichkeit dafür.«

Unter dem Zelte des Dampfbotes wurde die Sache weiter besprochen, und beschlossen, daß man zuerst die schönen Partien in Arnheims Umgegend besichtigen und dann dem Vetter Jansen in B. einen Besuch machen wolle.

Herr von Middelnesse schrieb folgendes Brieschen, welches bei der Ankunft zu Arnheim sogleich zur Post sollte gegeben werden.

Sehr geehrter Herr Vetter!

Da wir uns nach einer deutschen Reise noch einige Tage in dieser Gegend aufzuhalten gedenken, so wünschten wir Ihnen und Ihrer geehrten Familie einen Besuch zu machen. Wenn es Ihnen convenirt, wollten wir dies gern künftigen Donnerstag ausführen; indessen möchten wir Sie nicht im Geringsten derangiren, Alles sans gêne.

In der Hoffnung, Sie also nicht zu belästigen, verbleibe ich mit größter Hochachtung und herzlichstem Gruße

sehr geehrter Herr und Vetter

Ihr ergebenster Diener und Vetter C. v. Middelnesse.

Arnheim, Hotel Le Soleil. Montag.

Als die Herrschaften am folgenden Tage von einer kleinen Spazierfahrt in ihr Hotel zurückkehrten, wurde ihnen von dem Kell-

ner mit dem Schlüssel zu ihrem Zimmer ein frankirter Brief eingehändigt, welcher folgendermaßen lautete:

Geehrter Herr Vetter!

Es wird für mich sowie für mein gutes Weib eine große Ehre sein, die Verwandten einmal bei uns hier in B. zu sehen, und es paßt auch besonders gut für den Donnerstag, weil ich Freitags regelmäßig auf den Markt nach Arnheim gehe, und Anna Marie sagt auch, daß es ihr gut passe, weil sie gerade einen großen Schinken abgekocht habe und Complimente machen wir nicht.

Mit freundlichen Empfehlungen von mir sowie von Anna Marie an unsere Frau Base

Ihr ergebener Herr Vetter G. Jansen und Frau.

In Eile.

Als Herr v. Middelnesse über die Schulter seiner Gemahlin den Brief gelesen hatte, sah die Letztere zufällig im Spiegel, wie er lächelte, weshalb sie in beschönigendem Tone anmerkte: »Siehst Du, in Eile, im Uebrigen ein schön geschriebener Brief. Dieselbe Handschrift, wie auf den Adressen, wenn er den Hasen und die Feldhühner schickt.«

II.

Der Besuch beim Vetter.

Nach einer allerliebsten Fahrt über den breiten Deich von Arnheim nach Nymwegen und dann seitwärts ab über einen guten Grandweg erreicht das Ehepaar von Middelnesse gegen Nachmittag das Dörfchen B., woselbst die Jugend, die gerade nach der Mittagsschule geht, das hübsche Fuhrwerk anstarrt, zum großen Theil dasselbe begleitet und auf die Frage des Kutschers, wo Herr Jansen wohnt, ohne zu antworten lacht und jauchzt, sich unter einander vorwärts stößt, einer dem andern auf den Rücken springt, bis endlich

einer darunter auf die Wiederholung der Frage mit dem Finger deutend den Bescheid giebt: da unten, neben dem Hause von Nikel Peters.

In Folge dieser nicht sehr klaren Andeutung erreicht der offene Wagen endlich die Wohnung des Colonialwaarenhändlers en gros und Gemeindevorstehers Jansen, des vierschrötigen Mannes mit dem runden gerötheten Gesichte, welcher, indem er die Mütze vom Kopfe nimmt, die Thür öffnet und mit einem: »Willkommen, Vetter und Base, Ihr bringt ja besonders schönes Wetter mit!« Herrn und Frau von Middelnesse beim Aussteigen behülflich ist.

Die Schuljugend bleibt stehen, um das große Ereigniß anzustaunen, und als der vornehme Herr und die gnädige Frau in den Laden eingetreten sind, folgen sie noch eine Strecke weit dem Wagen, nachdem der Kutscher durch Jansen mit den Worten zurechtgewiesen ist: »Fahre er nur um die Ecke in den Hof herein, Kamerad, hinten an die Scheuer; es ist schöner Hafer da auf der Diele.«

Wenige Minuten später sitzen die vornehmen Gäste vis-à-vis von ihren geldernschen Verwandten in der Putzstube der letztern.

Diese sieht wirklich so schlecht nicht aus, was die gnädige Frau mit Wohlgefallen sieht. Herr von Middelnesse macht bei sich selbst die Betrachtung, daß er es in der That doch erschrecklich bürgerlich findet, während Frau Jansen, eine starke, gesunde und wohlgeformte Landpomeranze, bei dieser Gelegenheit von oben bis unten in ihrem Sonntagsstaate und feuerroth von der Ehre, die ihr und ihrem Hause widerfährt, fortwährend: »Ja, ja« sagt und daß »die Verwandten nur vorlieb nehmen müßten,« mit der wiederholten Versicherung, daß es »sehr schönes Wetter« sei.

Frau von Middelnesse versichert ihrerseits, sie finde es sehr liebenswürdig, ihr und ihrem Manne so freundlich zu begegnen, und daß sie sich freue, endlich die Bekanntschaft der Verwandten zu machen, mit dem Zusatze, daß Frau Jansen — Base wollte sie

sagen, auch Kinderchen habe, nicht wahr? Vier, so viel sie sich erinnert.

Frau Jansen, die ihrem Gemahl hatte versprechen müssen, so viel als möglich sich mit Bildung auszudrücken, ruft in der vollen Würde ihres mütterlichen Gefühls: »Was? Meinen Sie vier? Warum nicht gar, ich habe sieben!«

Frau von Middelnesse ist durch diesen Ausfall ein wenig erschrocken, und ihr Erstaunen ist ganz natürlich, übrigens »sie hat deren sechs«, und wo zwei Frauen mit einander reden, die zusammen dreizehn Kinder besitzen, da gebricht es, namentlich bei etwas gemüthlicher Zurückhaltung von der einen und großer Offenherzigkeit von der anderen Seite, nicht leicht an Gesprächsstoff. Der größte Theil der Kinder der Hausfrau ist in der Schule, die zwei kleinsten schlafen ein wenig.

Vetter Jansen, der inzwischen zeigen will, daß er weiß, was sich schickt, zieht einen Präsentirteller, worauf sich zwei Fläschchen und vier Gläser befinden, zu sich heran, und während er eines der Fläschchen ergreift, sagt er zu dem vornehmen Vetter: »Mögt Ihr das auch im Haag? Klarer Bitter! Probiren Sie einmal.«

Herr von Middelnesse dankt, er dankt wirklich; zwar findet er es sehr liebenswürdig, aber er trinkt nie, niemals.

»Dann würden wir schlecht zusammen passen,« sagt der ländliche Vetter, »uns thut ein Tröpfchen zuweilen nöthig hier zu Lande, Sie müssen sich nicht nach mir richten,« fährt er fort, »ich trinke es immer zehn Minuten vor dem Essen, und wir haben das Essen jetzt schon hinter den Knöpfen.«

»So, so!« entgegnete der vornehme Vetter, der eine gewisse Leere fühlte und sich zu erinnern glaubte, von einem Schinken in dem Briefe gelesen zu haben.

»Anna Marie wollte warten, bis Sie hier wären,« versetzte Jansen, der sich die größte Mühe gab, richtig zu sprechen, »aber,« fuhr er fort, »ich sagte, wir wollen unsern gewöhnlichen Gang gehen, wegen der Kinder, wissen Sie, dann können wir recht gut

auf vornehme Art später noch einmal essen. Vater pflegte immer zu sagen, eßt so viel, daß Ihr gleich wieder von vorn anfangen könnt.«

»Sehr richtig bemerkt,« meinte Herr von Middelnesse, »aber es ist wirklich zu viel Mühe für die Frau Jansen, Cousine wollte ich sagen.« Und dann wendete er sich zu seiner Gattin: »Nicht wahr, Emilie, es ist wirklich gar zu freundlich, unsertwegen noch einmal zu diniren; wir hätten es wirklich nicht nöthig gehabt; wir haben in E. noch ein wenig gefrühstückt, nicht wahr?«

»Ja wohl,« antwortete etwas zögernd die Gattin; »Sie hätten das nicht thun sollen.«

»Dummes Zeug!« ruft darauf Jansen, »wenn Ihr erst ein Stück Fleisch auf der Gabel habt, werdet Ihr schon zubeißen, und mögt Ihr es nicht, ist es auch gut; die Jungens werden schon damit fertig werden. Anna Marie, lauf eimal in die Küche und sieh zu, ob die Kartoffeln bald gar sind.«

Anna Marie wäre schon lange recht gern nach der Küche gegangen und eilt nun dahin.

Während der Abwesenheit seiner bessern Hälfte bietet Jansen all' seine Ueberredungsgabe auf, um die Base zur Annahme eines Gläschens Doppelanis zu verführen; gut für die Verkühlung, versichert er; »es ist noch von der letzten Taufe, künftigen ersten vor einem Jahre.«

Die gnädige Frau ist zu Jansens Freude nicht unerbittlich und selbst Herr von Middelnesse, der zwar nie etwas trinkt, sitzt zuletzt wie seine bessere Hälfte mit einem bis zum Rande gefüllten Gläschen Doppelanis vor sich. Nun will auch Jansen der Gesellschaft wegen noch ein Tröpfchen trinken; »noch einmal essen, noch einen Bittern.«

Während der Abwesenheit der Hauswirthin erfährt das Ehepaar, daß Vetter Jansen durchaus nichts von Förmlichkeiten hält, daß er nicht leicht etwas anbietet, was er nicht wirklich los sein will, daß er es am liebsten hat, wenn man ihm reinen Wein einschenkt,

daß er einen angebornen Ekel vor Hinterlist hat, und darum seinen Nachbar Jan Toks nicht riechen und nicht sehen kann. Jan Toks hat es hinter den Ohren sitzen; schöne Worte und nichts dahinter. Das Ehepaar erfährt ferner, daß er, Jansen, zu den Ersten im Dorf gezählt wird, aber darum den Kopf nicht zu hoch trägt. »Seht Ihr, selbst wenn ich einem geringen Manne begegne, dann mache ich so,« sagt der Sprecher, indem er die Mütze lüftet, die er gewohnt ist auch im Hause zu tragen, »aber,« fährt er fort, »wer nicht arbeiten will, der hat den Jansen zum Feinde; zu dem tüchtigen Arbeiter sage ich immer,« und er lüftet wieder die Mütze, »kommt herein, sage ich, setzt euch, sage ich, und dann plaudern wir als Freunde, denn sehen Sie, Mensch bleibt Mensch!« Und weiter erfahren Herr und Frau von Middelnesse — die natürlich in des Vetters Grundsätze durch »ja wohl« und dergleichen Ausrufe einstimmen — daß dieser sechsundvierzig Morgen Land unter dem Pfluge hat und sechzehn Kühe und vierzig Ochsen auf der Weide, daß hinter dem Hause eine Menge Kirschbäume stehen und daß die letzten Kirschen gerade gestern sollten gepflückt werden, aber daß er gesagt habe, »wir wollen sie sitzen lassen, dann können der Vetter und die Base aus dem Haag sich einmal recht satt daran essen.«

Keine zehn Minuten später liegt ein schneeweißes, wenn auch etwas grobes Laken durch Base Jansen selbst über den Tisch gebreitet, dann stellt die Hausfrau die tiefen Teller auf, indem sie zählt: da sitzt der Vetter, da sitzt die Base, da sitzt Jansen und da sitze ich, dann legt sie links von jedem Teller eine Gabel, rechts einen Löffel, an das eine Ende des Tisches kommt noch ein Häufchen von der ersteren, an das andere Ende ein Häufchen von der letzteren Sorte Silberzeug.

Eine braunrothe Dirne im Altagsgewand, ein rothes Halstuch über die Brust gebreitet und an der Seite in den Rock gesteckt, tritt mit einem »Guten Tag zusammen!« in das Zimmer herein und sagt, indem sie eine große runde Schüssel mitten auf den Tisch niedersetzt: »Hier ist die Suppe, sie ist heiß; paßt auf!«

»Dafür haben wir das Blasen gelernt,« sagt Jansen, und zu den Gästen gewendet: »Rückt heran, wenn's gefällig ist.«

Die Dirne ist hinausgegangen, die Gäste haben sich näher an den Tisch gesetzt, Jansen drückt andächtig die innere Seite seiner Mütze gegen das Angesicht, seine Frau schließt die Augen und läßt den Kopf auf die linke Schulter fallen. Herr von Middelnesse legt seine weiße Hand an die Stirn und bedeckt damit zur Hälfte seine Augen, mit dem linken Auge kann er jedoch noch genug sehen und er sieht denn auch, wie die gnädige Frau während des Gebetes mit ihrem feinen gestickten Taschentuche über ihren Teller wischt, und wie ein Zug um ihren Mund spielt, welcher bedeutet: Pfui, Unart, Du mußt auch nichts sehen!

Die Mahlzeit beginnt hierauf, Jansen nöthigt die Gäste, seinem Beispiele zu folgen, und nachdem das Geldernsche Ehepaar mit seinen Löffeln die Suppe über den Rand der großen Schüssel in die Teller schaufelt, zögern die vornehmen Gäste, aber sie folgen zuletzt doch dem gegebenen Beispiel.

Während Jansen hastig schlürft, versichert er, daß solche Suppe kein Kinderspiel sei, und indem er seinen Teller zum zweiten Male füllt, setzt er hinzu: »Ich habe zu meiner Anna Marie gesagt: Sie dürfen keinen Hunger leiden, hörst Du? Greift zu, sie ist wahrhaftig nicht schlecht, nur zu, Suppe sättigt nicht.«

»O, sie ist ausgezeichnet!« sagt Frau von Middelnesse, obschon sie die Suppe zu fett findet, aber — sie hat Hunger.

»Köstlich! köstlich!« versichert Herr von Middelnesse, und das erquickende Gericht thut ihm so wohl, daß er sich wirklich mit dieser Sorte von Menschen aussöhnt, und darauf so frei ist, noch tant soit peut zu nehmen.

Wir wollen die vier Leutchen ruhig bei ihrem Mittagsmahle lassen, wobei Jansen mit derselben Lust zu Werke ging, als ob es das erste gewesen wäre. Nach der Suppe erschien eine große Platte mit köstlichen dampfenden Kartoffeln gefüllt, während auf der ande-en Seite die Hausfrau eine Schüssel mit großen Bohnen heran-

rückte. Der große Schinken von einem selbst geschlachteten Schweine hatte zum vis-à-vis wieder eine tiefe Schüssel, worin sich in Stücke geschnittenes gebratenes Fleisch befand, und mitten auf dem Tische, umgeben von all' diesen Schüsseln, war eine große Saucière niedergesetzt.

Jansen erklärte fortwährend, daß er nichts von Phrasen und Förmlichkeiten halte, ließ jedoch im Verein mit seiner Frau keinen Augenblick vorübergehen, ohne seine Gäste zum Zulangen zu nöthigen, und warf bald dem Vetter einige Schnitte Schinken auf den Teller, bald drang er seiner Base, die längst genug hatte, einige Stücke gebratenes Fleisch auf, mit der Bemerkung, wenn sie es nicht zwingen könne, möge sie es liegen lassen.

»Hier, Vetter, trinken Sie einmal; es ist Wein vom Jahre 1848; das Beste was ich im Hause habe!«

Herr und Frau von Middelnesse wurden roth von der Anstrengung des Essens.

Zuletzt geht die Thür auf und zugleich mit der Dirne, die das rothe Halstuch trägt und wieder eine große Schüssel hereinbringt, eine Schüssel mit Reisbrei, drängt sich eine Gruppe von sechs Kindern in das Zimmer.

Das gab ein Leben! »Guten Tag, Vater, guten Tag, Mutter! — Wer sind das? — Sind sie das aus dem Haag? — Eßt Ihr noch einmal? — Kriegen wir auch etwas,« so fragten die Knaben und Mädchen, und sie fragten noch viel mehr, während die Eltern sie ermahnten und ihnen befahlen, daß sie »guten Tag« sagen sollten, daß das der Vetter und die Base aus dem Haag seien, wo der König wohne, daß Wilhelm sein Schreibebuch sehen lassen solle, wo der Lehrer so häufig »ausgezeichnet« hineingeschrieben habe, daß Mariechen ihre Nase abwischen solle, und endlich, daß sie still hinausgehen sollten, mit dem Versprechen, »dann kriegt ihr Alle zusammen Reisbrei; fort Jungens!« da stürmten sie hin.

»Allerliebste Kinderchen! So ungezwungen, so sans gêne!« versichert Herr von Middelnesse.

»Und wie gesund sie aussehen!« bemerkt die gnädige Frau, »die frische Luft ist doch das beste.« Die Kinderchen der gnädigen Frau haben einen Hauslehrer, damit sie sich durch das in die Schule gehen, namentlich des Winters, nicht erkälten.

»Sie kriegen nach Gebühr, was sie wollen, und können nach Gebühr thun, was sie wollen,« sagt Jansen, »Gehorsam, das ist das Eine, und keine Streiche, das ist das Zweite. Kommen Sie, Vetter, noch ein Gläschen.«

»Nein, lieber nicht, er steigt mir zu Kopfe, merci! merci!«

»Was merci,« ruft Jansen, indem er einschenkt, und der Vetter trinkt das Glas aus und es steigt ihm nicht zu Kopfe. Was den Reisbrei betrifft, so sollte und mußte er geprüft werden. Base Jansen verlangte in aller Bescheidenheit doch ein lobendes Wort über ihr Nachgericht, und das war auch kein Wunder, denn sie hatte drei Pinten von der besten Sahne daran gewendet.

»Wie Maibutter!« sagt Jansen. Herr und Frau von Middelnesse holen tief Athem, und während sie mit ihren Gabeln in den Reisbreiportionen, die man ihnen aufgeladen, herumstochern, und dann wieder einmal etwas davon zu Munde führen, versichern sie, »daß die Cousine viel zu viel Umstände gemacht habe und daß sie wirklich in Verlegenheit seien, aber daß sie noch nie einen so ausgezeichneten Reisbrei gekostet hätten.«

Vetter Jansen lacht aus Vergnügen, daß seine Gäste so über und über zufrieden sind, und sagt: »Ja, wenn wir auch geringe Leute sind, wissen wir doch, was den Gästen zukommt. Wenn Ihr nicht mehr könnt,« setzt er hinzu, »so laßt es nur liegen, wir wollen beten und dann geht's in den Garten, um Kirschen zu essen, bis Mutterchen den Kaffee fertig hat.«

Daß Herr und Frau von Middelnesse nicht besonders viel Lust zu den Kirschen hatten, befremdet uns nicht, aber Jansen, der den Baum einmal für sie bestimmt hat, sagt zu Christoph, dem Arbeiter, »daß er pflücken solle, was er in einen Zehn-Pfund-Korb thun könne, und den solle er dann in die Kutsche unter die Bank setzen.«

Während darauf die vier Leutchen in Prozession nach der Dorfkirche zogen, wo die gnädige Frau so gern einmal auf Papas erste Kanzel steigen wollte, zeigte Jansen nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl seinen Gästen die Felder, welche ihm als Eigenthum gehörten. Mit innigem Vergnügen vernahm er dabei, wie prächtig und wie enorm und wie allerliebst Alles gefunden wurde.

Von der Prozession nach Hause gekommen, mußten die Freunde aus dem Haag noch rasch einen Blick in den Schweinestall werfen.

Wie lieb sehen die kleinen Ferkelchen aus!

»Was sagen Sie zu unsern Schweinen?« fragt Frau Jansen, worauf sie mit einem Holzlöffel an den Stall klopft und laut kuff, kuff, kuff ruft. Die fetten Schweine springen über einander und Frau Jansen giebt der vornehmen Base die Versicherung, daß jede Sau bis zu zehn Jungen wirft.

Wieder sitzt man um den Tisch in der Putzstube, woselbst der Kaffee aufgetragen ist; d. h. zwei große Kuchen, einer mit und einer ohne Rosinen prangen in der Mitte und sind umringt von Schüsseln mit rundem Zwieback, Butter, Käse und Wurst. Die Hausfrau gießt aus der großen Kanne die braune Flüssigkeit in die Tassen, halb Kaffee, halb Sahne.

So sehr auch genöthigt wird, es ist wirklich unmöglich, viel davon zu nehmen; selbst Jansen gesteht, daß es noch zu früh ist und daß die Sache keinen rechten Zug habe. Nun war übrigens der Augenblick gekommen, um über eins und das andere zu reden.

»Ist man gegenwärtig noch mit den Ministern zufrieden?« fragt Jansen; »ist es wahr, daß sie so viel Mühe haben, um Geld von den Kammern zu kriegen? Hören Sie,« fügte er in gewichtigem Tone hinzu, »ich befasse mich wenig mit Politik, aber jeder Mensch hat seine Ansicht, und sehen Sie, so denke ich, daß die neuen Minister jedes Mal eine Menge Geld kosten und daß man eine artige Summe überbehalten würde, wenn man die alten stille am Ruder ließe; es würde dann,« so schloß er, »nicht schlechter dadurch werden, denn der Verstand kommt nicht im Umsehen!«

Herr von Middelnesse versichert, daß ihm dies auch ganz recht sei, und meint sogar, er würde nichts dagegen haben, um selbst einmal, und wäre es auch nur auf fünf Jahre, Minister zu spielen; »dann Pension,« sagt er zum Schlusse und blinzelt mit den Augen.

Der Vetter vom Lande giebt ohne Umschweife zu erkennen, daß der Vetter aus dem Haag, wenn er es nur um das Geld thut, sein Mann nicht ist; worauf Herr von Middelnesse eilig versichert, daß er es so nicht gemeint hat und daß er auch nicht glaubt, es würde irgend Jemand es darum thun, aber enorm viel Arbeit und jedes Werk verdient seinen Lohn!

Dieser letzten Bemerkung stimmt Jansen eifrig zu, während zur selben Zeit Frau von Middelnesse ihre Cousine versichert, daß der König wirklich genau so aussieht wie auf den Gulden und Reichsthalern.

Darauf werden die Schönheiten der Residenz nebst dem Museum und andere Sehenswürdigkeiten, auch das Wäldchen nicht zu vergessen, wo Sonntags und Mittwochs Musik ist, von dem vornehmen Vetter auf das Höchste gerühmt. Jansen und seine Frau sind ganz davon eingenommen, weil der Vetter so artig darüber plaudern kann.

Der Vetter plaudert wirklich allerliebst, und nachdem Jansen gesagt hat, daß er das Alles für sein Leben gern einmal sehen möchte, daß er sich aber nur den Mund abwischen wolle, da er doch niemals dazu kommen werde, versichert Herr von Middelnesse, es wäre doch gewiß sehr hübsch und er würde es wirklich sehr liebenswürdig finden, wenn sie einfach bei ihnen vorlieb nehmen wollten und dann doch nur einmal kommen.

»Ja wohl, um die Zehrung wieder zurückzuholen!« lacht Jansen, »auf St. Judentag, wenn die Kälber auf dem Eise tanzen; nein, das müßte seltsam zugehen, wenn Jansen einmal wirklich nach dem Haag kommen sollte.«

Frau Jansen lacht auch.

Die gnädige Frau, angenehm durch die Freundlichkeit ihres

Mannes überrascht, giebt ihrem Gesichte den einladendsten Ausdruck. Die Züge des Haagschen Vetters drücken tiefes Bedauern aus. Wenn in der That so große Hindernisse entgegenstehen, will er nicht auf seiner Einladung bestehen, im andern Falle aber sollte ein Mann wie Herr — Vetter Jansen, wohl die Residenz und besonders auch die See einmal gesehen haben, enfin, es ist von Herzen gemeint!

Während die Hausfrau unangenehm gestimmt ist, daß man von ihrem Vespermahl, welches aus dicker Milch mit geriebenem Zwieback und Zucker besteht, nichts genießen will und daß die vornehmen Verwandten abreisen wollen, ohne noch etwas zu sich zu nehmen, macht sich das Ehepaar von Middelnesse zur Abreise bereit, da sie ohnehin spät nach der Stadt zurückkommen werden.

Sie sollten bleiben.

Unmöglich, da sie morgen nach der Residenz zurück müssen, wo ihre Kinder so sehr nach ihnen verlangen und sie selbst nach diesen.

Das ist natürlich!

Einige Minuten später findet ein herzlicher Abschied Statt.

Tausend Dank für den liebenswürdigen Empfang!

Nichts zu danken, aber wiederkommen! Wartet einen Augenblick, hier! Und die gnädige Frau, die schon im Wagen sitzt, empfängt ein enormes Packet, welches die ländliche Base ihr auf den Schooß giebt.

»Eine Bretzel,« sagt die Hausfrau, »für die Kinder, ich habe dafür gesorgt, daß das Gebäck eine Zeit lang frisch bleibt.«

»Aber nein, das ist zu viel!« sagt die gnädige Frau.

Herr von Middelnesse drückt noch einmal, bevor er in den Wagen steigt, recht vertraulich die Hände von Herrn und Frau Jansen und sagt gemüthlich: »Nun, wir werden Sie doch hoffentlich bald einmal wieder sehen.«

»Ja, ja, hier, wenn Sie wieder kommen!« lacht der dicke Vetter. Der Kutscher sieht rückwärts und fragt, ob Alles richtig ist. »Ja,« sagt Herr von Middelnesse. Der Kutscher berührt die Pferde mit der Peitsche, die Herrschaften aus dem Haag wechseln mit ihren Gel-

dernschen Verwandten, welche von einigen ihrer Sprößlinge umgeben an der Thür stehen, noch Lebewohls und dergleichen, und während der Wagen durch das Dorf rollt, sinkt Herr von Middelnesse in die Kissen mit dem Ausruf: »Mein Gott, welch' ein Tag!«

»Recht lieb, recht herzlich,« sagt die gnädige Frau, die vor einer andern Auslegung bange ist.

»O, unbegreiflich!« ruft der Gemahl, »diese Menschen würden complet Alles für Einen thun; es ist bürgerlich, überladen, aber ich mag das wohl einmal, mein Himmel, welch' ein Essen, ma foi, welch' eine Brezel!«

Frau von Middelnesse ist ganz entzückt, daß Charles das alles ernsthaft meint; die Verwandten, von denen sie früher gerade nicht sehr viel gesprochen, hatten Beifall gefunden. »Nicht wahr,« sagt sie, »es ist der Typus Geldernscher Gemüthlichkeit, und weißt Du, da sitzt Vermögen, viel Vermögen!«

»Allerliebste Menschen,« beendet der Gemahl das Gespräch, und gähnt und schließt die Augen und träumt, daß er eine Mutter von zehn Ferkeln auf der Gabel habe.

III.

Gesellschaftliche Pflichten.

Es sind ungefähr drei Jahre vergangen, seitdem Herr und Frau von Middelnesse den allerliebsten Tag bei Vetter und Base Jansen zu B. zugebracht haben. Die Herrschaften sind seit dem vorigen Jahre von der Promenade am Wäldchen nach einem weniger belebten Stadttheile umgezogen, weil — weil das Haus etwas zu klein wurde und zwei von den Kindern in die Schule gehen, die sehr weit entfernt ist, und, unter uns, weil Herr von Middelnesse im vergangenen Sommer durch eine mißglückte Speculation in Effecten einen häßlichen Schlag erhalten hat, und die hübsche Anstellung ei-

gentlich sehr wenig einbringt, und eine geräumige Wohnung, die viel weniger Miethe kostet, sei sie auch etwas von dem herrlichen Wäldchen entfernt, der schmalen Börse jedenfalls viel mehr entspricht. Indessen wohnt man in der stillen Gegend sehr, sehr angenehm; kein Besucher kommt, ohne daß er dies zwei oder drei Mal vernimmt, und wenn er auch noch so viel auf eine etwas lebendigere Gegend hält, so muß er doch wirklich eingestehen, daß man hier durchaus keine Belästigung von Geräusch hat, durchaus — kurzum, wirklich allerliebst!

Ueber acht Tage, geehrter Leser, ist der zehnte September, und wir zeigen dies an, weil alsdann Herr von Middelnesse seinen vierzigsten Geburtstag zu feiern gedenkt; feiern, ja feiern, das ist eben die Frage.

Das Ehepaar sitzt des Abends in der Dämmerung beisammen und Herr von Middelnesse sagt nach einigen Augenblicken Stillschweigens: »Parole d'honneur! Emilie, ich mache mir nichts daraus.«

»Quant à moi,« sagt seine Gattin, indem sie die Schultern aufwärts zieht; »aber,« läßt sie rasch darauf folgen, »wir haben keinen haltbaren Vorwand; wir kommen überall hin.« Nach einigen Augenblicken stillen Nachdenkens setzt sie hinzu: »Nein, wir können es nicht unterlassen.«

»Es ist sehr mißlich,« sagt Herr von Middelnesse.

»Valerie Lassale meinte neulich noch,« entgegnete die gnädige Frau, »daß es am zehnten September wie immer magnifique bei mir sein werde, besonders da wir den geräumigen Saal in dem neuen Hause hätten, und sie setzte leise hinzu, da läßt es sich herrlich tanzen!«

»Demnach hat doch Niemand eine Ahnung davon, daß wir aus einem andern Grund als der Gesundheit wegen nach diesem abgelegenen Orte gezogen sind;« schmeichelt sich Herr von Middelnesse, und gleich darauf murmelt er: »Aber die Kosten, die Kosten!«

»Ja, es ist wahr,« sagt seine Frau, »aber denke nur an die Klatschereien!«

Und Herr von Middelnesse, obgleich er im Laufe des Gespräches noch einmal daran erinnert, mit wie wenig sie jetzt auskommen müssen, sieht doch zuletzt ein, daß sie es ihrem Range schuldig sind, die Gesellschaft zu geben.

IV.

Ein Besuch.

Fünf Tage nach dem gefaßten Entschlusse sitzen die Eheleute am Frühstückstische, als an der Hausthür geklingelt wird; einige Minuten später kommt das Dienstmädchen herein und berichtet, es sei ein Mann da, welcher den Herrn zu sprechen wünsche.

Wie sein Name sei?

Das Mädchen soll nur sagen, Jemand, den der Herr wohl kenne, aus Geldernland, und sie setzt hinzu »ziemlich dick mit einem rothen Gesicht.«

Herr von Middelnesse wird auch roth, denn während der Leser an einen gewissen Vetter aus B. denkt, hat der gnädige Herr das Bild seines Weinhändlers aus jener Gegend vor Angen, in dessen Händen er eine roth lederne Brieftasche sieht, woraus eine Rechnung im Betrage von achtzig Gulden zum Vorschein geholt wird.

»Ich bin — wir sind — ach der Mann ist so entsetzlich langweilig; Sienchen — nicht zu Hause!«

Am Tage vorher hatte Sienchen einen heftigen Streit mit der gnädigen Frau gehabt, weil die gnädige Frau behauptete, Sienchen habe einen Apfel aus dem Korbe genommen, was Sienchen durchaus nicht zugab, worauf die gnädige Frau ihr klar gemacht hatte, daß es sich nicht um den Werth des Apfels, sondern um das ab-

scheuliche Lügen handle und daß man ihr nun nie wieder etwas glauben könne.

»Verstehst Du, ich bin nicht zu Hause!«

»Sehr wohl!«

Nach einigen Secunden kommt Sienchen zurück und flüstert in geheimnißvollem Tone: »Dann will er die gnädige Frau sprechen; aber Gott, wie sieht der Mann aus und was für Füße hat er!«

Ein Blick der Verständigung wird von den beiden Eheleuten ausgetauscht und der Herr versichert, daß die gnädige Frau bei der Toilette, verstehst Du, mit Ankleiden beschäftigt ist.

Das Dienstmädchen begreift dies und geht ab. Man lauscht, und vernimmt, daß die Hausthür wieder zugeschlagen wird. Wieder erscheint das Dienstmädchen in der Frühstücksstube und sagt in sehr vertraulichem Tone: »Abgezogen! aber er kommt wieder, bald, über ein Stündchen.«

Nachdem Sienchen hinausgegangen ist, sagt Charles, daß ihm die Rechnung, besonders jetzt, durchaus nicht conveniren kann, und daß Emilie, wenn er selbst nach einer Stunde nicht zu Haus sein werde, bei dem Weinhändler nur einen Anker Bordeaux bestellen solle.

Die gnädige Frau findet es sehr unangenehm, den Besuch allein zu empfangen, da Charles bisher stets gewohnt war, bei der Ankunft des Weinhändlers die Rechnung mit ihm auszugleichen.

Herr von Middelnesse verfügt sich auf sein Büreau, doch wählt er diesmal den Weg durch die Hinterthür des Hauses und durch die kleine Seitenstraße. Es ist zwar etwas um, aber enfin!

So oft nun geklingelt wird, erschrickt Frau von Middelnesse. Sie hat sich inzwischen angekleidet und beschäftigt sich mit dem Aufschreiben der Dessertgerichte für übermorgen, wobei sie überlegt, wie dieselben auf den Tisch gestellt werden sollen. Sie ist eben mit diesem Arrangement im besten Zuge, da schellt es.

Sienchen hat den Auftrag, den Herrn nur in das Besuchzimmer zu lassen, und sie bringt jetzt die Nachricht, daß er dort ist.

Die gnädige Frau läßt ein wenig auf sich warten, endlich aber

ermannt sie sich und schreitet mit der fatalen Vorstellung, kein Geld für eine Rechnung zu haben, nach dem Besuchzimmer.

Schon hat sie ihre Hand auf dem Thürschlosse, sie zögert noch eine Weile, aber indem sie endlich eintritt, klingt ein: »Nun, Base, wie geht es? Da bin ich nun!« in ihre Ohren, und sie sieht zu ihrer größten Ueberraschung anstatt des Weinhändlers ihren ländlichen Vetter, der ihr die rauhe, große Hand gutherzig entgegenstreckt.

Es ist nicht zu verwundern, daß die gnädige Frau etwas verblüfft aussieht und ein wenig verlegen ist.

»Wie? Sie sind es?« sagt sie, »ich dachte — nun, wie geht es?« und sie läßt sich die feinen Finger in der starken Hand des Landmannes drücken.

»Mir? seelenvergnügt, wie Sie sehen,« ist die Antwort; »da bin ich nun im Haag und will mir die Zehrung bei Ihnen wiederholen, und viele Grüße von meiner Frau; — aber was für eine merkwürdige Stadt ist der Haag?«

»Ja wohl, ja wohl,« sagt die Base, und sie wiederholte es wohl noch sechs Mal und zeigt auf einen Stuhl und sagt: »Sie werden doch Platz nehmen.«

Der Vetter hat dagegen nichts einzuwenden; er hatte die Verwandten zuerst am Wäldchen gesucht, und nachdem ihm ihre gegenwärtige Wohnung bekannt geworden, war ihm noch ein Stündchen geblieben, um ein wenig umherzuschlendern. Jansen setzt sich nun und sagt, daß er der Ueberraschung wegen sich nicht genannt und auch nicht geschrieben habe. Anna-Marie habe gesagt, der Vetter und die Base würden große Augen machen. Anna-Marie hielt viel von Ueberraschungen und darum habe sie ihm auch wieder eine große Rosinenbrezel mitgegeben, die lag im Hausflur.

Das Erscheinen des Landmannes an Stelle des Weinhändlers war bei den bestehenden Umständen für Frau von Middelnesse wirklich eine Erleichterung gewesen. Da sie nun vernahm, daß der gutmüthige Mann, der sogar noch eine Brezel mitgebracht hatte, eine

ganze Stunde hatte umherlaufen müssen, fühlte sie, obgleich ein peinliches Gefühl wegen ihrer Verwandtschaft mit ihm sie beschlich, doch auch eine gewisse Dankbarkeit, welche sie in den Worten kundgab: »Wer hätte das auch denken können?«

Doch sieh, da geht Hauptmann A. am Fenster vorüber, einer der Hausfreunde. Er klingelt. Sienchen wird ihn in das Besuchzimmer führen und da sitzt nun der Vetter, der es nicht verschweigen wird, daß er der Vetter ist, da sitzt er mit seinem rothen, vollen Gesichte, den straffen hellen Haaren, mit seinem seltsam geformten Hute zwischen den Knien, die Ränder der Hose unten umgeschlagen, weil es auf der Straße schmutzig ist, so daß die grauwollenen Strümpfe hervorsehen, welche mit den unförmlichen Schuhen von dem Fußteppich einen curiosen Abstand machen!

»Wollen Sie nicht lieber mit nach der Hinterstube gehen,« sagt hastig die Dame, indem sie rasch aufsteht, »ich habe, wir wollen, wir — trinken dort Kaffee, wissen Sie.«

Jansen begreift nicht recht, warum er so rasch wieder wo anders hin soll.

»Mir ist's einerlei, ich befand mich hier ganz gut,« entgegnet er langsam und folgt, auf wiederholtes Ersuchen der Dame, mit der Frage: »Wohin soll es nun gehen?« während letztere ihn nicht über den Hausflur, sondern durch ein Nebenzimmer nach der Hinterstube führt. Kaum hat Jansen diese betreten, als die gnädige Frau, befürchtend, daß die Ankunft des Besuches ihr gemeldet werde, und Jansen dadurch die Ursache ihrer Flucht aus dem Besuchzimmer vermuthen könne, sich schnell entfernt.

Wie ängstlich sie aussieht! denkt der ländliche Vetter und während er sich im Zimmer umsieht, fällt sein Auge auf ein Papierchen, welches am Boden liegt. »Das könnte ich unterdessen wohl aufheben,« und er thut es und mit oder gegen seinen Willen lies't er das Folgende:

Gnädige Frau!

In Folge Ihres geehrten Auftrages werde ich Sorge tragen,

daß die bestellten Gerichte übermorgen bereit sind. Für die Fasanen mit Trüffeln ersuche ich Sie Kapaunen nehmen zu wollen, da ich bis zum heutigen Tage keine Fasanen erhalten habe.

Ich verbleibe der gnädigen Frau unterthänigster Diener
Paulet, Koch und Pastetenbäcker.

Das ist verdrießlich! denkt Jansen; wenn ich es gewußt hätte, hätte ich recht gut ein Paar fette Hahnen mitbringen können; es scheint hier großartig herzugehen, ein mächtiges Haus, eine Menge Möbeln, ganz andere Stühle als bei uns in der Wohnstube. Hier sitze ich nun recht weit von unserer Wohnstube, zum Vergnügen! Anna-Marie wird sich recht einsam vorkommen, und die Kinder! Es ist hier eine elende Aussicht auf den kleinen Hof, ich wollte ich könnte die Truthühner von unserem Hühnerhofe hier laufen sehen. Jansens Ueberlegungen verloren sich ins Unbestimmte, bis er zuletzt halblaut in den Bart brummte: »Ich bin zum Vergnügen im Haag,« und so war es.

Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem die gnädige Frau die Stube verlassen hatte, kommt sie zurück und spricht ihr Bedauern darüber aus, daß sie ihn so lange habe allein lassen müssen, »aber,« sagt sie, »es war Jemand gekommen, der sie nothwendig sprechen mußte.«

»Das hat nichts zu sagen, Base,« sagt Jansen, »Geschäfte gehen vor, und wie geht es Ihrem Manne und was machen die Kinder?«

Während sie ihm eine Tasse Kaffee eingießt — westindischen, denkt Jansen — giebt ihm die gnädige Frau auf all' seine Fragen Bescheid, und sucht zugleich zu erfahren, wie er sich zu der Reise habe entschließen können, und was nun eigentlich seine Absichten sind.

Die guten Geschäfte in Oel und Anna-Maries Meinung, daß jetzt einmal die rechte Zeit dazu sei, hatten Jansen zu dem Entschlusse gebracht, die Reise zu unternehmen, und er hatte sich vorgenommen, direct nach dem Haag zu fahren, wo Vetter und Base Mid-

delnesse ihm wohl sagen würden, wohin er sich am besten zuerst wenden und was er Alles sehen müsse, namentlich war hier ja, wie sie früher gesagt hatten, das Meiste zu sehen, und nun mußten sie ihm eben den Weg zeigen.

Die gnädige Frau fühlt sich arg in die Enge getrieben und versichert nach einigen unbedeutenden Bemerkungen über das Zurechtmachen eines Butterbrotes und die theuren Butterpreise, daß sie nur sehr selten ausgeht, da sie sehr viel von Kopfschmerzen zu leiden habe und daß von Middelnesse entsetzlich viel auf seinem Büreau beschäftigt sei; woran sie die Bemerkung fügt, daß der arme Charles bei seinen vielen Geschäften fast keinen Augenblick frei ist, und indem sie die Schultern hinaufzieht, setzt sie hinzu, es sei wohl ein Museum, aber sonst doch sehr wenig im Haag zu sehen. Das kann Jansen gar nicht begreifen, und als seine Base ihm ferner mittheilt, daß es ihr außerordentlich angenehm wäre, wenn er in ihrem Hause logiren wolle, aber daß sie leider nicht wisse, wo sie ihm eine Schlafstelle anweisen solle, ausgenommen eine kleine Bodenkammer, da denkt Jansen: habe ich in meinem Leben so etwas gehört! Ein Haus wie eine Kirche! Zum Schlusse bei dem höflichen Anerbieten der Base, daß er doch in jedem Falle diesen Mittag zum Essen bleiben müsse, aber sehr einfach, äußerst einfach, denn entre nous, sie seien genöthigt, in Folge gewisser finanzieller Umstände sehr eingeschränkt zu leben, sagt Jansen: »So, so!« und denkt an das Briefchen des Herrn Paulet, an die Fasanen und Capaunen.

»Wenn ich Ihnen zur Last bin, kann ich ja auch in ein Gasthaus gehen,« ist seine Antwort, aber die Entgegnung darauf lautet: »Ja nicht, nein, durchaus nicht.«

Bis zur Nachhausekunft des Herrn von Middelnesse genießt Jansen die reizende Aussicht auf den Hof und obendrein die Gesellschaft der Base, welche, sobald Jansen von dem Dorfe spricht, woselbst sie ihre frühesten Kinderjahre verlebt hat und welches ihres Vaters erste Anstellung war, viel weniger Sympathie an den Tag legt, als vor drei Jahren, als sie den allerliebsten Tag da zubrachte.

Auch die Kinder, die nicht nach der Schule gehen, haben dem Landmanne einige Augenblicke ihre Gegenwart geschenkt. Ihre Mama hat mit vollständiger Vermeidung des Wortes Vetter die naseweisen Kleinen, die aussehen, als ob sie sich vor dem Manne fürchteten, aufgefordert, ihm rasch ein Händchen zu geben und ihn zu begrüßen. Die kleine Emilie verweigert ihm ihre Hand und Lieschen hat zwar gehorcht, ist aber mit einem leisen: pah! wie rauh! rasch wieder zurückgelaufen, während die beiden andern nahe daran waren, über des Mannes komische Aussprache laut zu lachen, so daß Mama rasch den Abzug befahl.

Der Haagsche Vetter ist nach Hause gekommen, sehr spät, denn er hatte auf dem Büreau ein kleines Billet von seiner Frau empfangen.

Wirklich, auf den ersten Blick weiß er nicht, wen er das Vergnügen hat, zu — ach so, ja, richtig, ja, ja wohl, es ist schon etwas lange her, aber er erinnert sich doch, daß er mit seiner Frau, als sie damals so gern ihren Geburtsort besuchen wollte, einen Nachmittag dort zugebracht habe. Er findet es sehr freundlich, daß Jansen sich die Mühe genommen, sie hier einmal zu besuchen, und daß, daß es leider regnerisches Wetter bleibt. Er fragt, wo der Gast abgestiegen sei und meint, daß er doch sicher zum Essen bleiben müsse à la fortune du pot. Jansen verzeihe den Ausdruck ja wohl und, nicht wahr? von Umständen sei man in Geldern kein Freund.

Für die Kinder wird es ein Festtag. Mama hat für gut befunden, sie allein in der Kinderstube essen zu lassen; Sienchen bekommt die Hände frei, denn die gnädige Frau sagt: »Sienchen, ich werde selbst decken, weil der Herr etwas mit diesem Manne zu reden hat.«

Was indessen zwischen diesem Manne und dem Herrn verhandelt wird, ist von sehr geringem Belange, denn Herr von Middelnesse redet ausschließlich davon, daß die Residenz so außerordentlich wenig Sehenswerthes aufzuweisen habe.

»Aber die Standbilder von Wilhelm dem Schweiger zu Pferde und zu Fuße?« meint Jansen.

»Ja, o ja, die sind nicht schlecht,« sagt Herr von Middelnesse, »ja, die müssen Sie sehen,« und rasch hat er einen allerliebsten Plan entworfen. Morgen ist er zwar den ganzen Tag besetzt, so gern er auch den Gast begleiten möchte, aber nachher, nach dem Essen, gegen Abend, dann würde er sich das Vergnügen nicht versagen, denselben einmal in der Stadt herumzuführen, es ist dann bei Gaslicht wunderhübsch auf der Straße und die Standbilder sieht man ebenso gut wie bei Tag. »Wissen Sie was,« fährt der Hausherr fort, nachdem er einige Augenblicke mit den Fingern an den Scheiben trommelnd am Fenster gestanden und einige geflüsterte Worte von seiner Gattin vernommen hatte; »Sie müssen in jedem Falle diese Nacht unter unserm Dache zubringen, meinen Abend widme ich Ihnen gern, und morgen, sehen Sie, da findet sich wohl Jemand, der Ihnen für eine Bagatelle den Weg zeigen wird. Ich für mein Theil — ja, das ist aber auch wahr, Emilie, übermorgen früh muß ich durchaus nach Amsterdam!«

Sie waren wohl ein wenig kalt und steif, sagte Jansen zu sich selbst, aber sie wollten doch thun was sie konnten; es war auch nicht recht, so ohne Weiteres anzukommen; sie hatten zuvor geschrieben, auch konnten sie nicht riechen, daß er die Absicht hatte, drei Tage zu bleiben. Anna-Marie hielt von Ueberraschungen, aber das war nicht Jedermanns Sache. Dem Vetter oder der Base nun vor den Kopf zu stoßen und noch einmal vom Gasthause zu sprechen, das ging nicht, sie waren ja doch freundlich gewesen; das Brieschen von diesem Paulet konnte wohl ein altes Brieschen sein, Tag und Datum hatten nicht darauf gestanden.

»Nun Vetter und Base, dann werde ich die Dreistigkeit haben, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen,« sagt Jansen, »und wenn es Ihnen nicht lästig ist, so will ich nur gerade heraus gestehen, daß ich morgen Nacht auch noch hierbleibe, um übermorgen, das trifft sich prächtig, mit dem Vetter nach Amsterdam zu fahren.«

»O, das ist wahr,« sagt der vornehme Vetter, während er heftig die Nase schnäuzt, und seine Gattin muß rasch aus dem Fenster sehen, weil sie ein Lächeln nicht ganz unterdrücken kann.

Jansen hätte wohl gern ein Tröpfchen Bitter genommen, aber —

Die gnädige Frau hat wirklich Wort gehalten und es wurden nicht die geringsten Umstände mit dem Essen gemacht, obgleich es ihr in der That etwas kärglich vorkam und sie gegenüber dem gutmüthigen Manne eine gewisse Verlegenheit fühlte. Charles hatte es jedoch so gewollt, und Charles wollte nun einmal keine Belästigung durch ihre bürgerliche Familie haben.

Herr von Middelnesse geht selbst, um Wein zu holen; er kehrt mit einer Flasche zurück, entkorkt dieselbe und gießt ein.

»Aber, mein Gott, Emilie, das ist ja Essig!«

»Essig? pfui! die Flaschen stehen links.«

Abermals entfernt sich Herr von Middelnesse und entkorkt bei der Zurückkunft aufs Neue eine Flasche. Er schenkt ein. Bier! »Mein Himmel, Sie würden wahrscheinlich lieber Wein trinken? aber sonst ist dieses Bier — versuchen Sie es einmal.«

Jansen ist ganz damit zufrieden, obgleich für keinen Pfennig Kraft in dem Biere sitzt, und er dem Brauer, der ihm solches Bier liefern wollte, sagen würde, trink' das selbst!

Fast scheint es dem ländlichen Vetter, daß die Magen des Vetters und der Base in den letzten drei Jahren eingeschrumpft sind, denn ehe man's sich versieht, sind die Schüsseln leer, und der Vetter sagt noch, daß er viel gegessen habe.

Nach dem Essen wird der Landmann ersucht, mit nach dem Zimmer des Herrn zu gehen, um dort eine Cigarre zu rauchen, »man braucht dann nicht beim Abnehmen des Tisches zu sitzen und sich durch das Dienstmädchen geniren zu lassen.«

Jansen fügt sich, obschon es ihn sehr verlangt, endlich ins Freie zu kommen.

Auf dem Zimmer des Herrn rauchen und plaudern die Vettern,

und der vornehme Vetter findet die Idee, übermorgen zusammen zu reisen, außerordentlich angenehm, doch giebt er ernstlich zu überlegen, ob es nicht viel zweckmäßiger sei, wenn Jansen vom Haag nach Rotterdam ginge, um en passant die interessanten Städte Delft und Schiedam zu besuchen. »Delft! o Delft, da giebt es die vielen historischen Erinnerungen, namentlich an den Prinzen Wilhelm den Ersten —«

»Meinen Sie also wirklich, daß ich Delft zuerst sehen soll?«

»Gewiß, ohne Zweifel;« und von Middelnesse entwirft einen sehr guten Reiseplan, wobei er jedoch Scheveningen vergißt.

»Aber ich wollte ja auch die See sehen,« erinnerte der Landmann.

»Das ist auch wahr. Nun, wissen Sie, der Cicerone, der Sie morgen begleiten wird, kann auch bis nach der See mitgehen. Sie sehen zuerst das Museum, dann das Schloß, dann Scheveningen mit der See, dort können Sie im Nothfalle essen, sehen dann den Canal, das Wäldchen u. s. w.; und wenn Sie des Abends nach Hause kommen, können Sie ruhig ausschlafen und am folgenden Morgen mit frischem Muthe den ersten Zug nach Delft benutzen.«

Jansen findet es recht schade, daß der Vetter am andern Tage so viel zu thun hat, aber das ist nun nicht zu ändern.

Nachdem nun die Laternenanzünder ihre Runde begonnen haben, um die in Dämmerung gehüllte Stadt zu erleuchten, macht von Middelnesse den Vorschlag, einen Ausgang zu machen, und Jansen stimmt bei. Im Hausflur empfängt der Hausherr vom Dienstmädchen die Nachricht, daß sie die beiden Fräulein Lamfer eingelassen habe. Herr von Middelnesse wollte bereits die Thür öffnen, um sich mit dem Vetter von seiner Gemahlin zu verabschieden, doch hastig, als ob er sich verbrannt habe, zieht er die Hand zurück und flüstert dem Vetter ins Ohr: »O weh! da würden wir gar nicht los kommen; lassen Sie uns rasch gehen, bevor man uns hört.«

»Nur zu,« sagt Jansen, indem er dem Vetter hinausfolgt, und er besichtigt den Haag bei Gaslicht, während sein vornehmer Ve-

gleiter, der den Hut tief in die Augen drückt, sorgfältig die lebhaften Straßen vermeidet, weil dort »gar kein Durchkommen ist.«

V.

Drei Schlafgemächer.

Herr von Middelnesse liegt bereits zu Bette; die gnädige Frau macht ihre Papillotten zurecht.

»Es ist unangenehm, recht unangenehm mit solchen Verwandten.«

»Lieber Gott, Charles, was kann ich dafür.«

»Du hättest nie auf die verkehrte Idee kommen sollen, solche Verwandte zu besuchen.«

»Du bist doch dabei gewesen und fandest damals, daß es allerliebste Menschen seien.«

»Gutmüthig, ja, lächerlich gutmüthig, aber dumm, weißt Du, dumm, sonst würde der Mann nicht hierhergekommen sein.«

»Ja, Charles, es thut mir leid — enfin.«

»Wenn es ihm einfällt, auch übermorgen hier zu bleiben, dann, dann — werf' ich ihn zur Thür hinaus, oder ich bleibe den ganzen Tag in meinem Bette liegen und Du kannst mit Deinem geliebten Verwandten allein die Gesellschaft halten und meinen Geburtstag feiern.«

»Sei doch nicht böse, Charles, es ist ja doch nicht meine Schuld; es ist wahr, Jansen hätte klüger sein müssen, sich wenigstens eine anständigere Kleidung anschaffen und feinere Sprache angewöhnen sollen; es thut mir leid, lieber Mann, aber ich kann es doch nicht ändern; ich selbst habe bereits, so schwierig es war, mein Möglichstes gethan, um ihn vor den Kindern und Dienstmädchen unsichtbar zu halten.«

»Die ganze Nachbarschaft wird bald wissen, daß wir Bauernverwandtschaft haben.«

»Nein, Charles, selbst die Dienstmädchen wissen es nicht, denn Sienchen konnte gar nicht begreifen, daß der Mann, wie sie sich ausdrückte, diese Nacht hier logiren sollte.«

»Es ist Deine Sache, Emilie, dafür zu sorgen, daß es geheim bleibt. Glücklicherweise begiebt er sich bereits Morgen ganz früh auf die Beine und kommt nicht vor Nachmittag zurück, dann bleibt er auf meinem Zimmer und den folgenden Tag coute qui coute muß er wieder abreisen; ich möchte wohl wissen, ob Schmidt, dem wir heute Abend begegneten, mich erkannt hat. Es ist eine fatale Lage es giebt einmal Standesunterschiede in der Gesellschaft und man muß seine Stellung bewahren. Sieh — Stellung — Stand — Bilder — Weg — Eisenbahn —«

Auf einer sehr spärlich möblirten Bodenkammer legt der ländliche Vetter beim Scheine eines Oellämpchens die Sonntagskleider ab.

Jansen legt nicht viel Gewicht auf Pracht und Schmuck. Das Kämmerchen scheint ihm gut genug und in der Bettstelle wird er ganz gut schlafen.

Obschon es ihm hier beim Vetter nicht besonders gefällt, so glaubt er doch, daß Alles geschieht, was möglich ist. Anna-Marie verstand das nicht. Gegenwärtig hielten die Menschen nichts davon, wenn man so gerade ins Haus fiel, besonders die Stadtleute nicht, und nun hatten sie es doch möglich gemacht, daß er hier logiren konnte; der Vetter selbst war mit ihm umhergegangen, ein bischen steif zwar, aber sonst doch —

Jansen hört Geräusch. Man kommt die Bodentreppe herauf, zwei Personen nahen seinem Kämmerchen, aber nein, neben der seinigen scheint eine andere Kammer zu sein, dort gehen jene hinein.

Ein gewaltiges Gähnen, ein solches, wobei der Gähnende sich schrecklich streckt und reckt, trifft das Ohr des Gastes und während

des Gähnens hört er die Worte: »Gott sei Dank, nun geht's zu Bette!«

Jansen hielt sich still, weil er jeden Laut nebenan hören konnte, als ob er dicht dabei sei. Jedenfalls schliefen dort die Dienstmädchen und nur eine einfache Bretterwand trennte die beiden Kämmerchen von einander.

Gleich nach dem Ausrufe der Gähnenden flüstert eine andere Stimme, die Jansen nichtsdestoweniger ganz deutlich verstehen konnte: »Du mußt nicht so laut reden, der Mann liegt hier nebenan und man hört jedes Wort!«

»Ei was,« klingt die Antwort, die nun ebenfalls in flüsterndem Tone gegeben wird; »ich werde mich vor solchem geldernschen Bauern geniren! Der schnarcht wohl längst wie ein Ochse.«

»Hast Du gewußt, daß unsere Leute von so geringer Herkunft sind?« flüstert das Kindermädchen.

»Nein, aber sie wollen es auch nicht gewußt haben,« antwortet Sienchen, »und man kann es ihnen eigentlich doch leicht ansehen.«

»Ja,« entgegnet die Andere, »ich habe immer gesagt, daß unser Herr dem Klempner bei uns in Scheveningen ähnlich sieht.«

»Bist Du toll?«

»Nein, und ich werde ihn nun einmal fragen, ob er nicht mit unserm Herrn verwandt ist. Der Mann hier neben ist ihr Vetter.«

»Sie müssen sich schämen,« meint Sienchen, und setzt hinzu, »und sie thun dies auch nicht wenig. Als heute Morgen der Hauptmann kam, flog sie mit ihrem Vetterchen aus der Stube, noch bevor dieser den Fuß hineingesetzt hatte.«

»Sie war bange, daß wir hören möchten, wie er sie Vetter und Base nannte; aber ich habe es doch zwei Mal gehört und es klang komisch genug.«

Beide Mädchen lachten laut auf.

»Still doch,« sagte das Kindermädchen.

»Mir ist es einerlei,« erwiderte die Andere, »sie hätten ihren

schönen Vetter in die Fremdenstube legen sollen, aber, siehst Du, das wollten sie nicht; die gnädige Frau wollte mich glauben machen, es sei ein Bauer, von dem sie früher immer die Butter erhalten habe und der nun sein Schäfchen im Trockenen habe; sie wollte dem Manne, sagte sie, die Kosten sparen und hätte ihm darum das Kämmerchen gegeben.«

»Es ist das Geringste, was es geben kann, so ein geldernscher Bauer,« sagt die Andere; »es wäre prächtig, wenn er bis übermorgen zu unseres Herrn Geburtstag bliebe, ich lachte mich todt, wenn er bei der Gesellschaft sitzen müßte.«

»Sie sind auch nicht wenig bange davor,« versichert Sienchen, »denn als ich heute Abend durch unseres Herrn Zimmer ging, hörte ich zufällig, wie er ihm bedeutete, daß er übermorgen ausrücken solle; meinetwegen könnte er schon morgen gehen, denn er bringt so viel Schmutz ins Haus und nach Trinkgeldern sieht er mir auch gerade nicht aus!«

Nach diesem Gespräche hörte der Landmann nur noch wiederholtes Gähnen, abgerissene Worte und das Gekrach des Bettes, als die Mädchen hineinstiegen.

»Gute Nacht, Wieschen!«

»Schlaf wohl, Sienchen!«

Darauf tiefe Stille.

In Jansens Kämmerchen liegen die Sonntagskleider über dem Stuhle und der Besitzer derselben sucht lange vergeblich den Schlaf.

VI.

Den andern Tag.

Kaum war das Ehepaar von Middelnesse heruntergekommen, so trat auch der geldernsche Vetter in die Frühstücksstube. Er war bereits ein paar Stündchen aufgewesen und ein wenig in den Straßen

umhergelaufen; er hatte nicht besonders geschlafen, — aber das Bett war ganz gut gewesen.

Ja wohl, ja wohl, Jansen dachte wohl daran, daß der Mann, der ihm den Weg zeigen sollte, in einem halben Stündchen kommen würde. Ein klein Stückchen Brot wollte er nehmen, aber er hatte durchaus keinen Hunger, und dann meinte er, daß es am besten wäre, wenn er nur gleich Abschied nehme, da es doch viel zweckmäßiger sei, heute Abend, nachdem er Alles gesehen habe, mit der Eisenbahn gleich nach Delft zu fahren. Dann war er morgen früh gleich an Ort und Stelle und rascher wieder zu Hause, wohin er doch auch Sehnsucht fühle.

Der Herr Vetter mußte eingestehen, daß es so allerdings am verständigsten sei, so angenehm es auch gewesen wäre, wenn der Vetter die Nacht noch zugegeben und den Abend ganz familiär bei ihnen zugebracht hätte.

In jedem Falle müsse er doch noch ein Butterbrot essen, da man sich für die Reise ein wenig stärken müsse, und die gnädige Frau, welche ganz der Ansicht ihres Gemahls ist, geht an das Büffet und präsentirt dem Vetter ein Stück Käse, aber dieser lehnt dankend das Anerbieten ab.

Der Cicerone wartet bereits im Hausflur. Der Abschied der Verwandten ist im Innern des Zimmers recht herzlich. Herr von Middelnesse sagt, er wünsche »dem Vetter« eine gute Reise und die gnädige Frau hofft, daß »der Vetter« seine Familie gesund antreffen werde. Zum Schlusse setzt Herr von Middelnesse noch hinzu: »Sollten Sie Ihren Plan vielleicht umändern, so steht unser Haus Ihnen offen, je länger, desto lieber. Was die Eisenbahn betrifft, so wissen Sie wohl, daß der Zug, mit welchem Sie nach Delft fahren wollen, um ein Viertel vor Acht geht.«

»Ich danke Ihnen, um ein Viertel nach Acht,« sagt Jansen, »ich habe mir vorhin ein Päckchen Cigarren gekauft und bei dieser Gelegenheit den Fahrplan nachgesehen.«

»Ah, richtig, ganz recht; aber es ist immer besser, eine Viertel-

stunde zu früh, als eine halbe Minute zu spät,« meint von Middelnesse.

Jansen wünscht der Base nochmals Lebewohl und geht dann in den Hausflur, wo ihm zufällig Sienchen in den Weg kommt.

»Komm einmal hierher, Mädchen,« sagt der abreisende Gast, und während er einen Gulden aus der Tasche holt und ihr ihn in die Hand steckt, flüstert er dabei: »Es ist kein geldernscher Bauer und auch kein Ochse, aber seht ihn Euch einmal genau zusammen an, ob er vielleicht dem Klempner in Scheveningen gleicht.«

Feuerroth sagt Sienchen: »Danke schön!«

Ein letztes Lebewohl wird noch zwischen den Männern gewechselt, wobei Jansen glücklicherweise das »Vetter« unterwegs läßt, dann geht er mit seinem Begleiter die Straße hinab, und während er auf die Frage des fremden Blutsaugers kurz erwidert: »Nach dem Wäldchen und an die See,« reibt von Middelnesse seine weißen Hände, kehrt zu seiner Gattin zurück und sagt ganz entzückt:

»Ueber Erwartung, es ist, als wäre mir ein Stein vom Herzen gefallen.«

»Ja, ich dachte sicher, daß er mindestens heute Abend zurückkommen werde,« lautet die Antwort der gnädigen Frau, und sie fügt noch bei: »Es hat mich sehr gefreut, Charles, daß Du den treuherzigen Mann noch ein wenig animirtest,« und sie giebt ihm einen Kuß der Anerkennung, den er sich gern gefallen läßt.

»Höre, Emilie,« sagt er darauf, »Verwandte oder nicht, man muß seinen Stand so viel wie möglich bewahren, und man thut dies nicht, wenn man solche Menschen in seinem Hause empfängt. Ich sage, Emilie, die Standesunterschiede sind einmal vorhanden, und wenn man auf einer gewissen Höhe steht, darf man sich nicht erniedrigen.«

Ganz richtig! Die Standesunterschiede sind vorhanden und man sollte sich nicht erniedrigen —

VII.

Aber:

Ungefähr ein Jahr, nachdem Jansen von seinem Ausflug wieder nach Hause gekommen und seiner Anna-Marie von nicht viel Anderem als von der Großartigkeit der See erzählt hat, mit der einzigen Beifügung, daß er nicht begreifen könne, wie ein Mensch, der die große See oft sieht, kleingeistig sein könne, ungefähr ein Jahr danach empfängt der Landmann gegen Abend einen Brief folgenden Inhalts:

»Sehr werther und hochgeehrter Vetter!

Indem wir uns stets mit großem Vergnügen an den Tag unseres ersten Bekanntwerdens erinnern, und uns mit nicht geringerem Vergnügen Ihren angenehmen Besuch ins Gedächtniß rufen, bedauern wir in der That, daß wir nicht noch einmal die Freude hatten, Sie in unserer Wohnung zu empfangen. So sehr uns Ihre Ankunft auch jetzt noch beglücken würde, müssen wir Ihnen doch rund heraus erklären, daß wir nicht im Stande sein würden, Ihnen ein Nachtlager anbieten zu können, denn Sie müssen wissen, verehrter Vetter, daß wir seit unserem letzten Zusammensein eine andere und viel kleinere Wahnung bezogen haben. Ein Zusammentreffen von Umständen, besonders durch die Ihnen bekannte letzte und allgemeine Finanzkrisis verursacht, hat uns zu dieser und vielen anderen Einschränkungen den Entschluß fassen lassen. Der entsetzlich niedere Stand der Effecten, auf die ich vertraute und zu deren Ankauf ich gewisse Gelder verwandt hatte, bringen mich in diesem Augenblicke in die bitterste Verlegenheit, und ich würde mich darin sehr ungern an Jemand anders als an Sie wenden, denn abgesehen von der Familienbeziehung, in welcher Sie zu meiner Frau stehen, haben Sie uns auch gar oft die unzweifelhaftesten Beweise Ihrer Sympathie gegeben. Ich nehme mir daher die Freiheit, sehr geehrter Vetter, Sie höflichst

und dringend zu ersuchen, mir die Summe von 2400 Gulden gegen durch Sie festzusetzende Interessen leihen und wenn möglich binnen drei Tagen zusenden zu wollen.

Die Ehre und das Glück meiner Familie hängen hierbei von Ihrer Entscheidung ab. Lassen Sie mich, ich bitte inständig darum, nicht vergeblich hoffen, erfreuen Sie mich durch die Zusendung des Geldes und glauben Sie, daß ich immer bleiben werde

Ihr dankbar ergebener Diener und Vetter
C. von Middelnesse.

P. S. Unsere herzlichsten Grüße an Ihre werthe Frau, unsere Base, und ihre lieben Kinder.«

Und der geldernsche Vetter? Er machte einen Gang ins Freie und überlegt sich die Sache; es war ihm, als ob zwei Mächte in seiner Brust mit einander stritten: nein — ja — nein — ja.

Als Jansen nach Hause kam, fand seine Frau, daß er sehr still sei.

Bevor er zu Bette ging, las er ein Capitel in der Bibel, des Nachts schlief er ruhig und am andern Tage da legte er zwei Papierchen von tausend und vier von hundert Gulden in einen Brief und schrieb die Worte hinzu:

Mit Gruß. Ersuche um Quittung. In Effecten speculiren ist gefährlich.

In großer Eile.

Ihr ergebener Diener G. Jansen.

So that der Vetter vom Lande, und Herr von Middelnesse lachte, als er den Brief empfing, und seine Gattin bekam so entsetzliche Kopfschmerzen, daß es ihr wirklich Mühe machte, die Augen zum Himmel aufzuschlagen.

Glaser, Adolf,

Niederländische Novellen den Originalen nacherzählt

Braunschwg. 1866